

KULTUR UND SPRACHE

Heiko Hausendorf

KOPRÄSENZ

Über das soziale Zuhause von Sprache

[transcript]

Heiko Hausendorf
Kopräsenz

Heiko Hausendorf (Prof. Dr. phil.), geb. 1959, lehrt Germanistische Linguistik am Deutschen Seminar der Universität Zürich. Er war Mitbegründer und langjähriger Co-Leiter des Zürcher Universitären Forschungsschwerpunktes »Sprache und Raum« und erhielt 2014 den Lehrpreis der Universität Zürich. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in der Gesprächs- und Textlinguistik.

Heiko Hausendorf

Kopräsenz

Über das soziale Zuhause von Sprache

[transcript]

Die Druckvorstufe dieser Publikation wurde vom Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung unterstützt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://dnb.dnb.de/> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivs 4.0 Lizenz (BY-NC-ND). Diese Lizenz erlaubt die private Nutzung, gestattet aber keine Bearbeitung und keine kommerzielle Nutzung.

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/>

Um Genehmigungen für Adaptionen, Übersetzungen, Derivate oder Wiederverwendung zu kommerziellen Zwecken einzuholen, wenden Sie sich bitte an rights@transcript-publishing.com

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2025 im transcript Verlag, Bielefeld

© Heiko Hausendorf

Umschlaggestaltung: Maria Arndt, Bielefeld

Druck: Elanders Waiblingen GmbH, Waiblingen

<https://doi.org/10.14361/9783839475256>

Print-ISBN: 978-3-8376-7525-2

PDF-ISBN: 978-3-8394-7525-6

Buchreihen-ISSN: 2944-5310

Buchreihen-eISSN: 2944-5329

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Inhalt

Abbildungsverzeichnis	7
1 Warum Kopräsenz? Ein Essay aus aktuellem Anlass	9
Kopräsenz im Fokus	15
Wenn Kopräsenz zum Problem wird	19
Über dieses Buch	27
2 Kopräsenz »revisited«: Goffman und danach	33
Kopräsenz als Kommunikationsbedingung:	
Interaktion und Wahrnehmungswahrnehmung	34
Mythos Kopräsenz: Raum-Zeit-Apriori, Stilisierung von Unmittelbarkeit,	
»Agency«-Idealisierung	56
3 Kopräsenz und Sprache: Sprechen-und-Zuhören und mehr	73
Wo Sprache überall zuhause ist: Gesellschaft, Bewusstsein, Leben und Rechner	74
Kopräsenz und alternative Kommunikationsbedingungen:	
Lesbarkeit und Benutzbarkeit	91
Ressourcen multimodaler Interaktion: Sprache, Körper und Architektur	105
4 Kopräsenz und verbale Interaktion: Interaktionsprobleme und ihre Lösung ...	131
Die Unwahrscheinlichkeit der Interaktion	133
Das Problem der Situierung: Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation	151
Mehr als nur Sprecherwechsel: Aufgaben in der verbalen Interaktion	170
5 Kopräsenz im Wandel – zum Abschluss ein Blick nach vorn	209
Interaktionsfähigkeit: Wer kann kopräsent sein?	210
Telekopräsenz: Anwesenheit aus der Ferne	232
Refigurationen von Kopräsenz durch Kommunikationstechnologie	249

Dank	259
Literaturverzeichnis	261
Anmerkungen	293

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1:	Pandemiebedingt abgesagte Großgruppenveranstaltung in der Gemeinde Witikon, Zürich (Foto: Christoph Hottiger)	19
Abb. 2a und 2b:	Pandemiebedingte Abstandsbestuhlung im Offenen St. Jakob Zürich (Aufnahmen: IntAkt ©)	20
Abb. 3:	Abstandsbestuhlung in der Berliner Schaubühne, März 2020 (IntAkt ©)	21
Abb. 4:	Abstandsmarkierung vor einem Ticketschalter, HB Zürich (IntAkt ©)	23
Abb. 5a und 5b:	Aufgestellte Trennscheiben vor der Kasse in einem Lebensmittelgeschäft in Zürich Hottingen (IntAkt ©)	23
Abb. 6:	Markierung der Zweckentfremdung eines Hörsaals zu Zeiten der Pandemie (Deutsches Seminar der Universität Zürich, Frühlingssemester 2020; IntAkt ©)	25
Abb. 7:	Bildschirm auf »MS Teams« mit wenigen eingeblendeten Teilnehmenden (darunter der Dozent oben links im leeren Seminarraum und mit projiziertem Bildschirm) und vielen nur mit Initial-Icons sichtbaren weiteren Teilnehmenden (IntAkt ©)	26
Abb. 8:	»Interaktion« als Zauberwort (Hinweis von Elvira Glaser, Quelle nicht mehr zu ermitteln)	35
Abb. 9:	Konfigurationen reflexiver Aufmerksamkeit (eigene Darstellung)	49
Abb. 10:	Funktionszusammenhänge von Sprache (in Anlehnung an Luhmann 1984b, S. 16)	78
Abb. 11:	»Lieber Papa«	95
Abb. 12:	Interaktionsarchitektur als Ressource der Interaktion (eigene Darstellung)	128
Abb. 13:	Die Komplexität der Situierung (eigene Darstellung)	158

Abb. 14:	Folgeprobleme von Ko-Operation (eigene Darstellung)	163
Abb. 15:	Handlungsraum als Spielraum (Quelle: ASVZ-Archiv der ETH Zürich)	166
Abb. 16:	Rezente Ressourcen der Situierung (eigene Darstellung) ..	168
Abb. 17:	Die Unwahrscheinlichkeit der Interaktion (eigene Darstellung)	172
Abb. 18:	Interaktion als Problemlösung (eigene Darstellung)	173
Abb. 19:	Kopräsenz vs. Erreichbarkeit (eigene Darstellung)	237
Abb. 20a und 20b:	Kontakt: direkt vs. vermittelt & Sprache: mündlich vs. schriftlich (eigene Darstellung)	241
Abb. 21a und 21b:	Raum: Nähe vs. Ferne & Zeit: synchron vs. asynchron (eigene Darstellung)	242
Abb. 22:	Wiedereintritt der Unterscheidung von Kopräsenz und Erreichbarkeit auf der Seite der Kopräsenz (eigene Darstellung)	247
Abb. 23a, 23b und 23c:	Schalterhalle HB Zürich (Quelle: Hausendorf und Mondada 2017)	254
Abb. 24:	Drehscheibe mit Hebel als Durchreich- und Austauschvorrichtung (Quelle: Hausendorf und Mondada 2017)	255

1 Warum Kopräsenz? Ein Essay aus aktuellem Anlass

Wenig ist uns Menschen so gewohnt und so vertraut wie die Kopräsenz mit anderen Menschen. Es gehört zum Menschsein dazu wie (für uns Heutige) die Sprache. Im Gespräch kommt beides zusammen, Kopräsenz und Sprache. Gespräche, d.h. Sprechen-und-Zuhören, gehören deshalb zu unserem Alltag so unverzichtbar wie Essen und Trinken, Schlafen und Träumen. Wir sind in Gespräche verstrickt, kommen manchmal nicht ins Gespräch hinein und manchmal auch nicht wieder heraus. Und wenn wir anfangen, über das nachzudenken, was im Gespräch passiert, ist in der Regel schon alles entschieden. Aber was ist das für eine soziale Wirklichkeit, die uns so vertraut und alltäglich ist, dass wir uns nur darüber Gedanken machen, wenn etwas schiefläuft? Was steckt dahinter und worauf beruht diese spezifische Form menschlicher Kommunikation? Geht es uns womöglich wie den »jungen Fischen«, die sich auf die Frage nach dem »Wasser« verdutzt angucken und sich fragen, »was zur Hölle Wasser ist?«¹ Anders als es der Begriff Gespräch suggeriert, ist dabei mehr als nur Sprache im Spiel. Was gesprochen und gehört wird, ist zweifellos ein wichtiger Bestandteil von Gesprächen, aber dass überhaupt gesprochen und gehört werden kann, kann selbst nicht durch Sprache gewährleistet werden. Als Kommunikationsmedium kann die Sprache selbst weder leben, denken noch kommunizieren. Dafür ist sie vielmehr auf biologische, kognitive und soziale Systeme angewiesen. In diesem Sinn kann man sagen, dass sich die Sprache im Falle des Gesprächs in einen größeren sozialen Zusammenhang eingenistet hat, aus dem sie onto- wie phylogenetisch hervorgegangen ist und tagtäglich immer wieder hervorgeht und der selbst nicht auf Sprache angewiesen ist.

Diese Einsicht hat vor allem Erving Goffman populär gemacht: »Note that the natural home of speech is one in which speech is not always present«, kann man in einem 1964 erschienenen Aufsatz lesen, der den Titel »The Neglected

Situation« trägt.² Dieser Aufsatz sollte die im Entstehen begriffene Soziolinguistik daran erinnern, dass Sprech- und Zuhörsituationen eine eigenständige soziale Realität darstellen, die auch gut ohne das Sprechen-und-Zuhören der Beteiligten auskommen kann. In genau diesem Sinn ist die Sprache nur ein – freilich prominenter – Gast in der sozialen Situation. Was im Deutschen als Gespräch bezeichnet (und nicht selten als Schauplatz tiefergehender Verständigung stilisiert) wird, ist also nicht mehr als eine Erscheinungsform der von Goffman so bezeichneten »face-to-face interaction« neben anderen Erscheinungsformen, zu denen auch das gemeinsame Warten auf dem Bahnsteig oder das Fußballspiel im Stadion gehören. Gespräche zeichnen sich vor diesem Hintergrund vielleicht nur dadurch aus, dass dabei hauptsächlich gesprochen und zugehört wird. Damit aber überhaupt gesprochen und zugehört werden kann, müssen grundlegende Erfordernisse gemeinsamer Anwesenheit sichergestellt werden, die bei der Inanspruchnahme von Sprache schon vorausgesetzt sind und die das Aufkommen von Sprache in Interaktion unauflöslich grundieren. Es wäre deshalb, hat Thomas Luckmann mit kritischem Unterton notiert, »[t]rotz der gewohnten Sprachlichkeit von Gesprächen [...] ein Irrtum anzunehmen, dass Gespräche ausschließlich aus Worten oder auch nur ›wesentlich‹ aus Worten bestehen müssten.«³

Auch das richtete sich an die Adresse der Sprachwissenschaft und ihre Neigung, Kommunikation auf Sprache zu reduzieren und die soziale Situation außer Acht zu lassen, auf die Sprache angewiesen ist und die jedes Gespräch in Anspruch nehmen muss. Genau hier kommt »Kopräsenz« ins Spiel. Goffman hat diesen Begriff (»copresence«) geprägt, um die soziale Situation zu charakterisieren. Und er hat um diesen Begriff herum in immer wieder neuen Anläufen die Grundlagen einer »Soziologie der Interaktion« entwickelt, an die in der Folge und bis heute mikrosoziologische und interaktionslinguistische Richtungen wie die ethnomethodologische Konversationsanalyse und die linguistische Gesprächsforschung anknüpfen konnten. Wer sich für Gespräche interessiert, muss sich also für Kopräsenz interessieren; es ist, wie Goffman so treffend bemerkt, das »natürliche Zuhause von Sprache«.⁴ Dass dieses »natürliche« Zuhause ein »soziales« Zuhause ist,⁵ steht im Mittelpunkt des vorliegenden Essays, der in mehreren Schritten zu bestimmen versucht, was an Kopräsenz theoretisch und empirisch so interessant sein könnte, dass man sich damit ein ganzes akademisches Leben beschäftigen kann.

Es fängt mit der Frage an, worüber genau wir sprechen, wenn wir Kopräsenz in den Mittelpunkt stellen. In erster Annäherung (und Verkürzung) könnte man sagen: Wir sprechen über das Zusammensein von Personen als Bedin-

gung von Kommunikation; Kopräsenz hat, wie der Name schon sagt, etwas damit zu tun, dass Personen zur gleichen Zeit am gleichen Ort, also gleichzeitig und gleichörtlich anwesend und unter- und miteinander zugegen sind. Das ist, um ein nicht ganz alltägliches Beispiel an den Anfang zu stellen, etwa der Fall in einer Vorlesung im Hörsaal, wenn die Vorlesende hinter dem Pult steht und immer wieder einmal aufblickt, um zu denen zu schauen, die vor ihr in den ansteigenden Sitzreihen Platz genommen haben und die ihrerseits immer mal wieder von ihren Notizen aufblicken, um zu der Dozentin zu schauen, der sie gerade zuhören. So sehr die Vorlesende auf das Pult und auf das Manuskript konzentriert sein mag und so sehr die Zuhörenden in ihren Bankreihen abgelenkt (und schläfrig) sein mögen, so sehr bezeugen sie doch schon mit ihrer physischen Gegenwart im Hörsaal, zu der eben auch die gelegentliche Suggestion wechselseitiger Aufmerksamkeit durch Blickkontakt gehört, ihre gemeinsame Anwesenheit in Raum und Zeit. Es mag verwundern, dass wir zur Illustration von Kopräsenz gleich zu Beginn auf einen besonderen Fall abstellen, der in mehrfacher Hinsicht aus dem Rahmen fällt; die Vorlesung ist offenkundig kein Gespräch, insofern dabei über weite Strecken nur eine Person spricht und sehr viele zuhören. Die Vorlesung wird also oftmals einem Monolog gleichen, der zudem nicht spontan und urwüchsig sich entwickelt, sondern in vielen Fällen sorgfältig vorbereitet worden ist und womöglich sogar abgelesen wird. Und doch kann man sich an diesem Spezial- und Grenzfall von Interaktion die Charakteristik von Kopräsenz als Kommunikationsbedingung sehr gut verdeutlichen. Wenn die gleichen Vorlesungen nicht im Hörsaal gehalten werden, sondern gedruckt vorliegen, und nicht zuhörend »from body-to-body« im Hörsaal verfolgt, sondern lesend rezipiert werden, kann von Kopräsenz zwischen Dozent:in und Publikum nicht mehr die Rede sein, auch wenn es sich in beiden Fällen um den gleichen Wortlaut handeln mag. Man denke dazu an die Form der Vorlesungsmitschrift und an den viel zitierten Anfang der Vorlesungen, mit denen John L. Austin 1955 an der Harvard-Universität seine Theorie der Sprechakttheorie entwickelt hat:

Ich habe nichts Schwieriges und schon gar nichts Anspruchsvolles zu sagen; als einziges Verdienst möchte ich dafür in Anspruch nehmen, dass es stimmt – wenigstens teilweise. Die Erscheinung, um die es geht, ist sehr verbreitet und liegt ganz offen zutage; hier und da müssen andere sie schon bemerkt haben. Aber ich habe noch niemanden gefunden, der sich richtig darum gekümmert hätte.⁶

Erst als gedruckter und posthum veröffentlichter Text haben diese bemerkenswerten Vorlesungen ihre weltweite Verbreitung in vielen Sprachen erfahren. Todsicher handelt es sich bei den gedruckt-gelesenen Vorlesungen also um Kommunikation. Da ist *Einer* (Austin), der die oder den *Anderen* (seinen Lesern und Leserinnen) etwas *über die Dinge* (seine Vorstellung von den Sprechakten) zu verstehen gibt.⁷ In dieser schriftbasierten Form der Publikation sind die Vorlesungen allerdings nicht länger auf Kopräsenz im Hörsaal angewiesen: An die Stelle der Kopräsenz von Austin als Vorlesendem und denen, die den einzelnen »William James Lectures« seinerzeit in einem Hörsaal der Harvard-Universität wöchentlich beigewohnt haben, ist die prinzipiell unabschließbare Lesbarkeit des gedruckten Textes getreten. Kopräsenz mag also wohl eine grundlegende Bedingung der Kommunikation sein, aber eine exklusive Kommunikationsbedingung ist sie schon lange nicht mehr (wenn sie es je war). Es geht, anders gesagt, auch ohne Kopräsenz. Und vielleicht ist die Geschichte der Kommunikationstechnologien auch eine Geschichte der allmählichen Ablösung von gemeinsamer Anwesenheit. Warum also (noch) ein Buch zu Kopräsenz?

Weil sich, vereinfacht gesagt, die Geschichte der Kommunikationstechnologien auch auf den Wandel von Kopräsenz selbst auswirkt. Es entstehen nicht nur wirkmächtige Alternativen (wie die auf Schrift basierende Lesbarkeit). Es entstehen auch neue, vermeintlich »künstliche« Erscheinungsformen von Interaktion (z.B. mit Beteiligung nicht menschlicher Akteure), mit denen unser Verständnis von Kopräsenz als »natürlich« gegebener Situation in Frage gestellt wird. Wir sehen in diesem Wandel die Chance, einige der Annahmen, die über lange Jahre wie selbstverständlich mit Kopräsenz verbunden worden sind – wie das Raum-Zeit-Apriori, die Stilisierung von Unmittelbarkeit und die Idealisierung von »agency« –, auf den Prüfstand zu stellen. Es könnte sein, dass Kopräsenz über die Jahre zu einer Art Mythos verklärt worden ist und dass es nunmehr an der Zeit ist, diesen Mythos zu hinterfragen. Nicht nur kommunikationstechnologische Innovationen sind an dieser Stelle zu nennen. Als eine alles andere als selbstverständliche und höchst anspruchsvolle Sozialform ist Kopräsenz auch im Hinblick auf die Onto- und Phylogenese der Menschwerdung in den letzten Jahren in den Vordergrund getreten. Es ist nicht verweren zu behaupten, dass Kopräsenz eine ko-evolutionäre Errungenschaft ist, ohne die der Prozess der Menschwerdung nicht zu denken ist (wie es z.B. unter dem Stichwort der »human interaction engine« formuliert und diskutiert worden ist).⁸ Forschungen aus der evolutionären Anthropologie haben in den letzten Jahren auf eindrucksvolle Weise belegt, dass und wie sich die Einzиг-

artigkeit des Menschen (im Vergleich mit anderen Primaten) in Fähigkeiten der Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation zeigt, die für basale Formen von Kopräsens konstitutiv sind.⁹ Mit all dem ist Kopräsens seit ein paar Jahren wieder zu einem hoch aktuellen Thema geworden, auch wenn dabei nicht immer auch von »Kopräsens« (sondern z.B. von »joint attention«)¹⁰ die Rede ist. Wir kommen darauf gleich noch kurz zurück.¹¹

Schließlich kommt ein aktueller gesellschaftlicher Anlass hinzu. Mit der vor wenigen Jahren aufgekommenen COVID-19-Pandemie, die sich in rascher Zeit weltweit verbreitet hat, haben wir erlebt, dass und wie Kopräsens auch lebenspraktisch zu einem höchst gegenwärtigen Problem geworden ist. Ohne dass die Versuchsanordnung irgendwo festgelegt worden wäre, ist 2020 fast überall auf der Welt ein einzigartiges soziales Großexperiment angelaufen. Es bestand darin, die gemeinsame Anwesenheit der Kommunikationsteilnehmer:innen auf allen Ebenen und in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens zu minimieren und wo immer möglich zu ersetzen. Auch wenn diese Maßnahmen inzwischen der Vergangenheit angehören, hat sich damit im Alltag selbst die Frage ganz praktisch gestellt, ob Gesellschaft auch ohne Interaktion und mit weitgehender Einschränkung von Kopräsens funktionieren kann. Im Nachhinein erscheinen die seinerzeit ergriffenen Maßnahmen zur Eindämmung der Pandemie wie ein Großangriff auf die durch Kopräsens begründete Sozialform der Interaktion. Seither hat die Diskussion nicht nachgelassen, ob und in welchem Maße unsere moderne Gesellschaft auf diese Sozialform (noch oder gerade jetzt und gerade wieder) angewiesen ist und worin die Alternativen bestehen könnten¹² – worauf wir in dieser Einleitung ebenfalls noch kurz eingehen wollen, weil es zeigt, was Kopräsens lebenspraktisch bedeutet, und weil wir dabei auf einige der Themenstellungen vorgreifen können, die uns im Zusammenhang mit Kopräsens beschäftigen werden.¹³

Kopräsens ist, das zeigen schon diese wenigen Bemerkungen, für viele Disziplinen ein aufschlussreicher Gegenstand.¹⁴ Wie der Untertitel dieses Buches signalisiert, gilt das auch und gerade für die Sprachwissenschaft. Manches spricht dafür, dass Kopräsens der Nährboden für die Evolution natürlicher Sprache ist. Wir lassen uns deshalb von der Annahme leiten, dass das Sprechen-und-Zuhören phylogenetisch aus Situationen gemeinsamer Anwesenheit hervorgegangen sind – so wie sich das Auftauchen der Sprache aus einem Meer von Interaktionsepisoden auch heute noch tagein, tagaus in der Ontogenese beobachten lässt (ungeachtet der gravierenden Unterschiede von Phylo- und Ontogenese).¹⁵ Das ist mitgemeint, wenn es im Untertitel

in Anlehnung an Goffman heißt, dass Kopräsenz das soziale Zuhause von Sprache ist. Damit ist naturgemäß auch die seit einiger Zeit wieder vermehrt in der Sprachwissenschaft und interdisziplinär geführte Diskussion um die alte Frage nach dem »Ursprung der Sprache«¹⁶ und der Sprache als »evolutionärer Errungenschaft«¹⁷ thematisch. Ohne dass wir auf diese nicht leicht überschaubare Diskussion¹⁸ im vorliegenden Essay näher eingehen wollen, stellt sich doch die Frage, wie etwas so Voraussetzungsreiches und Unwahrscheinliches wie ein Gespräch (»verbale Interaktion«) zustande kommen, aufrechterhalten und wie selbstverständlich funktionieren und als alltägliche Normalität erwartet werden kann. Wie die Formulierung schon anzeigt, orientieren wir uns in dieser Frage am »methodologischen Rezept« der soziologischen Systemtheorie: »Das methodologische Rezept [...] lautet: Theorien zu suchen, denen es gelingt, Normales für unwahrscheinlich zu erklären.«¹⁹

Damit ist allerdings abweichend von geläufigen Evolutionstheorien ein Fall »soziokultureller Evolution« angesprochen, der nicht die Evolution von Lebewesen, sondern die Evolution sozialer Systeme, d.h. die Evolution von Kommunikation, adressiert.²⁰ Darin eingeschlossen ist die Evolution kopräsenzbasierter Interaktionssysteme, die nicht mit der Evolution der Sprache zusammenfällt, sondern mit Kopräsenz eine Vorstufe der Sprachentwicklung im Blick hat: »Wenn wir die menschliche Kommunikation verstehen wollen, können wir [...] nicht mit der Sprache beginnen.«²¹

Wie viel mehr gilt das für Interaktion unter Anwesenden! Es stellt sich deshalb die Frage nach dem Zusammenhang von Kopräsenz und Sprache und nach der wechselseitigen Prägung von Kopräsenz durch Sprache und Sprache durch Kopräsenz. Dazu soll gelegentlich ein Rück- und Seitenblick in die Vor- und Frühgeschichte von Kopräsenz *ohne* Sprache gewagt werden, auch wenn wir dabei notgedrungen sehr allgemein und angesichts der vorliegenden Datenlage weitgehend spekulativ bleiben müssen und zudem auf Vorarbeiten aus anderen Disziplinen (wie der evolutionären Anthropologie) angewiesen sind. Wir reden dabei über mögliche Erscheinungsformen von Kopräsenz, die bei sehr grober (und zurückhaltender!) Schätzung mehrere Jahrhunderttausende zurückreichen könnten, wenn man an Kopräsenz im engeren Sinne reflexiver Aufmerksamkeit mit Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation denkt²² und etwa das Erscheinen des *Homo heidelbergensis* zum Anhaltspunkt nimmt.²³ Wenn man an Errungenschaften wie Feuer und gemeinsame Jagd denkt, bewegt man sich sogar mindestens 400.000 Jahre zurück. Bis zum Aufkommen von Sprache (im heutigen Sinne), das zumeist auf einen Zeitraum von 150.000 bis 40.000 Jahren v. Chr. taxiert wird,²⁴ verge-

hen dann immer noch Jahrhunderttausende, über die man nur hinweggehen kann, wenn man gewohnt ist, in Jahrmillionen zu rechnen. Unsere diesbezüglichen Bemerkungen sind also mit Vorsicht zu genießen und vor allem dazu gedacht, Kopräsenz und Sprache nicht wie selbstverständlich zusammenfallen zu lassen, sondern die Konfiguration von Kopräsenz durch Sprache in ihren gravierenden Implikationen deutlich zu machen. Erst vor diesem Hintergrund zeigt sich, was man über Sprache wissen kann, wenn man von ihrer Einbindung in und ihrem Hervorgehen aus Kopräsenzsituationen nicht von vornherein abstrahiert. Was natürliche Sprachen ihrem Wesen nach sind, ist durch Kopräsenz tiefgreifend geprägt worden – wie umgekehrt mit der Errungenschaft der Sprache(n) dann das geprägt worden ist, was Kopräsenz ihrem Wesen nach fortan ausmacht. Genügend Gründe also, auf Kopräsenz zurückzukommen. Wir tun das in diesem Essay nicht auf evolutionsbiologischer, paläoanthropologischer oder neurowissenschaftlicher Grundlage, sondern aus der Perspektive der Gesprächsforschung und Konversationsanalyse, weil sich diese Forschungsrichtungen auf die Beschäftigung mit Sprache in ihrem sozialen Zuhause spezialisiert haben. Welche Anregungen daraus im Einzelnen zu gewinnen sind und wie sie einmünden in Umrisse einer Theorie der Kopräsenz, soll zum Abschluss der Einleitung vorgegreifend skizziert werden.²⁵

Kopräsenz im Fokus

Es ist nicht gewagt zu behaupten, dass mit den eingangs schon erwähnten Pionierarbeiten von Erving Goffman über Kopräsenz über lange Zeit im Grunde alles Nötige gesagt schien. Noch 2015 hat Bettina Heintz in einem der systemtheoretischen Modellierung von Interaktion und Gesellschaft gewidmeten Sonderheft der Zeitschrift für Soziologie festgehalten, dass es um die »Goffman'sche Entdeckung« sehr still geworden ist: »Fünfundzwanzig Jahre, nachdem Erving Goffman Interaktion zu einem soziologisch satisfaktionsfähigen Gegenstand gemacht hat, scheint das Thema wieder ähnlich randständig geworden zu sein wie vor der Goffmanschen Entdeckung.«²⁶ Nicht selten ist man (wie wir das eingangs schon illustriert haben) davon ausgegangen, dass es bei Kopräsenz im Prinzip um die physische Anwesenheit von Menschen geht, obwohl bereits Goffmans eigene Formulierungen hinter diese Prima-facie-Evidenz zurückgehen. Man sieht das sehr anschaulich an der Art und Weise, wie Niklas Luhmann die Goffman'sche Entdeckung in seine

eigene Theorie der Sozialsysteme aufgenommen hat.²⁷ Mit dem Konzept reflexiver Wahrnehmung (Wahrnehmungswahrnehmung)²⁸ hat Luhmann in Anlehnung an Goffman schon früh eine Lesart von Kopräsenz geprägt, die nicht auf physisch gegebene, sondern sozial hergestellte Anwesenheit abstellt und so zur Grundlage der Unterscheidung von Interaktion und Gesellschaft werden konnte (worauf sich das gerade zitierte Sonderheft der Zeitschrift für Soziologie seinerzeit bezogen hat). Allerdings fristet die Theorie der Interaktionssysteme auch in der Systemtheorie bis heute eher ein Schattendasein. Noch in einer der letzten systematischen Auseinandersetzungen mit Überlegungen zum Verhältnis von Gesellschaft und Interaktion heißt es, dass »diese Überlegungen nicht über Andeutungen hinausgebracht werden können. Ihre Ausarbeitung würde, in Parallelstellung zur Theorie des Gesellschaftssystems, eine Theorie der Interaktionssysteme fordern.«²⁹

Vor diesem Hintergrund hatte es insgesamt kaum Anlass gegeben, sich über Kopräsenz noch weiter vertiefend Gedanken zu machen. Der Gegenstand der »face-to-face interaction« schien abgesehen von möglichen Feinheiten wechselseitiger Wahrnehmung hinreichend als Zusammensein (»gathering«, »encounter«) von mindestens zwei Personen zur gleichen Zeit am gleichen Ort bestimmt, also durch »Gleichzeitigkeit und Gleichörtlichkeit«³⁰ wie selbstverständlich definiert. Entsprechend galt das Nachdenken über Kopräsenz vielfach als eine langweilige und irgendwie überflüssige Anstrengung, da man sich eben auf Goffman (und wer mehr Theorie wollte: zusätzlich auf Luhmann und seine Adaption von Kopräsenz unter dem Begriff der Anwesenheit) berufen konnte und die Sache damit weitgehend erledigt schien. Zumindest war offenbar theoretisch alles Entscheidende gesagt, um den Raum einer vertiefenden empirischen Untersuchung der Interaktion für »mikrosoziologische« und »pragmatische« Ansätze wie die Konversationsanalyse oder die Gesprächsanalyse weit zu öffnen. Vor allem mit der Erfolgsgeschichte solcher Ansätze und einer bis heute inter- und transdisziplinär breiten und oftmals oberflächlichen Rezeption der Arbeiten Goffmans ging eine stillschweigende Gewissheit über eine Reihe mit Kopräsenz verbundener Annahmen einher.

Diese Situation vermeintlicher Klarheit hat sich in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren deutlich verändert. Die stillschweigende Gewissheit über das, was Kopräsenz bedeutet, hat einer kontroversen Diskussion um den Interaktionsbegriff Platz gemacht, die u.a. darum kreist, ob es heute noch zeitgemäß sei, einen engen an Kopräsenz gebundenen Interaktionsbegriff zu vertreten, und ob man nicht besser das Kopräsenzkriterium ganz aufgeben und durch das der »Ko-Temporalität« ersetzen solle. Gegenüberstellungen von Nah-

und Fernkommunikation, direkter und vermittelter Interaktion, synchroner und asynchroner sowie mündlicher und schriftlicher Kommunikation tragen weiter zur Verwirrung bei, weil nicht ganz klar ist, ob sie stets das Gleiche unterscheiden und ob und wie diese Unterscheidungen mit Kopräsenz zu tun haben.³¹ Auslöser für diese Diskussionen sind vor allem medien- und kommunikationstechnologische Entwicklungen, die eingespielte Unterscheidungen (wie die o. genannten) z.T. ins Wanken gebracht haben und vor allem Schrift als ein Medium für dialogische Kommunikation im Sekundentakt (im Sinne einer »quasi-synchronen« Kommunikation)³² haben werden lassen. Zu diesen Entwicklungen zählen, um nur ein paar Schlagworte zu nennen, das fast instantane Schreiben-und-Lesen schriftlicher Nachrichten und Mitteilungen in elektronischen Kommunikationsumgebungen, die Emulation und Simulation von Anwesenheit unter räumlich Abwesenden bei videobasierten Anrufen und Videokonferenzen, die Allgegenwart kommunikativer Präsenz und Erreichbarkeit durch mobile Endgeräte (»locative media«) oder auch der Einsatz und die Verbreitung künstlich intelligenter Systeme in alltäglichen Service- und Dialogsituationen (»human robot interaction«). Was mit Entwicklungen wie diesen problematisch geworden ist, ist die oftmals stillschweigend vorgenommene Verdinglichung (Reifizierung) und »Essentialisierung«³³ von Kopräsenz im Sinne einer mit dem räumlichen Zusammensein von Menschen physikalisch-biologisch, also substantiell gegebenen, gleichsam »natürlichen« Bedingung für Kommunikation. Hand in Hand mit diesem Raum-Zeit-Apriori von Gleichzeitig- und Gleichörtlichkeit geht die Suggestion einer direkt-unmittelbaren Kommunikation, die »in einen gemeinsamen, allen Sinnen zugänglichen Wahrnehmungsraum«³⁴ von Angesicht zu Angesicht eingebettet ist (»face-to-face«), durch keinerlei Medien oder Technologien vermittelt oder eingeschränkt wird und bei der im Sinne einer verbreiteten Idealisierung von »agency« der (erwachsene, wache, vollkompetente) Mensch das Maß aller Dinge ist. Diese oft stillschweigend vorausgesetzten Annahmen bilden einen Kopräsenzmythos, der allmählich von unterschiedlichen Seiten und mit unterschiedlichen Argumenten in Frage gestellt wird. Entsprechend ist, um die Diskussion vereinfachend zu bündeln, an die Stelle einer vermeintlich selbstverständlichen Gegebenheit von Kopräsenz im Sinne gemeinsamer Anwesenheit die Einsicht in die Gemachtheit und die Herstellung von Kopräsenz getreten und an die Stelle der »Natürlichkeit« die »Künstlichkeit« der von Goffman postulierten »sozialen Situation«.³⁵ Kopräsenz ist damit (wieder) zu einem Explanandum geworden, das es theoretisch wie empirisch in seinen Erscheinungsformen und Funktionen einzuholen gilt. Dass Kopräsenz selbst

erst mit und durch Interaktion zustande kommt, also eine sozial emergente Hervorbringung und Errungenschaft ist, lässt sich zwar schon im Rekurs auf Goffman plausibel machen (wie wir noch zeigen werden), ist aber in der Rezeption lange nicht weiterverfolgt worden. Stattdessen droht mit der Aufgabe des Kopräsenzkriteriums das »Kernelement des klassischen Interaktionsbegriffes«³⁶ verloren zu gehen. In der aktuellen Diskussion macht sich das in einer vielerorts zu beobachtenden Relativierung von Kopräsenz in ihrer sozialformkonstitutiven Rolle und einer damit einhergehenden Aufweichung des Interaktionsbegriffes bemerkbar. Im Gegensatz dazu werden wir in diesem Essay dafür plädieren, das Kopräsenzkonzept von seinen problematischen Annahmen zu befreien und jenseits des Kopräsenzmythos zur Geltung zu bringen. Man kann dann sehen, dass Kopräsenz nicht zwangsläufig da aufhört, wo technisch vermittelte Kommunikation (auch über Distanzen hinweg) anfängt und mit Einschränkungen der Multimodalität menschlicher Sinneswahrnehmung einhergeht. So prägend sich die Evolution von Kopräsenz in der Menschheitsgeschichte für die Einzigartigkeit der menschlichen Kognition ausgewirkt hat, so wenig bedeutet das, dass Kopräsenz für alle Zeiten eine exklusiv menschliche Errungenschaft bleiben muss. Aber auch für diese Diskussion um die Überschreitung der Grenzen von »human agency« durch Interaktion braucht es ein trennscharfes theoretisches Konzept von Kopräsenz, das nicht an rezenten Erscheinungsformen klebt, sondern Kopräsenz auch in Frühformen der Entwicklung (vor der Sprache) und in Spätformen seiner Weiterentwicklung (durch neue Kommunikationstechnologien und künstlich intelligente Akteure) zu erfassen erlaubt. Diese Herausforderung bildet den aktuellen Anlass für den vorliegenden Essay.

Der Anlass ist in seiner Aktualität noch dadurch verstärkt worden, dass mit dem Ausbruch der COVID-19-Pandemie im Jahr 2020 Kopräsenz in einer nicht vorstellbaren Weise zu einem lebenspraktischen Problem geworden ist. Gemeinsame Anwesenheit ist als Kommunikationsbedingung nachhaltig diskreditiert worden: Mit der ihr eingebauten Nähe und dem für sie konstitutiven Kontakt *zwischen* den Menschen erscheint Kopräsenz geradezu prädestiniert, zur Verbreitung von Viren und anderen Krankheiten beizutragen. Was man daraus über Kopräsenz lernen kann, wollen wir aus aktuellem Anlass im Anschluss verdeutlichen.³⁷

Wenn Kopräsenz zum Problem wird

In wissenschaftlicher Hinsicht ist Kopräsenz schon länger nicht mehr selbstverständlich und unproblematisch. In lebenspraktischer Hinsicht ist sie es aber erst mit Ausbruch der Pandemie geworden (wie auch anhand der folgenden Abbildungen in Erinnerung gerufen werden soll). Dabei ist mit den im Zuge der Verbreitung der Pandemie ergriffenen Schutzmaßnahmen vor allem eine mit Kopräsenz verbundene Implikation auf einen Schlag und spektakulär zum Thema geworden: das Teilen nicht nur gemeinsamer Wahrnehmung(en), sondern auch das Teilen gemeinsamer Atemluft. *Interaktionsräume* sind dadurch auf einen Schlag zu *Infektionsräumen* geworden. Es ist deshalb noch gar nicht so lange her, dass Interaktionsereignisse, zumal in Form größerer Versammlungen, der Reihe nach abgesagt wurden – wie diese Veranstaltung zur Arealentwicklung in der Neuen Kirche in Witikon, einem Quartier der Stadt Zürich (s. Abb. 1).

Abb. 1: Pandemiebedingt abgesagte Großgruppenveranstaltung in der Gemeinde Witikon, Zürich (Foto: Christoph Hottiger)



Kopräsenz meint eben nicht nur das intime Vieraugengespräch unter denen, die sich im übertragenen Sinne nahe sind, sondern auch die mehr oder weniger anonyme Großveranstaltung mit der für sie typischen Versammlungsöffentlichkeit, die durch diejenigen konstituiert wird, die auf überschaubarem Raum (z.B. in einer Kirche) zusammen sind und die sich (noch) wechselseitig wahrnehmen können – und sich schon durch dieses Beisammensein der Gefahr einer Infizierung aussetzen. Großveranstaltungen sind deshalb zu gefürchteten Infektionsauslösern geworden – weil sie neben allem, was sie noch sind, Kopräsenz unter Anwesenden darstellen und in geschlossenen Räumen das Teilen von Atemluft implizieren.

Viele der im Zuge der Pandemie ergriffenen Maßnahmen (Abstandsregeln, Schutzmasken, Trennscheiben) haben unmittelbar auf das Verhindern oder mindestens Erschweren des Teilens gemeinsamer Atemluft reagiert, um unter denen, die noch unbedingt anwesend sein mussten oder wollten, die Verbreitung des Virus zu erschweren. Mit diesen *Infektionsverhinderungsanstrengungen* sind teilweise auch gleich *Interaktionsverhinderungsarchitekturen*³⁸ entstanden, die die Normalformerwartungen an Kopräsenz erheblich strapaziert haben. Man sieht das anschaulich an der Bestuhlung des Kirchenraums der Zürcher Citykirche Offener St. Jakob. Schon lange vor Ausbruch der Pandemie sind hier die fest montierten Sitzbänke im Sinne einer »Open space«-Programmatik demontiert wurden, so dass die Bestuhlung flexibel auf die pandemiebedingten Schutzmaßnahmen reagieren konnte (s. Abb. 2a und 2b).

Abb. 2a und 2b: Pandemiebedingte Abstandsbestuhlung im Offenen St. Jakob Zürich (Aufnahmen: IntAkt ©)



Erst wenn man sich Bilder wie diese in Erinnerung ruft, wird deutlich, wie sehr auch Versammlungsöffentlichkeiten von der räumlichen Nähe der Beteiligten leben, auch wenn nicht alle Versammelten einander gleich nahe sein können. Ein Nebeneffekt der Abstandsbestuhlung, die die Größe des Raumes ausnutzt, scheint in der Vereinzelung der Sitzenden zu liegen. Dieser Effekt wird im Kirchenraum besonders greifbar, weil man ihn automatisch vor dem Kontrast der Kirchenbänke sieht, die ein unmittelbares Nebeneinandersitzen suggerieren, das zur Vergemeinschaftung der Sitzenden als Kollektiv (Gemeinde) beiträgt und Kopräsenz auch für die Beteiligten emphatisch erlebbar machen kann. Es liegt nahe, dass ein solches Erleben mit der Abstandsbestuhlung tendenziell erschwert wird.

Mit dem Kriterium der wechselseitigen Wahrnehmung der Anwesenden hat Kopräsenz eine leicht abstrakt-unanschauliche Bedeutung. Die für Kopräsenz unabdingbare Überschaubarkeit der Anwesenden kommt dagegen in der Regulierung des Abstands zwischen den Beteiligten auf eine sehr konkret-ananschauliche Weise zum Ausdruck. Kopräsent zu sein, heißt fast immer auch, einander (relativ) nahe sein. Davon zeugt dann eben auch das auf Abb. 2a dokumentierte Abweichen von der Regelbestuhlung, das die Teilnehmenden, wie man auf Abb. 2b sehen kann, vereinzelt bereits wieder rückgängig gemacht haben, indem sie die Stühle nebeneinander gerückt haben. Abstandsbestuhlungen haben auch vor anderen Versammlungsorten nicht Halt gemacht, wie die aufwendige Demontierung fest verschraubter Klappsessel an der Berliner Schaubühne zeigt (s. Abb. 3).

*Abb. 3: Abstandsbestuhlung in der Berliner Schaubühne,
März 2020 (IntAkt ©)*



Bilder wie diese zeigen nicht nur Architekturen für spezielle Formen von Kopräsenz, sie zeigen auch, wie diese Architekturen anlassbezogen mit Eingriffen z.B. in die Bestuhlung dazu beitragen können, Kopräsenz zu »re-figurieren«.³⁹

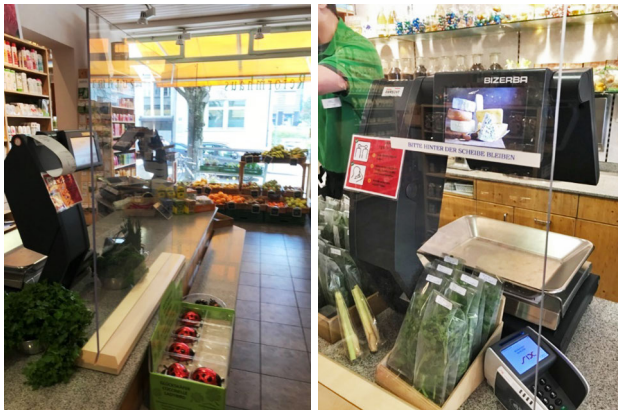
Die in der Pandemie sehr prominent hervorgetretene Re-Figuration von Nähe und Abstand erfasst eine Ausprägung von Kopräsenz, die zu dem gehört, was man unter Anwesenden im Normalfall praktiziert, ohne darüber nachdenken oder gar reden zu müssen. Man könnte dazu mit Rückgriff auf die interaktionssoziologische Begrifflichkeit der »Territorien des Selbst«⁴⁰ von einer Territorialisierung von Anwesenheit sprechen, die sich unmittelbar auf die Herstellung des körpergebunden hergestellten Interaktionsraumes auswirkt und neue Anpassungsleistungen und Routinen alltäglicher Interaktion erfordert. In den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts war der Anthropologe Edward T. Hall berühmt damit geworden, kulturübergreifend zu untersuchen, was unter Menschen als angemessener Abstand zwischen den Beteiligten gilt, wenn sie sich treffen und miteinander zu kommunizieren beginnen (»Die Sprache des Raumes«).⁴¹ Die nicht nur an Supermarkteingängen und -kassen, sondern auch in öffentlichen Gebäuden auf dem Boden markierten Distanzonen von zwei Metern liegen jenseits der bekannten Spannen, weil sie nicht nur die Reichweite der Kommunikationsorgane überschätzen, sondern auch die Exklusivität und Intimität der Begegnung verhindern, wie sie sich sogar beim Anstehen an einem Automaten entwickeln können – und genau deshalb unterbunden werden mussten, wie die Abstandsmarkierung vor einem Ticketautomaten der Schweizerischen Bundesbahnen (SBB) am Zürcher Hauptbahnhof illustriert (s. Abb. 4).

Es passt in dieses Bild, dass die an den Bahnhöfen bereits vielfach zurückgebaute Architektur des Fahrkartenschalters mit Trennscheibe in der Pandemiehochzeit eine Wiederkehr an allen möglichen Verkaufsstellen gefunden hat: Plexiglasscheiben wurden aufgestellt, Plastikbahnen gespannt und Absperrbänder installiert. »Bitte hinter der Scheibe bleiben« war entsprechend ein Motto der Stunde (s. Abb. 5a und 5b).

Abb. 4: Abstandsmarkierung vor einem Ticketschalter, HB Zürich (IntAkt ©)



Abb. 5a und 5b: Aufgestellte Trennscheiben vor der Kasse in einem Lebensmittelgeschäft in Zürich Hottingen (IntAkt ©)



Man kann nachlesen, dass Messebaufirmen, die sich auf die neuen »Raumkonzepte« für Gastronomie und Handel eingestellt haben, in Pandemiezeiten sehr gute Geschäfte mit improvisierten Plexiglasaufstellern gemacht haben. Auch diese Trennungsarchitekturen haben dazu beigetragen, die auf Kopräsenz basierende Routine der Verkaufsinteraktion zwischen Kundin bzw. Kunde und Verkäufer:in an Bedienungstheken und Ladenkassen zu refigurieren – ein alltägliches Lehrstück dafür, dass und wie Interaktion auf Architektur als Ressource zurückgreifen und dabei durch Architektur konfiguriert werden kann (was uns in diesem Essay noch beschäftigen wird).

Ebenfalls in Abhängigkeit von der potentiellen Infektiosität, die von Kopräsenz ausgeht, sind seit dem Ausbruch der Pandemie Softwarelösungen wie Pilze aus dem Boden geschossen, die einen synchronen Informationsaustausch mit Bild- und Tonübertragung räumlich getrennter Teilnehmer(-gruppen) ermöglichen und vereinfachen (Videokonferenz). Innerhalb von Wochen ist diese – schon seit langem verfügbare – Technologie von einer Ausnahme- und Speziallösung zu einem weit verbreiteten Normalfall der Kommunikation geworden. Ob damit ein adäquater Ersatz für Kopräsenz mit Gleichörtlichkeit geschaffen worden ist, mag dahingestellt bleiben. Dass dabei wie schon beim Telefon wechselseitige Wahrnehmung suggeriert und in diesem Sinn auch Anwesenheit »hergestellt« werden kann, zeigt aber, wie wandlungsfähig und robust Kopräsenz als Kommunikationsbedingung sein kann, wenn es darauf ankommt – und wenn man sich genügend vom Mythos Kopräsenz und den damit verbundenen Annahmen gelöst hat. So sehr der Interaktionsraum für diejenigen, die sich noch vor Ort getroffen haben, durch neue Architekturen refiguriert worden ist, so sehr ist der gewohnte Interaktionsraum mit dem Übergang zur Videokonferenz auch außer Kraft gesetzt worden. Die über Jahrhunderte für zweckorientiert-institutionalisierte Kommunikation geschaffenen Interaktionsarchitekturen des Sichttreffens und Versammelns, der gemeinsamen Arbeit und des gemeinsamen Aufenthalts und Verweilens sind vielfach von heute auf morgen leer geblieben bzw. zweckentfremdet worden. Dieses Schicksal hat z.B. vielfach der Hörsaal an der Universität erlebt, der vom Versammlungs- zum Übertragungsort (»Streaming Saal«) mutiert ist, wie die zeitgenössische Beschriftung eines Hörsaals am Deutschen Seminar der Universität Zürich zeigt (s. Abb. 6).

Abb. 6: Markierung der Zweckentfremdung eines Hörsaals zu Zeiten der Pandemie (Deutsches Seminar der Universität Zürich, Frühlingsemester 2020; IntAkt ©)

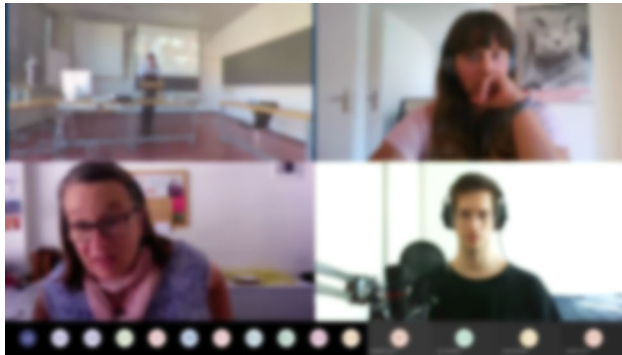


Vorlesungen haben deshalb vielfach außerhalb des Hörsaals (oder eben im leeren, zum »Streaming Saal« umfunktionierten Hörsaal), Gerichtsverhandlungen außerhalb des Gerichtssaals, Gemeinderatsversammlungen in Ausstellungshallen oder Gottesdienste außerhalb des Kirchenraumes stattgefunden. Über Jahrhunderte für gesellschaftliche Zwecke und ihre Organisationen ausdifferenzierte Interaktionsarchitekturen verloren damit auf einen Schlag an Bedeutung, und es ist noch die Frage, ob die Zweck- und Funktionsgebäude diesen pandemiebedingten Bedeutungsverlust nach der Pandemie wieder voll werden aufholen können. In der institutionellen Kommunikation lässt sich entsprechend in fast allen gesellschaftlichen Funktionssystemen eine Tendenz zur Relativierung der historisch gewachsenen Interaktionsarchitekturen feststellen. Mit der Problematisierung verkörperter Anwesenheit sind auch die Räume problematisch geworden, innerhalb derer sich diese Kopräsenzen ereignen und feste architektonische Formen gefunden haben, wobei die Institutionen offenbar unterschiedlich auf diese Tendenz zur »Enträumlichung« organisierter Anwesenheit reagiert haben. Während sich z.B. die universitäre Lehre in Form der Vorlesung auf den Wegfall des Hörsaals insgesamt gut und schnell mit telekommunikativen Formaten eingestellt hat, hat sich die religiöse Kommunikation als stärker raum- und ortsgebunden erwiesen: Gottesdienste sind in vielen Fällen auch aus leeren Kirchen übertragen worden (während sich die »Geistervorlesung« im Hörsaal typischerweise

als eher problematisch erwiesen hat).⁴² Mit Bezug z.B. auf den Gerichtssaal ist intensiv diskutiert worden, ob und wie »Vorladungen« (also verordnete Anwesenheit) auch außerhalb des Gerichtes realisiert werden können. Sitzungen von Gemeinde-, Kantons- und Bundesparlamenten haben sich im Kontrast relativ leicht in Mehrzweck- und Messehallen verlagern lassen.

An die Stelle der Innenraumarchitekturen aus Stein und Beton sind vielfach die »affordances« der Softwareprogramme getreten, die man nur noch metaphorisch als »Plattform«-Architekturen ansprechen kann, an die Stelle der physischen die virtuellen Räume – und mit ihnen anstelle der institutionellen häufig die privaten Aufenthalts- und Verweilorte der Beteiligten (Homeoffice), die mit der Aufzeichnung des eigenen Bildes als (bedeutungsloser?) Hintergrund durch Kameras sichtbar geworden sind (s. Abb. 7).

Abb. 7: Bildschirm auf »MS Teams« mit wenigen eingeblendeten Teilnehmenden (darunter der Dozent oben links im leeren Seminarraum und mit projiziertem Bildschirm) und vielen nur mit Initial-Icons sichtbaren weiteren Teilnehmenden (IntAkt ©)



Dieser Übergang vom gebauten Raum in die Flächigkeit einer Kachelwand mit »talking heads«-Konfiguration⁴³ hat die modernen Organisationen der Gesellschaft gleichermaßen erfasst, auch wenn nicht alle Institutionen gleichermaßen gut damit klargekommen sind, dass Kopräsenz zu Telekopräsenz geworden ist und die Erfahrbarkeit gemeinsamer Anwesenheit und gemeinsamen Zusammenseins damit zwangsläufig eine andere geworden ist. Man sieht einige der jeweils vor ihren Kameras versammelten Beteiligten. Man kann vermuten, dass sie dem Dozenten (Abb. 7, kleines Bild oben links) zuhö-

ren, und man kann mehr oder weniger gut sehen, wie sie auf unterschiedliche Weise demonstrieren, dabei zu sein. Nicht selten beschränkt es sich auf die Begrüßung und Verabschiedung der Beteiligten, dass so etwas greifbar wird wie das Zelebrieren emphatisch aufgeladener Kopräsens. Die Sicherung (der Unterstellbarkeit) wechselseitiger Wahrnehmung als Kommunikationsbedingung ist das eine, das Erleben von emphatisch geteilter Kopräsens unter den Anwesenden ein anderes. In diesem Sinn hat die Pandemie dazu beigetragen, dass eine abstrakte Kommunikationsbedingung wie Kopräsens nicht nur lebenspraktisch zum Problem, sondern auch zum Gegenstand von Reflexion und vielfach auch von Wertschätzung geworden ist. Das betrifft Versammlungen an speziellen Versammlungsorten in ähnlicher Weise wie das gesellige Zusammenkommen im kleineren Kreis, die institutionalisierte ähnlich wie die private Kommunikation. Gerade in den Hochzeiten der pandemiebedingten Maßnahmen, also zu Lockdownzeiten, ist für viele deutlich geworden, was fehlt, wenn auf einmal mit Kopräsens eine fundamentale Sozialform menschlicher Kommunikation unterdrückt wird, wie sie eben auch im Kaffeeklatsch mit Freundinnen und Nachbarn, in der alltäglich-zufälligen Begegnung unterwegs, aber auch beim gemeinsamen Essen auf Verabredung sich manifestiert, also in mehr oder weniger ritualisierten und zelebrierten Formen, die mit und über Anwesenheit hinaus mit Zugehörigkeit, Geselligkeit und Gemeinschaft (»social belonging«, »conviviality«, »commonality«, »social solidarity«, »being with«) zu tun haben.⁴⁴ Kopräsens ist als Kommunikationsbedingung mehr oder weniger neutral gegenüber derartiger affektiv-emotionaler Aufladung (emphatisches Beisammensein), aber sie bietet einen Rahmen, in dem und mit dem sich Gesellschaft über Anwesenheit hinaus in Form von sozial aufgeladenen Interaktionsepisoden ereignen kann. Auch davon handelt der vorliegende Essay.

Über dieses Buch

Kopräsens wird in diesem Buch aus der Perspektive von Gesprächslinguistik und Konversationsanalyse zum Thema gemacht. Es sind die zwischen Sprachwissenschaft und Soziologie angesiedelten Forschungsrichtungen, die sich für Sprache(n) in ihrem sozialen Zuhause interessieren und ihre Beobachtungen zur Sprache aus dem Bezug auf dies angestammte Habitat der Sprache gewinnen. Bis heute sind es primär empirisch orientierte Forschungsrichtungen, die eine Vielfalt und Vielzahl an empirischen Beobachtungen zusammen-

getragen haben, ohne dass daraus bei aller Reichhaltigkeit der Empirie eine Theorie der Kopräsenz hervorgegangen ist. Die ethnomethodologische Konversationsanalyse misstraut der damit verbundenen Abstraktion viel zu sehr, als dass sie sich auf ein solches Unterfangen eingelassen hätte. Und die linguistische Gesprächsforschung ist ihrerseits dann doch viel zu sehr an Sprache interessiert, als dass sie etwas zum genuinen Gegenstand machen wollte, das offenbar auch vor und ohne Sprache Bestand hat – und in dem die Sprache tatsächlich nur eine Gästin ist. Überlegungen zu Kopräsenz müssen deshalb nach wie vor bei Goffman ansetzen. Sie können zudem mit der Luhmann'schen Systemtheorie ein Begriffsinstrumentarium aufnehmen, das an Goffman kongenial anschließt.⁴⁵ In einem ersten Schritt werden wir deshalb mit Goffman und Luhmann festhalten, dass Kopräsenz mit dem Wahrnehmen des Wahrgenommenwerdens entsteht, also mit reflexiver Wahrnehmung.

Mit diesem Verständnis kann man sich von einigen problematischen Annahmen lösen, die zusammengenommen den Mythos Kopräsenz begründen. Kopräsenz ist nicht an physische Präsenz zur gleichen Zeit am gleichen Ort gebunden, sie schließt Kommunikationstechnologien nicht aus, die über die Sinnesorgane des Menschen hinausgehen, und sie ist nicht auf voll kompetente erwachsene Menschen beschränkt. Natürlich kann Kopräsenz in genau dieser Konstellation zustande kommen: zwischen erwachsenen, in ihren sensorischen und kognitiven Kompetenzen nicht beeinträchtigten Menschen, die zur gleichen Zeit am gleichen Ort sind und nicht mehr als ihren Körper dabei haben (und womöglich noch ein Gespräch führen). Zwischen solchen *Erscheinungsformen* von Kopräsenz und dem *Gegenstand* der Kopräsenz muss man allerdings zu unterscheiden wissen. Wir orientieren uns deshalb allein am Kriterium der Reflexivität wechselseitiger Wahrnehmung und sind offen dafür, ob diese Möglichkeit der Wahrnehmungswahrnehmung nur körperlich-organisch oder auch unter Einsatz körperexterner Technik(en) zustande gebracht wird und sich die Gleichörtlichkeit der Beteiligten dabei dann womöglich als überwindbar erweist. Offen sind wir auch für das, was es an Interaktionsfähigkeit auf Seiten der Beteiligten braucht, damit sich die Reflexivität wechselseitiger Wahrnehmung entwickeln kann. Es kann kein Zweifel bestehen, dass es dafür im Prinzip weder die gesamte Breite sinnlicher Wahrnehmung noch phylo- und ontogenetisch voll entwickelte spezifisch menschliche Fähigkeiten braucht. Es könnte sein, dass sich diese Fähigkeiten ko-evolutionär erst mit Kopräsenz entwickelt haben – und dass die Evolution von Interaktionsfähigkeit beim Menschen auch nicht Halt machen wird. Wir werden deshalb versuchen, hinter die uns gewohnten und geläufigen prototypischen Erscheinungs-

formen von Kopräsens zu blicken und dabei immer wieder auf unser begriffliches Instrumentarium zurückkommen: auf Kopräsens als Kommunikationsbedingung, die auf Wahrnehmungswahrnehmung beruht, und auf Interaktion als Sozialform, die ausgehend von und mit dieser Wahrnehmungswahrnehmung anläuft. Anwesenheit kommt dabei als *soziale* Errungenschaft ins Spiel. Natürlich fällt diese soziale Anwesenheit bis heute oft mit physischer Anwesenheit zusammen, und sie dürfte ursprünglich noch kaum davon zu trennen gewesen sein. Seit es so etwas wie Kopräsens und Interaktion gibt, dürfte es gleichwohl schon immer einen Mehrwert an *sozialer* Anwesenheit im Sinne von Zugehörigkeit gegeben haben, der mit dem Aufkommen und der Verfestigung reflexiver Wahrnehmung zu tun hat. Das mag spekulativ erscheinen, aber man lese einmal nach, worin sich neun Monate alte Menschenbabys von anderen Primaten wie Schimpansen und anderen Menschenaffen unterscheiden, um zu sehen, dass es die Reflexivität von gemeinsamer Aufmerksamkeit (die Aufmerksamkeit auf die Aufmerksamkeit der oder des Anderen) ist, die phylo- und ontogenetisch als »eine Art rekursiver sozialer Struktur« den Unterschied zu machen scheint.⁴⁶ In unserer Terminologie ist das im Kern der Mechanismus von Wahrnehmungswahrnehmung, der Kopräsens begründet. Solche Einblicke in Frühformen der Ko-Evolution von Interaktionsfähigkeit und Kopräsens sind nur möglich, wenn man Kopräsens möglichst abstrakt, d.h. losgelöst von ihren konkreten Erscheinungsformen zu fassen bekommt. Das ist der erste Schritt (Kap. 2).

Von Sprache ist dabei zunächst nur am Rande die Rede, weil die Sprache offenkundig eine spätere evolutionäre Errungenschaft ist, die nicht mit Kopräsens zusammenfällt. Gleichwohl tritt Sprache als oral-aural flüchtiges Medium in der Kopräsenssituation in Erscheinung. Im Sprechen-und-Zuhören fallen Kopräsens und Sprache deshalb bis heute zusammen. Trotzdem muss man sie in der Betrachtung auseinanderziehen. Man wird sonst weder Sprache noch Kopräsens gerecht. *Zum einen* gilt es, deutlich zu machen, dass Sprache auch unabhängig von Kopräsens ein Eigenleben führt (Kap. 3). Sprache ist deshalb mehr als Sprechen-und-Zuhören, und sie ist über Kopräsens hinaus auch in anderen Habitaten zuhause. Dazu gehören auch Systeme, die eigenständige Gegenstände neben der Kommunikation konstituieren wie biologische Systeme (Leben), psychische Systeme (Bewusstsein) und Rechner (Algorithmen).⁴⁷ Sprache kann zwar selbst nicht kommunizieren, leben, denken oder rechnen, aber sie taucht in diesen Welten auf und wird dabei auf eine je eigene Art in Anspruch genommen. Schon das Begriffspaar Schreiben-und-Lesen verweist zudem auf eine andere Sozialwelt, in der die Sprache ebenfalls zuhause ist. Es

ist dies die Welt der Kommunikation mit und durch Schrift. Die Bedingung der Möglichkeit dafür ist nicht länger Kopräsens, sondern Lesbarkeit. Wir werden darauf (und mit Benutzbarkeit auf eine weitere Kommunikationsbedingung) eingehen, weil Kopräsens als Kommunikationsbedingung erst dann deutlich hervortritt, wenn man auch ihre Alternativen sieht – und im Fall der Sprache mit sieht, dass und wie Sprache an der Herausbildung dieser Alternativen beteiligt ist. Es wird dann klar, wie sehr sich die Sprache inzwischen von Kopräsens als ihrem sozialen Zuhause freigemacht und als Medium für Prozesse unterschiedlicher Art weiterentwickelt hat, so dass sie als Ressource der Interaktion (neben dem Körper und der Architektur) maßgeblich zur Konfiguration von Kopräsens beigetragen hat und nach wie vor beiträgt.

Zum anderen werden wir hervorheben, dass Sprache nicht nur eine Art Beiprodukt und Ressource von Kopräsens ist, sondern als evolutionäre Errungenschaft eigener Art mit dem Sprechen-und-Zuhören einen eigenständigen Typus von Interaktion mit und durch Sprache (verbale Interaktion) prägt und vorantreibt. Verbale Interaktion beruht nach wie vor auf Kopräsens und Multimodalität, aber sie weist unverkennbar eine charakteristische Ausdifferenzierung sprachinduzierter Problemstellungen auf (Kap. 4). Interaktion gibt es (wie Kopräsens) auch schon vor der Sprache, aber sie verändert sich, wenn und in dem Maße, in dem Sprache in und mit Interaktion in Erscheinung tritt. Manifeste Ausdrücke davon sind die charakteristischen Probleme und Aufgaben, die sich mit verbaler Interaktion immer stärker herausbilden. Prototypisch gehört dazu die Anforderung des Sichabwechselns (»turn taking«), mit der das Verstreichen von kopräsent verbrachter Zeit einen eigenständigen Strukturwert im Sinne der Erwartbarkeit von Reihenfolgeerwartungen enthält (Sequentialität). Mit der Arbeit an diesen und weiteren Aufgaben kommt es zu einer Dynamik der Problemlösung und -stellung, mit der sich verbale Interaktion immer erfolgreicher in ihrer »Unwahrscheinlichkeit« profilieren kann, was die Evolution dieses neuen Typs von Kopräsens maßgeblich vorangetrieben haben muss.⁴⁸ Das ist die Stelle, an der wir unmittelbar an die empirischen Beobachtungen und Befunde der Konversationsanalyse und Gesprächslinguistik anschließen können; das Anfangen und Aufhören, das Sichabwechseln, das Beitragen zu einem Thema, die Selbst- und Fremddarstellung und die Rahmung sind mehr oder weniger gut bekannte Probleme der Interaktion, deren Bearbeitungsverfahren in der Literatur gut dokumentiert sind. In unserer Rückschau auf diese Aufgaben wollen wir vor allem zeigen, wie sehr Kopräsens damit durch Sprache refiguriert wird. Das gilt, wie schon erwähnt, vor allem für das Sichabwechseln. Ihm gegenüber steht eine Auf-

gabe, die erst in den letzten Jahren ins Rampenlicht der Forschung geraten ist, weil sie viel weniger stark durch Sprache geprägt ist. Das ist die Aufgabe der *Situierung*, d.h. der Verankerung von Kopräsenz in einem gemeinsamen Interaktionsraum der Beteiligten. Der Fokus auf die Situierung erlaubt einen Einblick in den Übergang von vorsprachlicher Kopräsenz zur verbalen Interaktion; die mit der Situierung verbundenen Aufgaben der Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation gelten auch für vergleichsweise wenig voraussetzungsreiche Formen von Kopräsenz, die wichtige Schrittmacher auf dem Weg zur Entwicklung von Interaktionsfähigkeit und verbaler Interaktion darstellen. Wir sehen in der Aufgabe der Situierung deshalb das Bindeglied zwischen vorsprachlicher und sprachlicher Interaktion.

Die Situierung ist ein Bindeglied auch, um im letzten Schritt über Kopräsenz im Wandel nachzudenken (Kap. 5). Wir kehren dabei zurück an den Ausgangspunkt dieses Essays: an die kommunikationstechnologischen Entwicklungen, die dazu geführt haben, dass Kopräsenz wieder zu einem aktuellen Thema geworden ist. An die Stelle der vermeintlichen Natürlichkeit des unmittelbaren Zusammenseins mit Anderen ist die provozierende Künstlichkeit der »synthetischen« Situation getreten,⁴⁹ die die Kopräsenzforschung neu herausfordert. Das betrifft *zum einen* die Frage, was letztlich Interaktionsfähigkeit ausmacht. Traditionell wird Interaktionsfähigkeit im Rückgriff auf humanzentrierte Annahmen über Handlungsfähigkeit bestimmt. Im Lichte der hier vertretenen Theorie von Kopräsenz scheiden substantialistische Annahmen dieser Art aus, weil mit und durch Interaktion anlassbezogen und flexibel definiert wird, was es an Interaktionsfähigkeit gerade braucht. Wenn man dazu an frühe Formen von Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation denkt, geht es in erster Linie um die Adressierbarkeit von Wahrnehmung. Darauf aufbauend können sich mit und durch Interaktion anspruchsvollere Collagen von Erwartungen an Interaktionsfähigkeit (Personen) ausbilden. D.h. auch, dass Adressierbarkeit je nach Anlass und Rahmen auch durch künstliche Intelligenz in ausreichendem Maße erfüllt werden kann – wie zu zeigen sein wird.

Die kommunikationstechnologischen Entwicklungen, die nach der Zukunft von Kopräsenz fragen lassen, betreffen *zum anderen* die o. schon ausführlicher angesprochene Simulation und Emulation von Kopräsenz auf Videoanruf- und -konferenztools. Unter denen, die sich mit so etwas auskennen, also Daten von Kommunikation auf solchen Plattformen empirisch untersucht haben, besteht kein Zweifel, dass es sich dabei, wie schon beim Telefonieren, um kopräsenzbasierter Interaktion handelt. Wir werden in diesem

Sinne zeigen, dass die Kommunikation auch in diesem Fall tatsächlich auf Wahrnehmungswahrnehmung beruht und in Anlehnung an einen Vorschlag aus der Literatur von »telecopresence« (Telekopräsenz) sprechen.⁵⁰ Es versteht sich von selbst, dass das nicht heißt, dass einfach alles beim Alten bleibt. Insbesondere die Situierung erweist sich in diesem Kontext als anspruchsvoll, insofern die Herstellung des Interaktionsraums neu an die »affordances« der kommunikationstechnologischen Tools angepasst werden muss und die (nicht metaphorisch verstandene) Interaktionsarchitektur als Ressource weitgehend ausfällt. Die Einordnung von Telekopräsenz zwischen Nah- und Fernkommunikation, direkter und vermittelter Interaktion, synchroner und asynchroner, mündlicher und schriftlicher Kommunikation sorgt hier zur Zeit noch für manche Verwirrung. Wir schlagen deshalb die Orientierung an der Unterscheidung zwischen Kopräsenz und Erreichbarkeit vor. Telekopräsenz erweist sich dann als eine hybride Kommunikationsform, die aus einem Wiedereintritt (»re-entry«) der Unterscheidung auf der Seite der Kopräsenz resultiert. Mit diesem Ausblick auf Kopräsenz im Wandel schließt sich der Kreis.

Mit Kopräsenz kann man sich, wie eingangs nebenbei bemerkt, ein akademisches Leben lang beschäftigen. Der hier vorliegende Essay ist deshalb auch das Ergebnis der Überarbeitung einer Reihe von Aufsätzen, die in den letzten rund zwanzig Jahren aus verschiedenen Anlässen entstanden und an verstreuten Orten publiziert worden sind. In ihnen habe ich die Gelegenheit(en) genutzt, etwas über Kopräsenz loszuwerden, ohne dem Thema in der gebührenden Tiefe und in größerem Zusammenhang jeweils weiter nachgehen zu können. Naturgemäß kommt bei solchen Gelegenheitsarbeiten einiges zu kurz, von dem ich hoffe, dass es an dieser Stelle unter dem Dach einer übergreifenden Fragestellung aufgenommen und weiterentwickelt werden konnte: Worin besteht Kopräsenz, welchen Stellenwert hat dabei die Sprache und wie lässt sich Kopräsenz in Onto- und Phylogenese modellieren? Um die Verankerung des vorliegenden Essays in früheren Aufsatzpublikationen und die entsprechenden Überarbeitungen sowie die stellenweisen Übernahmen von Textpassagen aus diesen Publikationen transparent zu machen, habe ich den Bezug jeweils durch einen Verweis auf die Erstpublikation markiert.⁵¹ Es kommt hinzu, dass ich in diesem Essay auf empirische Analysen und Datenbelege fast gänzlich verzichtet habe; sie finden sich aber in den zitierten Artikeln. Im Ergebnis hat das zu einer peinlichen Flut von Hinweisen auf eigene Publikationen geführt. Der Leser und die Leserin mögen das geflissentlich überlesen.

2 Kopräsenz »revisited«: Goffman und danach

Jedes Nachdenken über das Verhältnis von Kopräsenz und Sprache und über Phänomene des Wandels von Kopräsenz setzt ein Verständnis von dem voraus, was mit Kopräsenz im Kern gemeint ist. Darauf wollen wir jetzt eingehen, und wir müssen dafür etwas weiter ausholen. Zunächst gilt es, an Goffman und Luhmann anzuknüpfen und Kopräsenz als eine unter den Anwesenden selbst hergestellte Kommunikationsbedingung zu bestimmen. Das Stichwort dafür ist Wahrnehmungswahrnehmung. Mit dem Moment, in dem wahrgenommen werden kann, dass wahrgenommen wird, emergiert die Sozialform der Interaktion, die sich dadurch von anderen Sozialformen der Kommunikation unterscheidet (die z.B. auf Lesbarkeit beruhen). Ausgehend von diesem Kernverständnis von Interaktion lassen sich in einem nächsten Schritt problematische Annahmen ausmachen, die mit Kopräsenz und Interaktion oftmals stillschweigend verbunden worden sind: das Raum-Zeit-Apriori, die Stilisierung von Unmittelbarkeit und die »Agency«-Idealisierung. Diese eher vorausgesetzten als explizierten Annahmen haben maßgeblich zu dem beigetragen, was hier als Mythos Kopräsenz bezeichnet wird und darin besteht, Kopräsenz als einen natürlich-primordialen Prototyp unmittelbar-direkter Kommunikation zu verklären. Dieser Verklärung gilt es entgegenzutreten. Weder ist Kopräsenz einfach gegeben oder nicht gegeben, noch ist die Interaktionssituation eine »natürliche« Situation, vor der andere Kommunikationssituationen nur noch als »künstliche« Abweichungen erscheinen können. An die Stelle der »natürlichen« Interaktionssituation tritt die Vorstellung einer grundsätzlichen Konfiguriertheit von Kopräsenz. Kopräsenz erweist sich sodann als eine extrem wandlungsfähige und robuste Kommunikationsbedingung, die auf höchst vielfältige Weise offen ist für soziale Konfigurationen aller Art.

Kopräsenz als Kommunikationsbedingung: Interaktion und Wahrnehmungswahrnehmung

Mit »Interaktion« wird im Alltagssprachgebrauch alles Mögliche bezeichnet, was in irgendeiner Weise mit Phänomenen der Wechselwirkung zu tun hat, so dass man z.B. sagen kann, dass der Computer mit dem Beamer »interagiert« (oder häufiger offenbar gerade nicht mit ihm »interagiert«). Darunter fallen auch unterschiedlichste Erscheinungsformen des (wechselseitigen) Austauschs mit Anderen, sei es mündlich oder schriftlich, nah oder fern, gleichzeitig oder zeitversetzt. »Interaktion« ist in diesem weiten Sinn zu einem »Zauberwort des 21. Jahrhunderts« geworden (s. Abb. 8). In Abgrenzung von diesem »Zauberwort« werden wir dafür plädieren, in Anlehnung an die Pionierarbeiten von Erving Goffman daran festzuhalten, dass Kopräsenz auf die Anwesenheit der Beteiligten angewiesen ist (I.). Damit ist es freilich nicht getan. Anwesenheit darf nicht als Vorbedingung der Interaktion missverstanden, sondern muss als Effekt und Leistung der Interaktion begriffen werden, als emergentes Phänomen. Für diesen Schritt kann man an die Rezeption Goffmans in der soziologischen Systemtheorie von Niklas Luhmann anschließen: Aus physischer Anwesenheit wird dann soziale Anwesenheit, die auf Wahrnehmungswahrnehmung beruht und bereits als Interaktionseffekt anzusehen ist (II.). Sie hält so lange an, wie unter den Interaktionsbeteiligten Gewissheit darüber besteht, dass wahrgenommen werden kann, dass wahrgenommen wird. *Wie* diese Gewissheit zustande gebracht wird, ist damit noch nicht gesagt, aber für eine angemessene Einschätzung von Kopräsenz als Kommunikationsbedingung wichtig (III.).

I.

Der Ausdruck Interaktion hat im Alltagssprachgebrauch längst seine eher fachsprachliche Bindung an einen bestimmten Typus der Kommunikation verloren. Vielleicht konnte er gerade deshalb zu einem »Zauberwort« werden (s. Abb. 8).

Abb. 8: »Interaktion« als Zauberwort (Hinweis von Elvira Glaser, Quelle nicht mehr zu ermitteln)



Die hier wiedergegebene Abbildung hat mir eine befreundete Kollegin vor einigen Jahren zukommen lassen, um mir – als »Interaktionsforscher« – zu Weihnachten eine Freude zu bereiten. Natürlich konnte sie nicht ahnen, dass diese Darstellung bei mir das Gegenteil von Freude ausgelöst hat, was die Art und Weise betrifft, in der hier illustriert wird, was mit dem »Zauberwort des 21. Jahrhunderts« als »Interaktion« aufgerufen wird: Wir sehen eine junge Frau lässig mit übereinandergeschlagenen Beinen auf einem Sofa liegen, dabei mit einer Hand einen tragbaren Computer haltend, auf dessen Bildschirm sie gerade schaut. Offenkundig ist das die Inszenierung eines möglichst zwanglosen Umgangs mit mobilen elektronischen Geräten als Inbegriff einer nicht mehr an Stuhl und Tisch gebundenen Technologie, die überall, eben auch »zu Hause«, eine Verbindung mit dem Internet und ein daraus resultierendes Dabeisein zwischen Arbeit und Freizeit, Konzentration und Entspannung, Öffentlichkeit und Privatheit ermöglicht. Was genau dabei gesehen und gehört werden mag und ob dabei z.B. Sprache eine Rolle spielt, bleibt unsichtbar und ist für diese Art von »Interaktions«-Inszenierung offenbar unbedeutend. Damit ist das Bild ein ungewollt anschaulicher Beleg für die Erosion des interaktionssoziologisch engen Interaktionsbegriffes, wie ihn Erving Goffman mit Kopräsens verbunden hatte. Um den zu illustrieren, hätte es mindestens eine weitere Person im Bild gebraucht. Wie wir schon eingangs erwähnt hatten, ist nach Goffman für das Anlaufen von Interaktion – in erster Annäherung – die

Anwesenheit von mindestens zwei Personen erforderlich. Kopräsenz dieser Art wird hier offensichtlich *nicht* inszeniert.

Für Goffmans Verständnis von Kopräsenz ist das Zusammensein von Personen zentral. Sprache kann, muss aber nicht dabei sein. Das verdeutlichen Beispiele wie das gemeinsame Warten an der Ampel (in nebeneinanderstehenden Autos), gemeinsame sportliche Aktivitäten wie beim Boxkampf, das Kartenspiel, der Tanz oder auch die Durchführung einer Operation im OP. Sie belegen, dass Kopräsenz auch gut ohne das Sprechen-und-Zuhören der Beteiligten auskommen kann. In genau diesem Sinn ist die Sprache nur eine »Gästin« in der Interaktion. Was im Deutschen als Gespräch bezeichnet wird, wäre also nicht mehr als eine Erscheinungsform (eine Konfiguration) der Interaktion (unter vielen anderen), die sich dadurch auszeichnet, dass dabei dem Sprechen-und-Zuhören eine besondere Bedeutung zukommt. Es kommt hinzu: Damit überhaupt gesprochen und zugehört werden kann, müssen basale Erfordernisse gemeinsamer Anwesenheit sichergestellt sein, die bei der Inanspruchnahme von Sprache schon vorausgesetzt sind und die das Aufkommen von Sprache in Interaktion unauflöslich grundieren. Wenn man einen umfassenden Sammelbegriff für das sucht, was hier vorausgesetzt wird, der zugleich abstrakt genug ist, um verschiedene empirische Ausprägungen und Konfigurationen von Interaktion erfassen zu können, landet man beim Begriff der Kopräsenz bzw. bei seinem deutschsprachigen Äquivalent der Anwesenheit in der Bedeutung von »Präsenz, Zugesehensein von jemandem«.¹ Man kann dann sagen, dass Interaktion (und mit ihr das Gespräch) Kommunikation unter Anwesenden ist und damit Fälle von Kommunikation ausschließen, bei denen die Beteiligten nicht gemeinsam zugegen sind, sondern z.B. einer ein Buch liest, das eine andere geschrieben hat, die gerade nicht zugegen ist. In erster Annäherung kann man auf diese Weise die Sozialform der Interaktion durch das Kriterium der Anwesenheit von mindestens zwei Personen von anderen Sozialformen abgrenzen. Das ist aber erst der Anfang, nicht schon das Ende der Auseinandersetzung mit Kopräsenz.²

Kopräsenz ist zunächst nicht mehr als ein abstraktes Kürzel für Anwesenheit. In der Konfiguration des Gesprächs steht es dafür, dass beim Sprechen-und-Zuhören die Hörbarkeit des Gesprochenen und damit zusammenhängend eine bestimmte Nähe der Körper von Sprecherin und Zuhörer, aber auch eine bestimmte Form der aufeinander bezogenen Aufmerksamkeit füreinander gegeben sein müssen. Wenn man einmal anfängt, sich über Implikationen dieser Art Gedanken zu machen, erweist sich die Interaktion schnell als störanfällig und Kopräsenz als ein anspruchsvolles und kostbares Gut. Man

könnte deshalb auf die Idee kommen, darin eine vorab bestehende Voraussetzung oder zu sichernde Bedingung zu sehen, die der Interaktion selbst (noch) äußerlich bleibt und eben als vorab zu sichernde Grundlage anzusehen ist. So spricht z.B. manches dafür, das von Alfred Schütz sogenannte »wechselseitige Sich-aufeinander-einstimmen«, mit dem Schütz so unterschiedliche Konzepte wie Sartres »regard«, Cooleys »face-to-face relationship« und Schellers »alter ego« im Sinne einer »Wir-Beziehung« oder »umweltlichen sozialen Beziehung« auf einen Nenner bringt,³ als interaktions- und kommunikationsvorgängig anzusehen. Für Christian Meyer kommt in Schütz' Konzept deshalb letztlich die Vorstellung einer Art »primordialer menschlicher Sozialität« zum Ausdruck.⁴ Kopräsenz und Interaktion würden damit streng genommen auseinanderfallen. Dazu passt, dass die Schütz'schen »grundlegenden Idealisierungen« im Kontext der von ihm postulierten »Reziprozität der Perspektiven« (»Vertauschbarkeit der Standpunkte«, »Kongruenz der Relevanzsysteme«)⁵ häufig auch als Merkmale akteursbezogener Fähigkeiten, also als der Interaktion vorgelagerte Prämissen von so etwas wie Interaktionsfähigkeit verstanden werden. Wir sehen darin eine charakteristische »Agency«-Idealisierung, die zum Mythos Kopräsenz nicht unwesentlich beigetragen hat (s. noch u.). Im Gegensatz dazu wollen wir Kopräsenz als ein Phänomen verstehen, das selbst bereits als Effekt und Hervorbringung von Interaktion zustande kommt, also nicht als Interaktionsfähigkeit vorausgesetzt werden kann, sondern als Ergebnis von Interaktion anzusehen ist. Interaktion ist der Prozess, der dadurch in Gang kommt, dass Kopräsenz erzeugt wird. Goffman postuliert dafür eine Art Kurzschluss, der automatisch Interaktion als »kleines System wechselseitig bestätigter und rituell geregelter Handlungen von Angesicht zu Angesicht«⁶ anlaufen lässt und den Beteiligten gewissermaßen gar keine Wahl mehr lässt zu entscheiden, ob sie anwesend sein wollen oder nicht. Dafür genügt es, dass Personen auf irgendeine Weise in das Feld ihres gegenseitigen Präsent-, Da- bzw. Zugegenseins geraten: Kopräsent sind dann »those who are at the moment in one another's immediate presence«.⁷ Das hat offenkundig etwas mit Bedingungen von Nähe und Überschaubarkeit zu tun, unter denen das gemeinsame Zugegensein nicht länger ignorierbar ist oder aber das Ignorieren selbst schon Teil der Interaktion würde.

Wenn man sich weiter fragt, was es ist, das hier nicht länger ignoriert werden kann, landet man bei Aufmerksamkeit und Wahrnehmung: »Persons must sense that they are close enough to be perceived in whatever they are doing, including their experiencing of others, and close enough to be perceived in this sensing of being perceived.«⁸ In das Feld wechselseitiger Aufmerk-

samkeit zu geraten, heißt demzufolge: dass man wahrnehmen kann, dass die eigene Wahrnehmung der oder des Anderen von der oder dem Anderen ihrerseits wahrgenommen wird. Es geht also um Wahrnehmungswahrnehmung bzw. reflexives Wahrnehmen. Kopräsent ist man, indem – und in dem Maße, in dem – man wahrnehmen kann, dass man wahrgenommen wird und die Wahrnehmung reflexiv wird.⁹ Genau damit läuft die Interaktion im Sinne eines genuin sozialen Geschehens an, was immer die Beteiligten dann noch unternehmen mögen (inklusive: auseinandergehen). Hier liegt das viel zitierte erste Axiom der Kommunikation begründet, nach dem man nicht nicht kommunizieren kann: Unter der Bedingung wechselseitiger Wahrnehmbarkeit wird noch der Versuch, nicht zu kommunizieren (z.B. durch ostentatives Abwenden des Blicks), als Kommunikation genau dieser Intention verstanden. »Dies ist nicht weniger ein Kommunikationsaustausch«, notieren Watzlawick, Beavin und Jackson in ihrer viel zitierten Studie über »Menschliche Kommunikation«, »als ein angeregtes Gespräch.«¹⁰ Dabei ist allerdings stillschweigend vorausgesetzt, dass die Beteiligten bereits für reflexives Wahrnehmen sensibilisiert sind und die dafür notwendigen Fähigkeiten mitbringen. Es gibt viel Evidenz, dass das bei Babys mit ca. neun Monaten der Fall ist. Ohne auf das Konzept reflexiver Wahrnehmung (oder das der Wahrnehmungswahrnehmung) zurückzugreifen, beschreibt Michael Tomasello den fraglichen Sachverhalt als ein Phänomen »rekursiver« Sozialität:

Wichtig ist, dass [...] die Interaktion nicht nur triadisch ist – das Baby und der Erwachsene teilen die Aufmerksamkeit mit Bezug auf einen äußeren Gegenstand oder eine Situation –, sondern zusätzlich eine Art rekursiver sozialer Struktur aufweist. Das Baby achtet nicht nur auf die Aufmerksamkeit des Erwachsenen mit Bezug auf den Gegenstand, sondern auch auf die Aufmerksamkeit gegenüber seiner Aufmerksamkeit mit Bezug auf den Gegenstand und auf die Aufmerksamkeit des Erwachsenen gegenüber seiner Aufmerksamkeit gegenüber der Aufmerksamkeit des Erwachsenen mit Bezug auf den Gegenstand und so weiter.¹¹

Das Aufmerksamwerden auf die Aufmerksamkeit der oder des Anderen auf die eigene Aufmerksamkeit wollen wir vereinfachend als Phänomen »reflexiver Aufmerksamkeit« bezeichnen, weil es auf die Rück- und Selbstbezüglichkeit der Aufmerksamkeit ankommt. Es beschreibt exakt den Mechanismus der Wahrnehmungswahrnehmung. So ist es kein Zufall, dass bereits Goffman immer wieder von einem geteilten bzw. gemeinsamen Aufmerksamkeitsfokus

(»joint focus of attention«) spricht, der durch Wahrnehmungswahrnehmung konstituiert wird: »When in each other's immediate presence individuals are admirably placed to share a joint focus of attention, perceive that they do so, and perceive this perceiving.«¹² Wenn dieser wechselseitig geteilte Aufmerksamkeitsfokus mit rekursiver Aufmerksamkeit auf die Aufmerksamkeitsaufmerksamkeit der oder des Anderen einmal etabliert ist, lässt sich Kommunikation in Form von Interaktion nicht mehr vermeiden. Nicht zuletzt deshalb beschreibt die Fähigkeit zu reflexiver Aufmerksamkeit einen Meilenstein in der Ontogenese.¹³ Wir sehen in dem daraus resultierenden Axiom von der Unmöglichkeit der Kommunikationsvermeidung bei reflexiver Aufmerksamkeit einen Schlüsselsachverhalt für Kopräsens, weil er die Emergenz einer genuin sozialen Wirklichkeit der Interaktion eindrücklich vor Augen führt.

Goffman hat auf eine wichtige Implikation reflexiver Aufmerksamkeit hingewiesen, die oft übersehen wird. Bei reflexiver Aufmerksamkeit, d.h. unter der Bedingung von Kopräsens, ist jede und jeder der Beteiligten zugleich Sender:in und Empfänger:in: »[N]ot only are the receiving and conveying of the naked and embodied kind, but each giver is himself a receiver, and each receiver is a giver.«¹⁴ So ist in einem Gespräch die Sprecherin nicht nur »Senderin«, sondern zugleich auch »Empfängerin«, weil sie nicht umhin kann zu registrieren, ob und wie das Gesprochene aufgenommen wird. Umgekehrt ist der Zuhörer nicht nur »Empfänger«, sondern zugleich auch »Sender«, weil er nicht umhinkann, mit seinem Verhalten eine Art Rückmeldung zum Gehörten zu geben. Das Nacheinander von Sendung und Empfang, das uns aus anderen Sozialformen der Kommunikation unter Abwesenden so geläufig ist, erscheint unter Anwesenden aufgehoben in einer grundsätzlichen Gleichzeitigkeit und Wechselseitigkeit sozialer Interaktion. Und noch diese Formulierung wird dem Sachverhalt nicht ganz gerecht, weil sie mit der Vorstellung von »Sendung« und »Empfang« eine Semantik und Metaphorik der Trennung und des Nacheinanders von Produktion und Rezeption von Mitteilungen in Anspruch nimmt, die der Natur von Kopräsens notgedrungen äußerlich bleibt; Kopräsens ereignet sich simultan und instantan, was die Produktion und Rezeption von Mitteilungen betrifft.

II.

Wenn wir Kopräsens oben in erster Annäherung als Kürzel für Anwesenheit und Interaktion entsprechend als »Kommunikation unter Anwesenden«¹⁵ eingeführt haben, müssen wir jetzt hinzufügen, dass die dabei implizierte

Anwesenheit keine Voraussetzung, sondern selbst schon ein Effekt von Interaktion ist. Darauf hat insbesondere Niklas Luhmann in seiner Rezeption der interaktionssoziologischen Studien Goffmans ausdrücklich hingewiesen. Über Anwesenheit wird in und mit Interaktion entschieden. Interaktionssysteme »schließen alles ein, was als ›anwesend‹ behandelt werden kann, und können gegebenenfalls unter Anwesenden darüber entscheiden, was als anwesend zu behandeln ist und was nicht.«¹⁶ Der Mechanismus, über den diese Grenzziehung erfolgt, ist der Mechanismus der Wahrnehmungswahrnehmung und der damit sich einstellenden Reflexivität wechselseitiger Wahrnehmung der Beteiligten. In dieser Betonung der Relevanz von Wahrnehmung für Interaktion folgt Luhmann den Beobachtungen von Goffman, der Anwesenheit (»copresence«) daran knüpft, dass Personen einander in das Feld ihrer gegenseitigen Wahrnehmung geraten und auf ihre Aufmerksamkeit füreinander aufmerksam werden und damit anfangen, kopräsent miteinander zu interagieren. Luhmann abstrahiert diese Beobachtungen, indem er die über reflexive Wahrnehmung hergestellte Anwesenheit zur Kommunikationsbedingung macht, die auf der Grundlage dieser Bedingung emergierende Kommunikation als »Interaktion« bezeichnet und die dabei entstehenden sozialen Systeme als »Interaktionssysteme« einführt. Diesem Sprachgebrauch folgen wir. Kopräsenz (Anwesenheit in Luhmanns Sinn) ist eine Kommunikationsbedingung unter anderen, und unter Interaktion verstehen wir die von dieser Bedingung abhängige Kommunikation. Komplizierend kommt hinzu (worauf wir eben schon hingewiesen haben), dass Kopräsenz keine der Interaktion vorgelagerte Voraussetzung ist, sondern mit und durch Interaktion erst in die Welt kommt. Verantwortlich dafür ist der Mechanismus der Wahrnehmungswahrnehmung.

In Luhmanns Theoriegebäude kann Anwesenheit schon deshalb kein interaktionsexternes Konstitutionsprinzip sein, weil soziale Systeme autopoietische Systeme sind, die die Grundelemente, aus denen sie bestehen, selbst herstellen. Auch Interaktionssysteme bestehen deshalb nicht aus Anwesenden, die kopräsent vor Ort sind, sondern aus Interaktionen, in und mit denen Anwesenheit hergestellt wird. Dafür braucht es Ressourcen (wie z.B. lebende und denkende Menschen), aber die Interaktion schafft sich auf der Grundlage solcher Ressourcen selbst- und rückbezüglich, was sie für ihre Operationen braucht. Kopräsenz als Kommunikationsbedingung ist also interaktiv hergestellte Anwesenheit. Luhmann hat die Eckpunkte einer (wie von ihm immer wieder betont: noch auszuarbeitenden) Theorie der Interaktionssysteme schon früh skizziert und danach im Grunde nur noch an den

Stand seiner allgemeinen Theorieentwicklung angepasst.¹⁷ Der elementar wichtige Übergang von physischer zu sozialer, d.h. interaktiv hergestellter Anwesenheit findet sich in diesen Eckpunkten immer wieder als Postulat der Festlegung der Grenzen des Interaktionssystems durch das Interaktionssystem selbst. In einer der ersten Annäherungen an Interaktion im Sinne »einfacher Sozialsysteme« (1972) liest sich das so:

Wir wollen als definierendes Merkmal für »elementare Interaktion« ebenso wie für »einfaches Sozialsystem« die *Anwesenheit der Beteiligten* benutzen. Die *Beteiligten* sind diejenigen, die eigenes Erleben und Handeln zur jeweiligen Interaktion beisteuern. *Anwesend* sind sie, wenn und soweit sie einander wechselseitig (also nicht nur einseitig!) wahrnehmen können. Soziale Konventionen über Wahrnehmbarkeit und Anwesenheit werden nicht zur Definition des Begriffs benutzt, sondern als mögliche Strukturmerkmale und Grenzdefinitionen der Systeme selbst angesehen, damit sie im Bezugsrahmen der Theorie analysierbar bleiben. Das heißt: *Innerhalb* einfacher Sozialsysteme kann es vorkommen, dass Anwesende als nicht-anwesend behandelt werden oder Wahrnehmbares als nicht-wahrnehmbar angesehen wird.¹⁸

In dieser Definition sind die wesentlichen Bestimmungsstücke im Prinzip enthalten: die Auszeichnung der Bedeutung von Anwesenheit, die Erklärung von Anwesenheit durch wechselseitige Wahrnehmung (eigens hervorgehoben) und die Betonung der Grenzdefinition durch das System selbst. Schließlich ist auch der illustrierende Verweis auf die Behandlung von Anwesenden als Nichtanwesenden in der Folge Luhmanns Standardargument dafür, dass Interaktionssysteme selber über Anwesenheit entscheiden, dass, anders gesagt, Anwesenheit schon eine Leistung des Systems ist. In dem lange unveröffentlicht gebliebenen Manuskript zum Unterschied von Systembildung und Systemdifferenzierung von 1975 heißt es:

Dank der hohen Komplexität der auf Wahrnehmung und Handlung beruhenden Interaktionsprozesse kann das Prinzip der Anwesenheit benutzt werden, um sich selber zu definieren. Das Konstitutionsprinzip der Systembildung dient dann zugleich der Grenzziehung und der selektiven Reduktion. Mit der selbstselektiven Systembildung unter Anwesenden wird zugleich entschieden, dass nicht alles Anwesende als anwesend zu behandeln ist. [...] Selbst Personen können auftreten, die im System als Umwelt oder gar als Nichtpersonen behandelt werden – etwa Diener, die bedienen;

Fensterputzer, die während der Sitzung die Fenster putzen; Passanten, die vorübergehen, während man sich mit einem Bekannten unterhält. [...] Anwesenheit ist, mit anderen Worten, ein selbstreferentielles Systembildungsprinzip, das die Grundlagen seiner eigenen Definition liefert.¹⁹

Man kann darüber streiten, ob »Diener, die bedienen« und die von denen, die sie bedienen, als »Nichtpersonen behandelt werden«, schon deshalb auch als nicht anwesend behandelt werden, zumal das Bedienen rudimentäre Formen von Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation erfordert und in diesem Sinne Interaktion darstellt. Aber unabhängig davon bewährt sich das Argument, dass in und mit Interaktion der Anwesenheitsstatus der Beteiligten definiert wird, es also einen Übergang von physischer zu sozialer Anwesenheit braucht. Viele empirische Belege dafür finden sich auch in den Arbeiten Goffmans. Aber der theoretische Take-off zu Kopräsenz als einem »selbstreferentielle[n] Systembildungsprinzip« findet sich eben doch erst bei Luhmann. Man kann dann anschaulich nachverfolgen, wie dieser Take-off von den Weiterentwicklungen der Theorie profitiert. Ein guter Beleg dafür ist die prominente Wiederaufnahme der Interaktionstheorie im Rahmen der Klärung des Verhältnisses von »Gesellschaft und Interaktion« im Buch »Soziale Systeme« von 1984:

Auch Interaktionssysteme lassen sich relativ präzise abgrenzen. Wie bei allen Systemen sind Grenzen hinreichend definiert, wenn die Probleme, die man mit dem Grenzverlauf und mit der Anwendung der Unterscheidung von außen und innen haben kann, mit den operativen Möglichkeiten des Systems selbst behandelt werden können. Dies gilt für den Fall der Gesellschaft bei der Frage, ob etwas Kommunikation ist oder nicht. Das lässt sich durch Kommunikation klären. Ähnlich haben auch Interaktionssysteme hinreichend bestimmte, jedenfalls bestimmbare Grenzen. Sie schließen alles ein, was als *anwesend* behandelt werden kann, und können gegebenenfalls unter Anwesenden darüber entscheiden, was als anwesend zu behandeln ist und was nicht.²⁰

Hier findet sich der schon bekannte Gedankengang, mit dem Anwesenheit wie selbstverständlich als Teil der Selbstfestlegung des Interaktionssystems in die Theoriearchitektur eingepasst wird. Natürlich bleiben damit noch viele Fragen offen (auf die wir gleich noch zurückkommen). Aber es wird mit der Rückverlagerung des Definitionsproblems (Was ist Anwesenheit bzw. Kopräsenz?) in den Gegenstandsbereich selbst (Das lässt sich durch Interaktion klären.) eine

Sichtweise ermöglicht, die zu einer immer weitergehenden Abstraktion von dem führt, was Kopräsens bedeutet. In einer der späteren Auseinandersetzungen mit der Thematik heißt es dazu:

Die Differenz von anwesend/abwesend ist mithin kein ontologisch vorgegebener, objektiver Sachverhalt. Sie wird erst durch die Operationen des Systems erzeugt, und ein Beobachter kann sie nur erkennen, wenn er das System beobachtet, das sie produziert und reproduziert. Sie markiert für die Operationen des Systems die Differenz von Selbstreferenz und Fremdreferenz. Sie ist ein Artefakt der Autopoiesis des Systems, das seine Autopoiesis ohne sie nicht fortsetzen könnte.²¹

Dabei ermuntert die hier vorgenommene Integration von Kopräsens in die Autopoiesis des Systems auch direkt zu empirischen Untersuchungen, wie sie bei Luhmann selbst nur angedeutet, aber weder im Einzelnen ausgeführt noch angestrebt werden. Z.B. könnte man auf die Idee kommen, die durch das Interaktionssystem selbst über die Unterscheidung von »anwesend« und »abwesend« erfolgende Grenzziehung konversationsanalytisch zu reformulieren: Als soziales Konstrukt wäre Anwesenheit offensichtlich als »interactional achievement«²² anzusehen: Gemeinsames Zugewen- und Dasein ist nicht eine Art äußerliche (Vor-)Bedingung der Interaktion, an die weitere Voraussetzungen von Interaktionsfähigkeit geknüpft werden können, sondern eine mit und durch Interaktion im Vollzug hervorgebrachte Leistung. Deshalb können auch physisch Anwesende als sozial abwesend und umgekehrt physisch Abwesende als sozial anwesend behandelt werden. Kopräsens ist insofern gleichbedeutend mit sozialer Anwesenheit, d.h. der in und mit Interaktion hergestellten Anwesenheit. Physische Anwesenheit mag diesen Herstellungsprozess nahelegen, vereinfachen und begleiten, aber sie ist definitiv weder eine notwendige noch eine hinreichende Bedingung dafür.²³ Man kann das – wie schon bei Luhmann – mit der Binnendifferenzierung von Interaktion innerhalb größerer Gruppen belegen, wenn sich unter Anwesenden nicht zwangsläufig Kopräsens aus dem gemeinsamen Zugewesen in einem Raum ergibt, sondern sich voneinander mehr oder weniger unabhängige Interaktionsepisoden ergeben, wie es z.B. durch die Möblierung in Restaurants unterstützt und forciert werden kann. Man kann das auch damit belegen, dass Anwesende unter Anwesenden effektiv ignoriert werden können, also tendenziell als »abwesend« behandelt werden können, so dass sie als Interaktionspartner:innen nicht mehr oder gar nicht erst in Betracht kommen und der Mechanismus der Wahrnehmungs-

wahrnehmung nicht greifen kann. Damit ist allerdings nicht automatisch mitgemeint, dass Anwesende z. B. aus Gesprächen ausgeschlossen und »geschnitten« werden, weil eine solche ostentative Nichtberücksichtigung nicht Wahrnehmungswahrnehmung ausschließt, sondern umgekehrt diese für eine wirksame Diskriminierung der Betroffenen gerade ausnutzt. Schließlich können auch Abwesende als Anwesende behandelt werden, wenn und soweit wahrgenommen werden kann, dass wahrgenommen wird – wie das offenkundig am Telefon der Fall ist (Telekopräsenz).²⁴

Die Vorstellung, dass Anwesenheit allein über reflexive Wahrnehmung hergestellt wird, findet sich auch schon bei Goffman, vor allem als anschauliche Beschreibung von Interaktion. Die theoretische Explikation der herausragenden Bedeutung von Wahrnehmungswahrnehmung stammt dagegen aus der Systemtheorie. Erst die Wahrnehmungswahrnehmung macht aus dem Zugesehensein der Beteiligten ein genuin soziales Phänomen, das als Kopräsenz Bedingung und Errungenschaft der Kommunikation zugleich ist: »Interaktionssysteme entstehen, sobald mehrere Personen gemeinsam anwesend sind und einander erkennen. Konstitutionsbedingung ist das Erscheinen im wechselseitigen Wahrnehmungsfeld mit der Maßgabe, dass Ego wahrnimmt, dass Alter ihn wahrnimmt und umgekehrt.«²⁵

Nur als reflexive Wahrnehmung wird Wahrnehmung ein genuin interaktives Phänomen. Meine Wahrnehmung der oder des Anderen bleibt so lange sozial folgenlos, wie die oder der Andere nicht wahrnehmen kann, dass sie oder er wahrgenommen wird. Das in seiner Heimlichkeit erfolgreiche Beobachten und Belauschen Anderer begründet keine Interaktion. Umgekehrt stellen sich schon mit der Wahrnehmung der Wahrnehmung der oder des Anderen so gut wie unausweichlich Interaktion und als Folge Kopräsenz ein. Am Blickkontakt kann man sich das gut veranschaulichen. Es bleibt ja nicht beim Sehen des Gesehenwerdens, sondern dieses Sehen des Gesehenwerdens kann selbst wieder gesehen und nicht länger ignoriert werden. Es ist, anders gesagt, keine einseitige Aktivität, sondern manifestiert bereits ein Geschehen *zwischen* den Beteiligten, das seine eigene Selektivität besitzt und sich darin von allem anderen, was noch passieren mag, abgrenzt. Mit dem Übergang von einseitiger Wahrnehmung (Ich sehe die oder den Anderen.) zu reflexiver Wahrnehmung (Ich sehe, dass mein Sehen der oder des Anderen gesehen wird.) emergiert Kopräsenz als ein genuin interaktives Phänomen von Anwesenheit. Die Zwangsläufigkeit und Unausweichlichkeit dieses Geschehens sind immer wieder betont worden: »Gesetzt den Fall, zwei oder mehr Personen geraten einander ins Feld wechselseitiger Wahrnehmung,

dann führt allein diese Tatsache schon zwangsläufig zur Systembildung.«²⁶ Und in Anlehnung an das schon zitierte erste Axiom der Kommunikation von Watzlawick, Beavin und Jackson heißt es: »In gewisser Weise ist Anwesenheit im reziproken Wahrnehmungsfeld immer schon Kommunikation.«²⁷ Luhmann begründet die damit verbundene Systembildung mit dem Phänomen der »doppelten Kontingenz«, das eine Systembildung eigener Art im Sinne der Interaktion zwischen den Beteiligten emergieren lässt, mit der das »im System Mögliche« bereits eine Auswahl des »überhaupt Möglichen« darstellt.²⁸ Die soeben zitierte Annahme, dass wechselseitige Wahrnehmung zwangsläufig zur Systembildung führe, stützt sich deshalb

nicht auf die Faktizität, sondern auf die Selektivität der hergestellten Beziehung. Konstitutiv für Systembildung ist nämlich [...] der unter der Bedingung von Anwesenheit notwendig anlaufende Selektionsprozess[, der] das soziale System als Auswahl aus anderen Möglichkeiten, also durch seine Selektivität selbst [konstituiert].²⁹

Wir geben diesen Gedankengang hier im Detail wieder, weil er verdeutlicht, dass es um die Bildung eines genuin *sozialen* Systems geht, das physische Anwesenheit in soziale Anwesenheit und Präsenz in Kopräsens überführt. Das zeichnet Interaktionssysteme gegenüber psychischen Systemen, aber auch gegenüber anderen sozialen Systemen aus und verleiht der Wahrnehmungswahrnehmung in theoretischer Hinsicht eine herausragende Bedeutung. Diese Eckpunkte des Interaktionsbegriffes finden sich bereits in Luhmanns früher Beschäftigung mit dem, was er zunächst noch »einfache Sozialsysteme« genannt hat. Sie sind mit der Zeit allenfalls noch pointierter hervorgetreten, was die Abgrenzung von einfacher zu reflexiver Wahrnehmung betrifft:

Wahrnehmung ist zunächst psychische Informationsgewinnung, sie wird jedoch zu einem sozialen Phänomen, das heißt, zu einer Artikulation doppelter Kontingenz, wenn wahrgenommen werden kann, dass wahrgenommen wird. In sozialen Situationen kann Ego sehen, dass Alter sieht; und kann in etwa auch sehen, was Alter sieht. Die explizite Kommunikation kann an diese reflexive Wahrnehmung anknüpfen, kann sie ergänzen, sie klären und abgrenzen; und sie baut sich, da sie selbst natürlich auch auf Wahrnehmung und Wahrnehmung der Wahrnehmung angewiesen ist, zugleich in diesen reflexiven Wahrnehmungszusammenhang ein.³⁰

Wie dieses Zitat bereits andeutet, steht Wahrnehmungswahrnehmung gewissermaßen am Anfang der Systembildung. Auch wenn sie als Konstitutionsprinzip durchgehend aufrechterhalten werden muss, beschränkt sich das Interaktionssystem nicht auf die Gleichzeitigkeit wechselseitiger Wahrnehmung, sondern kann insbesondere mit dem Sprechen-und-Zuhören die Nichtbeliebigkeit von Systemstrukturen erheblich forcieren und eine eigene *Unwahrscheinlichkeit der Interaktion* begründen.³¹ Es handelt sich dann aber um fortgeschrittene Konfigurationen von Kopräsenz, die z.B. wie selbstverständlich Sprache als evolutionäre Errungenschaft schon voraussetzen.

Bei all dem darf nicht vergessen werden, dass Kopräsenz im Sinne sozialer (= interaktiv hergestellter) Anwesenheit selbst eine evolutionäre Errungenschaft ist, die am Anfang von dem gestanden haben dürfte, was wir heutzutage so selbstverständlich als ausgebaute Interaktion (mit »expliziter Kommunikation« und Sprechen-und-Zuhören) erleben. Kopräsenz kommt dabei allerdings noch nicht der Status einer Kommunikationsbedingung zu, den sie in Luhmanns Theoriegebäude vor dem Hintergrund unterschiedlicher Möglichkeiten der Systembildung innehat. Dies schon deshalb, weil Kommunikation selbst erst aus basalen Erfahrungen von Kopräsenz hervorgegangen sein und es dann lange kaum profilierte Alternativen zur Kommunikation unter Anwesenden gegeben haben dürfte. Wenn man versucht, hinter die Selbstverständlichkeit ausgebauter Interaktion und anspruchsvoll konfigurierter Kopräsenz zurückzugehen, muss man den soeben mit Goffman und Luhmann beschriebenen Automatismus der Systembildung durch Wahrnehmungswahrnehmung noch einmal auf seine Implikationen hinterfragen. Es reicht ja für Interaktionssysteme und für die daran gebundene Kopräsenz nicht aus, dass die »Beteiligten« einfach da und gemeinsam gleichzeitig und gleichräumig irgendwo physisch anwesend sind. Die Beteiligten müssen sich ihr Dasein und ihre gemeinsame Anwesenheit auch gegenseitig aufzeigen, indem sie Wahrnehmungswahrnehmung ermöglichen und zeigen. Es geht, konversationsanalytisch gesprochen, um eine Art »doing being present«, das fortlaufend aufrechterhalten werden muss. Schon wenn man an Begegnungen mit Kleinkindern denkt, sieht man, dass davon nicht umstandslos ausgegangen werden kann und der fragliche Automatismus auf Seiten der Beteiligten auf so etwas wie eine Fähigkeit zu reflexiver Aufmerksamkeit angewiesen ist bzw. die Interaktion beiträgt, entsprechende Fähigkeiten zu entwickeln. Die Evidenz, die es hat, aus dem Beisammensein von Personen in Wahrnehmungswahrnehmung umstandslos auf Wahrnehmungswahrnehmung und Interaktion zu schließen, lebt deshalb von der mehr oder weniger unaus-

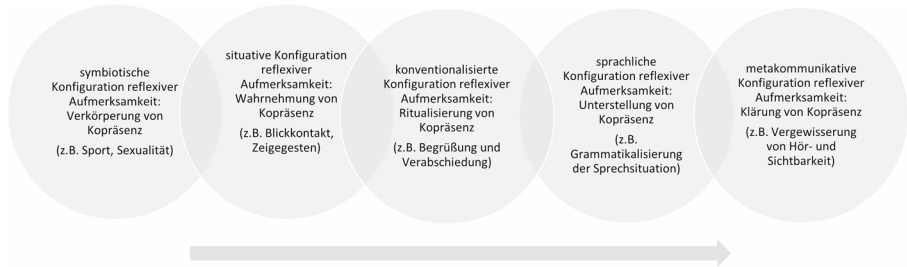
gesprochenen Prämisse interaktionserfahrener Teilnehmer:innen und dem unproblematischen »Verdacht« der Beteiligten, wer in einer Umgebung als interaktionsfähige »Person« in Frage kommen könnte – und wer nicht. Bei Luhmann fällt das unter die »[s]oziale[n] Konventionen über Wahrnehmbarkeit und Anwesenheit« (s.o.), die selbst in den Zuständigkeitsbereich der Interaktion fallen. Unter Anwesenden wird über Anwesenheit entschieden, also innerhalb des Systems selbst. So weiterführend diese Rückverlagerung von Interaktionsfähigkeit in den Gegenstandsbereich selbst ist, so sehr bleibt dabei allerdings ungeklärt, wie man sich die Emergenz von Interaktion und Kopräsens vorstellen muss, wenn der Mechanismus von Wahrnehmungswahrnehmung und reflexiver Aufmerksamkeit (noch) nicht als Automatismus vorausgesetzt werden kann, sondern selbst erst dabei ist, sich als Routine zu etablieren. Wir wollen deshalb näher darauf eingehen, wie man sich die Herstellung von Anwesenheit durch Wahrnehmungswahrnehmung konkret vorstellen muss und welche möglichen Konfigurationen von Kopräsens dafür in Betracht kommen.

III.

Physisch Anwesende werden Interaktionsteilnehmer:innen, d.h. zu sozial Anwesenden, wenn und in dem Maße, in dem sie wahrnehmen können, dass sie sich gegenseitig wahrnehmen. Interaktion lebt deshalb von reflexiver Aufmerksamkeit. Wie genau man es sich vorzustellen hat, dass reflexive Aufmerksamkeit manifest und verlässlich etabliert wird, ist damit allerdings noch nicht gesagt. Die Beteiligten müssen sich ja bekanntlich nicht ununterbrochen in die Augen schauen (»Schau mir in die Augen, Kleines!«), um von reflexiver Aufmerksamkeit ausgehen zu können. Es braucht dafür auch nicht die Sprache, und erst recht bedarf es nicht einer metakommunikativen Klärung (»Seid Ihr alle da?«). Schließlich ist es wie schon angedeutet auch noch die Frage, wie viel an Wahrnehmungsevidenz tatsächlich notwendig ist und wie viel stattdessen von den Beteiligten eher unterstellt und bis zum Beweis des Gegenteils wie selbstverständlich angenommen und erwartet werden kann. Es könnte gut sein, dass die über wechselseitige Wahrnehmung und die Wahrnehmung dieser Wahrnehmung hergestellte Kopräsens als Kommunikationsbedingung weniger evidenzbasiert ist, als man aufgrund der Definition vermuten könnte. So spricht viel dafür, dass den Beteiligten in konkreten Situationen vielfach Indizien für reflexive Aufmerksamkeit genügen, um vor allem Annahmen, Unterstellungen und Erwartungen von Kopräsens

zu bilden, die so robust sind, dass sie selbst in die Reflexionshydraulik der Interaktion geraten (und als Annahmehypothesen, Unterstellungsunterstellungen und Erwartungserwartungen sozial stabilisiert werden können). Der Blickkontakt mit seiner unleugbaren Evidenz von Wahrnehmungswahrnehmung (»Ich sehe, dass ich gesehen werde.«) ist deshalb in vielen Fällen ein sehr kurzes, eher momenthaftes und augenblickliches Ereignis. Jedenfalls müssen sich die Beteiligten – wie eingangs schon erwähnt – nicht fortwährend via Blickkontakt Evidenz dafür verschaffen, dass sie wahrnehmen, dass ihre Wahrnehmung der oder des Anderen wahrgenommen wird. Oftmals wird es passender sein zu sagen, dass sie unter geeigneten Bedingungen (zu denen z.B. die Überschaubarkeit der Konstellation oder die Verlässlichkeit von Hör- und Sichtbarkeit gehören) bis zum Beweis (und bis zur Evidenz) des Gegenteils davon ausgehen, dass reflexive Aufmerksamkeit gegeben ist, so dass nicht nicht kommuniziert werden kann. Kopräsenz ist in diesem Sinne wohl viel häufiger eine stillschweigende, aber idealiter jederzeit aktualisierbare Unterstellung als eine beständig erwiesene Tatsache. Entsprechend kann man z.B. ein Minimum geteilter Wahrnehmungen (»minimum of joint attention«)³² ansetzen, von dem die Beteiligten auszugehen scheinen, wenn die Interaktion einmal eröffnet wurde, und das sie auch routinemäßig und höchst effektiv bedienen und bewirtschaften, wie es für die Zwecke der gerade laufenden Interaktion nötig erscheint. Dazu dienen z.B. beim Sprechen- und -Zuhören deiktische Verweise auf die Sprechsituation, ohne dass dazu auch konkrete Wahrnehmungsleistungen erbracht werden müssen. Eher geht es darum, dass im Sinne eines semantischen Merkmals (wie »Position« vs. »Umgebung«)³³ Aspekte der Sprechsituation in natürlichen Sprachen grammatikalisiert sind und durch deiktische Ausdrücke jederzeit aktualisiert werden können. Freilich sind wir dann schon bei Konfigurationen von Kopräsenz, die auf der Errungenschaft von Sprache basieren. Wir wollen im Folgenden gedankenexperimentell hinter diese Konfiguration zurückgehen, um anzudeuten, wie sich reflexive Aufmerksamkeit als Kopräsenzmotor entwickelt haben könnte (und in der Ontogenese nach wir vor entwickelt), wie dabei Sprache ins Spiel kommt und was dabei mit Kopräsenz passiert. Die Abbildung 9 veranschaulicht im Vorgriff die Vorstellung unterschiedlicher Erscheinungsformen von Kopräsenz, mit denen jeweils andere Konfigurationen reflexiver Aufmerksamkeit verbunden sind.³⁴

Abb. 9: Konfigurationen reflexiver Aufmerksamkeit (eigene Darstellung)



Die Übersicht veranschaulicht den Grundgedanken, dass es verschiedene Konfigurationen reflexiver Aufmerksamkeit gibt, mit denen jeweils eine bestimmte Erscheinungsform von Kopräsens verbunden ist. In der Darstellung wird versucht, synchrone und diachrone Perspektiven zusammenzubringen. Auf synchroner Ebene lassen sich die einzelnen Erscheinungsformen reflexiver Aufmerksamkeit empirisch auseinanderhalten und mit konkreten Vorkommen belegen (s. die Hinweise auf Beispiele), auch wenn es dazwischen natürlich Überlappungen gibt. Kopräsens kann weitgehend sprachlos auf dem körperlichen Zusammensein von Personen beruhen wie beim Sport oder bei der Sexualität, sie kann aber auch auf der anderen Seite des Spektrums zum Gegenstand metakommunikativer Klärungsprozesse sein, wenn z.B. die wechselseitige Hör- und Sichtbarkeit nicht mehr gewährleistet scheinen. Auf diachroner Ebene soll der Pfeil einen möglichen Entwicklungspfad andeuten, der von der situativen bis zur sprachlichen Konfiguration von Kopräsens reicht. Auf dieser Ebene kann das körperliche Beisammensein noch nicht wie selbstverständlich auch als Verkörperung reflexiver Aufmerksamkeit gelten, sondern eher als ein Vorläufer von Kopräsens, wie wir gleich noch erläutern werden. Von Kopräsens als Kommunikationsbedingung kann man vielleicht erst mit der *Unterstellbarkeit* reflexiver Aufmerksamkeit, also mit der *sprachlichen* Konfiguration von Kopräsens sprechen. Der Ritualisierung reflexiver Aufmerksamkeit durch Interaktionsrituale kommt dabei eine Schlüsselrolle zu. Im Folgenden wollen wir die einzelnen Konfigurationen näher unter die Lupe nehmen.

Zunächst müssen wir einen Schritt hinter die Vorstellung von Kopräsens als Kommunikationsbedingung zurücktreten; als evolutionäre Errungenschaft kann Kopräsens nicht immer schon eine wie selbstverständlich in Anspruch genommene Kommunikationsbedingung gewesen sein. Näher liegt

es, an Kopräsenz zunächst als einen eher momenthaft realisierten Effekt reflexiver Aufmerksamkeit und an Interaktionen in Form kurzer Episoden zu denken, innerhalb derer tatsächlich eine verlässliche empirische Evidenz für reflexive Aufmerksamkeit notwendig gewesen ist und innerhalb derer sich Interaktion zunächst ganz auf diese Evidenz beschränkt haben mag, ohne »kommunikativ« darüber hinauszugehen. Manches spricht dafür, dass dem *Zeigen* in diesem Kontext eine herausragende Bedeutung zukommen könnte. Noch in unserem gegenwärtigen Interaktionsalltag liefert das gestische Zeigen, z.B. im multimodalen Kontext einer Brettspielerklärung mit einer Äußerung wie: »Hier ist das Ziel«,³⁵ die stärkste empirische Evidenz für die Reflexivität von Aufmerksamkeit: Deiktische »Prozeduren«³⁶ steuern nicht nur die Aufmerksamkeit, sondern etablieren Wahrnehmungen als interaktiv verlässliche Elemente der Interaktion. Sie tragen maßgeblich dazu bei, Wahrnehmungen selbst wahrnehmbar zu machen, und liefern in genau diesem Sinne massive Evidenz für Wahrnehmungswahrnehmung und reflexive Aufmerksamkeit.³⁷ Reflexive Aufmerksamkeit kann mit Mitteln vor allem sprachlicher und gestischer Deixis fast unbegrenzt ausdifferenziert und verfeinert werden, wenn es die fragliche interaktive Praxis erfordert. Man braucht hierzu nur an Kontexte zu denken, in denen es um die Manipulation oder die Lokalisierung von Objekten und Körper(-stelle)n geht. Das alles ist inzwischen bekannt und sehr gut untersucht.³⁸ Ebenfalls bekannt ist die Prominenz des Zeigens (und Hinguckens) in der Onto- und Phylogenese, wo es dem Sprechen (und Zuhören) systematisch vorausgeht und als Schrittmacher im Spracherwerb gelten kann. Mit Bezug auf die Ontogenese besonders aufschlussreich erscheint uns dabei, dass die Entstehung gemeinsamer Aufmerksamkeit – das entspricht reflexiver Aufmerksamkeit in unserer Terminologie – in sehr engem Zusammenhang mit dem Aufkommen des Zeigens steht. In den Untersuchungen von Michael Tomasello ist die Entstehung reflexiver Aufmerksamkeit Teil der »Neunmonatsrevolution«, während Zeigegesten erstmalig bei Kleinkindern im Alter von etwa elf Monaten beobachtet wurden.³⁹ Es gibt also genügend Belege dafür, dass wir beim Aufkommen von Kopräsenz mit Interaktionen rechnen müssen, die daraus hervorgehen, reflexive Aufmerksamkeit in den Mittelpunkt zu stellen und unmittelbar wahrnehmbar zu machen. In solchen basalen Erscheinungsformen von Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation könnte also die Keimzelle von Kopräsenz verortet werden. Es dürfte sich dabei um eine noch ganz auf die situative Konfiguration von Kopräsenz durch Zeigeaktivitäten beschränkte Interaktion gehandelt haben.

Wenn man einen weiteren Schritt noch hinter diese situative Konfiguration von Kopräsens zurücktreten möchte, stößt man auf Formen des biologisch bedingten körperlichen Zusammenseins, wie es beim Menschen prominent z.B. beim Säugen der Säuglinge auftritt oder bei der sexuellen Fortpflanzung. Natürlich kann man nicht davon ausgehen, dass körperliches Zusammensein per se und für sich genommen Kopräsens im hier eingeführten Sinn begründet. Aber es setzt Prozesse der Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation in Gang, die onto- und phylogenetisch womöglich als Vorläuferinnen und Auslöserinnen, als symbiotische Prototypen reflexiver Aufmerksamkeit gelten können. Sobald Kopräsens über den Mechanismus reflexiver Aufmerksamkeit als Errungenschaft erst einmal etabliert ist, muss man jedenfalls davon ausgehen, dass körperliches Zusammensein Wahrnehmungswahrnehmung impliziert und als sehr spezielle Form von Interaktion fungiert. Niklas Luhmann spricht z.B. mit Bezug u.a. auf Sexualität von »symbiotischen Mechanismen« und geht explizit davon aus, dass es sich dabei um »Einrichtungen des sozialen Systems«, also um Formen von Interaktion handelt, die sich in enger Verzahnung mit der Herausbildung symbolisch generalisierter Kommunikationsmedien entwickelt haben.⁴⁰ Als symbiotischer Mechanismus ist Sexualität also zweifellos eine Manifestation von Kopräsens. Als biologisch-organisch bedingtes körperliches Zusammensein ist es das ebenso wenig wie andere vorstellbare Formen des praktisch-pragmatisch bedingten Zusammenseins, wie sie nicht nur bei anderen Primaten, sondern auch sonst im Tierreich auftreten (z.B. im Kontext von Rudelverhalten) und offensichtlich Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation voraussetzen, ohne dass damit allerdings umstandslos auf reflexive Aufmerksamkeit geschlossen werden kann.⁴¹ Wenn hingegen reflexive Aufmerksamkeit als Mechanismus zur Verfügung steht, kann kein Zweifel bestehen, dass Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation im Rahmen körperlichen Zusammenseins als Interaktionsphänomene und als symbiotische Konfigurationen von Kopräsens verstanden werden können, die eine fast unendlich steigerbare Feinabstimmung zwischen den Beteiligten ermöglichen, wie Beispiele aus dem Bereich des Sports⁴² und des gemeinsamen Musizierens⁴³ belegen, die ihrerseits ohne reflexive Aufmerksamkeit gar nicht denkbar wären.

Von der situativen Konfiguration von Kopräsens, die davon lebt, dass reflexives Wahrnehmen durch Blickkontakt oder gestisches Zeigen wahrnehmbar gemacht wird, ist es kein weiter Weg zur Ritualisierung reflexiver Aufmerksamkeit. Damit ist gemeint, dass die Herstellung von Kopräsens selbst- und

rückbezüglich erfahrbar und erlebbar wird als eine Art von Anwesenheitsperformance, die das gemeinsame Wir im Hier und Jetzt inszeniert und zelebriert. Die Ritualisierung reflexiver Aufmerksamkeit kommt deshalb dem (zeremoniellen) Würdigen und Feiern des Vorliegens von Kopräsenz gleich. Die Konfiguration von Kopräsenz löst sich dabei von dem engen, über das Zeigen realisierten, gleichsam »natürlichen« Situationsbezug und muss deshalb stärker konventionalisiert erfolgen. Das geschieht vor allem an den Rändern der Interaktionsepisode, wo man den Übergang von situativer zu konventionalisierter Konfiguration von Kopräsenz gut studieren kann. So folgen auf die Wahrnehmung des Wahrgenommenwerdens in der Regel Begrüßungen, die z. B. aus einer sprachlichen Grußsequenz und Handschlag, Umarmung oder anderen Berührungen bestehen können. Die Funktionalität dieser Aktivitäten liegt im hier interessierenden Zusammenhang u. a. darin, dass Kopräsenz damit unter den Beteiligten stabilisiert und verfestigt wird: Wer sich umarmt und begrüßt hat, kann schwerlich leugnen, auf die Aufmerksamkeit der oder des Anderen aufmerksam geworden zu sein. Erreicht wird diese Verfestigung durch eine Ritualisierung reflexiver Aufmerksamkeit. Eine der Komponenten dieser Ritualisierung ist die Ausprägung mehr oder weniger fest konventionalisierter Routineformeln, die für genau diesen Anlass der Interaktionseröffnung zur Verfügung stehen, von den Beteiligten gemeinsam in Form eines Austausches realisiert werden und als geteilte Kommunikationsmittel gelten können. Eine andere, damit eng verbundene Komponente der Ritualisierung besteht darin, dass sich die Beteiligten losgelöst vom konkreten Anlass (und der möglichen Zufälligkeit) der Begegnung ihrer sozialen Beziehung und Zugehörigkeit zu einer Wir-Gruppe versichern. Kopräsenz bekommt damit das Potential der Vergemeinschaftung, mit der die Begrenztheit des Augenblicks und die Zufälligkeit gemeinsamer Anwesenheit zugunsten einer die Interaktionsepisode überdauernden sozialen Beziehung transzendiert werden. Es könnte sein, dass genau darin die Charakteristik der viel zitierten »phatischen Kommunikation« besteht:⁴⁴ »There is in all human beings the well-known tendency to congregate, to be together, to enjoy each other's company. Many instincts and innate trends [...] are dependent upon and associated with the fundamental tendency which makes the mere present of others a necessity for man.«⁴⁵ Mit diesen Worten führt der Ethnologe Bronisław Malinowski seine Beobachtung ein, dass sich speziell an den Rändern der Interaktion, also bei der Begrüßung und Beendigung, eine auf diese Form von Kopräsenz bezogene Funktionalität der Sprache ausfindig machen lässt, die nichts mit der Darstellungsfunktion der Sprache zu tun hat:

There can be no doubt that we have here a new type of linguistic use – *phatic communion* I am tempted to call it [...] – a type of speech in which ties of union are created by a mere exchange of words. [...] »[P]hatic communion« [...] serves to establish bonds of personal union between people brought together by the mere need of companionship and does not serve any purpose of communication ideas.⁴⁶

Was für uns an dieser Idee von »phatic communion« interessant ist, besteht (nicht so sehr in ihrer Relevanz für Funktionsmodelle der Sprache, sondern) in der Betonung der Bedeutung von Kopräsens als einer emphatisch aufgeladenen Erfahrung von Gemeinschaft und Verbundenheit mit Anderen, an der Teilhabe und Teilnahme einer genuin *sozialen* Praxis. Abstrakter gesagt wird dabei aus dem Anwesenheits-Wir (derer, die gerade wahrnehmen können, dass sie sich wahrnehmen) ein Zugehörigkeits-Wir (derer, die eine soziale Beziehung auch jenseits von Wahrnehmungswahrnehmung unterhalten und erfahren).⁴⁷

Etwas Weiteres kommt hinzu, dass für »Interaktionsrituale«⁴⁸ dieser Art charakteristisch ist. Es prägen sich Formen aus, die als »Paarsequenzen« beschrieben werden können und deren Besonderheit darin besteht, dass sie die Simultaneität der Wahrnehmungswahrnehmung in die Sequentialität der Abfolge von zwei Zügen (erster und zweiter Paarsequenzteil) überführen, die auf die Beteiligten verteilt sind. D.h., die zwei Teile der Paarsequenz müssen von verschiedenen Sprechenden produziert werden.⁴⁹ Kopräsens wird damit zu dem, was Goffman gelegentlich auch als »response presence« beschrieben hat, um die »soziale Situation« zu definieren: »Social interaction can be identified narrowly as that which uniquely transpires in social situations, that is, environments in which two or more individuals are physically in one another's *response presence*.«⁵⁰

Mit dem Aufkommen von Paarsequenzen in Interaktionsritualen der Eröffnung kommt es zur Etablierung sequentieller Strukturen, die darauf beruhen, dass auf einen bestimmten Zug einer oder eines der Beteiligten ein bestimmter Zug einer oder eines der anderen Beteiligten als *nächster* Zug hochgradig erwartbar wird. Kopräsens zu sein, manifestiert sich dann in der Bereitschaft zum Antworten und Reagieren, Kopräsens geht über in *Reaktionspräsenz*. Lange Zeit konnte und musste man von einem Zusammenfallen von Kopräsens und Reaktionspräsenz ausgehen. Seit der Entwicklung von »teletechnologies«,⁵¹ aber auch schon seit der Entwicklung und Verbreitung von Schrift, kann man davon nicht mehr ausgehen; Fragen kann man auch in Briefen stellen und durch Briefe beantwortet bekommen, von modernen

Formen elektronisch-dialogischer Stegreifkommunikation ganz zu schweigen. Reaktionspräsenz fällt dann aber nicht länger mit Kopräsenz zusammen, sondern beruht auf Lesbarkeit als einer alternativen Kommunikationsbedingung. Ungeachtet dieses mediengeschichtlichen Auseinanderdriftens von Kopräsenz und Reaktionspräsenz manifestiert sich gerade im Aufbau und in der Bedienung von Paarsequenzen die Ritualisierung reflexiver Aufmerksamkeit. In Ansätzen steckt das bereits in der Etablierung von Wahrnehmungswahrnehmungen durch Zeigeaktivitäten.⁵² Schon Zeigegesten weisen eine Konventionalisierung der Form auf, was sich insbesondere im Gebrauch des »Zeigefingers« zeigt (sic!), und sie tragen bereits zum Aufbau sequentieller Strukturen bei: Das Zeigen mit dem Finger (oder auf andere Weise) auf einen Gegenstand macht eine entsprechende Ausrichtung der Wahrnehmungsorgane auf den gezeigten Gegenstand hochgradig erwartbar, so dass Kopräsenz bereits bei der durch das Zeigen realisierten Wahrnehmung reflexiver Wahrnehmung zugleich auch Sequentialitätserwartungen umfasst und eine Art von Reaktionspräsenz impliziert. Konventionalisierung und Sequentialisierung kommen also nicht erst mit Sprache ins Spiel. Aber sie sind die wesentlichen Schrittmacher für das Aufkommen von Sprache, und erst mit dem Aufkommen und der Entwicklung von Sprache kommen sie so richtig in Gang und zur vollen Blüte.⁵³ Wir haben es dann nicht mehr nur mit einer konventionalisierten Konfiguration von Kopräsenz zu tun, sondern mit der Konfiguration von Kopräsenz durch Sprache.

Mit der sprachlichen Konfiguration von Kopräsenz wandelt sich die herausgehobene Ritualisierung reflexiver Aufmerksamkeit allerdings allmählich zur alltäglich-unauffälligen *Unterstellung* reflexiver Aufmerksamkeit. Die Ritualisierung reflexiver Aufmerksamkeit beschränkt sich dann mehr und mehr auf die Ränder und entsprechend auf die Rahmung der Interaktionsepisode, während nicht nur das Sichabwechseln in der sprachlich konfigurierten Interaktion, sondern auch das Sprechen-und-Zuhören wie selbstverständlich zum Garanten für die Unterstellung reflexiver Aufmerksamkeit werden, so dass sich Kopräsenz immer stärker als »response presence« manifestiert. Das schließt nicht aus, dass es auch beim Sprechen-und-Zuhören zur Wahrnehmung von reflexiver Aufmerksamkeit kommt, wenn der Anlass der Interaktion z.B. eine verlässliche Etablierung konkreter Wahrnehmungen erfordert. Als Kommunikationsbedingung funktioniert Kopräsenz aber auch ohne eine situative Konfiguration, weil sie mit dem Sprechen-und-Zuhören vorausgesetzt und als »response presence« manifest wird. Damit nimmt gleichzeitig der »kommunikative« Anteil an der Interaktion zu, wenn man

damit nicht nur reflexive Aufmerksamkeit, sondern so etwas wie das Verstehen von Mitteilungen (eine dem Anderen über die Dinge) verbindet und an die Abarbeitung von Interaktionsaufgaben denkt, die über die Situierung zugunsten des Sichabwechselns, des Zu-einem-Thema-Beitragens, der Selbst- und Fremddarstellung und der sozialen Rahmung hinausgehen. In dem Maße, in dem der so beschreibbare kommunikative Anteil an der Interaktion zunimmt, wird Kopräsens mehr und mehr zur *Kommunikationsbedingung*, die bis zum Beweis des Gegenteils unterstellt werden kann. In ihrer grundlegenden Bedeutung wird sie häufig erst dann (wieder) relevant, wenn sich die wechselseitige Wahrnehmung aus irgendwelchen Gründen als unzuverlässig und die »response presence« als brüchig erweist. Wir haben es dann allerdings mit einem klaren Sonder- und Spezialfall der Klärung reflexiver Wahrnehmung und einer metakommunikativen Konfiguration von Kopräsens zu tun, wie sie für eine Art Krisenmanagement in der Anwesenheitsbewirtschaftung charakteristisch ist.⁵⁴

Mit Bezug auf das Wie der Manifestierung reflexiver Aufmerksamkeit findet man also ein Spektrum von Kopräsenskonfigurationen, die von der Wahrnehmungswahrnehmung z.B. durch Blickkontakt und Körperzuwendung und der Unterstellung reflexiver Aufmerksamkeit mit punktueller Aktualisierung (im Sinne z.B. der Grammatikalisierung der Sprechsituation) über die Ritualisierung reflexiver Aufmerksamkeit durch Begrüßungsrituale bis zur metakommunikativen Klärung des Vorliegens reflexiver Aufmerksamkeit reichen. Kopräsens kann dabei als emergente soziale Wirklichkeit unterschiedlich stark ins Bewusstsein der Teilnehmer:innen treten. Mit den verschiedenen Konfigurationen erweist sie sich als eine in unterschiedlicher Weise erlebbare Qualität der Interaktion. Das wäre ein eigenes Thema, das wir hier nicht vertiefen wollen. Uns reicht an dieser Stelle die Feststellung, dass Kopräsens als soziale (nicht: physische) Anwesenheit erst im Medium der Wahrnehmungswahrnehmung emergiert. Die Manifestierung von reflexiver Aufmerksamkeit in einer der beschriebenen Konfigurationen führt deshalb unweigerlich zur Interaktion, wie auch immer dabei reflexive Aufmerksamkeit empirisch im Einzelfall zustande gebracht werden mag, wie stark sie ins Erleben der Teilnehmer:innen treten mag und als wie moment- und zweifelhaft sie sich in Grenzfällen auch immer erweisen mag. Als Kommunikationsbedingung ist Kopräsens damit hinreichend bestimmt, um im Folgenden einige der problematischen Annahmen zu revidieren, die im Zuge der weit verbreiteten Rezeption der Studien Goffmans zum Mythos Kopräsens beigetragen haben.

Mythos Kopräsenz: Raum-Zeit-Apriori, Stilisierung von Unmittelbarkeit, »Agency«-Idealisierung

Nach dem bisher Gesagten kommt Kopräsenz dadurch zustande, dass Personen wahrnehmen können, dass sie sich wahrnehmen, und auf ihre wechselseitige Aufmerksamkeit füreinander aufmerksam werden. Wenn man Kopräsenz auf diese Weise konsequent durch Wahrnehmungswahrnehmung bestimmt und physische Anwesenheit durch soziale, d.h. interaktiv hergestellte Anwesenheit ersetzt, kann man sich von einigen stillschweigenden Annahmen lösen, die mit Kopräsenz immer wieder verbunden worden sind und nach wie vor verbunden werden, solange man dabei an der physischen Anwesenheit der Beteiligten festhält. Tatsächlich ist die Orientierung an physischer (anstelle von sozialer) Anwesenheit die Quelle einer Vielzahl von Vereinfachungen und Verfälschungen, die in den letzten Jahren u.a. aufgrund des Aufschwungs und der Verbreitung neuartiger Kommunikationstechnologien mehr und mehr in Frage gestellt worden sind. Entsprechend öffnet sich der Blick auf Kopräsenz als eine robuste Kommunikationsbedingung, die wandlungsfähig ist und viel mehr an Kommunikation ermöglicht und zulässt, als gemeinhin damit verbunden wird. Um das zu sehen, muss konsequent von physischer auf soziale Anwesenheit umgestellt werden. Der Kopräsenzbegriff wird damit notgedrungen abstrakter. Aber nur so ist es möglich, theoretisch und empirisch hinter die Prima-facie-Evidenz der »Face-to-face«-Situation zurückzugehen. Das soll im Folgenden anhand von drei immer wieder anzutreffenden Engführungen gezeigt werden, die mit der Vorstellung einer durch Wahrnehmungswahrnehmung interaktiv hergestellten Anwesenheit nicht gedeckt sind. Diese Engführungen werden hier als Raum-Zeit-Apriori, als Stilisierung von Unmittelbarkeit und als »Agency«-Idealisierung bezeichnet. Sie tragen gemeinsam zu einem Kopräsenzmythos bei, demzufolge die auf Kopräsenz beruhende Interaktion als eine »natürliche«, gleichsam »primordiale« Ur- und Reinform von Kommunikation erscheint.

I.

Es ist eine weit verbreitete Annahme, dass Kopräsenz auf der Gleichzeitigkeit von Sendung und Empfang und der Gleichörtlichkeit bzw. Gleichräumlichkeit der Beteiligten beruht: Kopräsent ist demnach, wer zur gleichen Zeit am gleichen Ort ist, d.h. physisch zusammen anwesend ist (Raumzeitidentität).⁵⁵ Wir wollen diese Annahme in lockerer Anlehnung an den Begriff eines »sprachli-

chen Raum-Apriori«,⁵⁶ mit dem die vor allem im alltäglichen Gespräch zum Ausdruck kommende Raumgebundenheit natürlicher Sprachen betont wird,⁵⁷ vereinfachend als Raum-Zeit-Apriori bezeichnen. Zum Raum-Zeit-Apriori gehört die Vorstellung, dass die Örtlichkeit, an der sich die Anwesenden treffen, weitgehend gegeben ist als eine stabile materielle Umwelt: z. B. als ein auf eine bestimmte Weise eingerichtetes Zimmer, als ein Ort in der Natur oder als Treffpunkt auf öffentlichen Plätzen. Raum und Örtlichkeit gehören scheinbar mit zur Physis und Materialität des in einer Situation Gegebenen und bilden als Teil der Umgebung (und als Parameter der Sprechsituation) den scheinbar »natürlichen« situativen Hintergrund des Beisammenseins physisch Anwesender (»co-location«).⁵⁸ In der Tat kann man Goffman auch so lesen, dass er die Situation, in der sich reflexive Aufmerksamkeit ereignet, an ein physisches Zusammenkommen in einem räumlich-materialen Setting verstanden hat und dass diese Gleichörtlichkeit der Beteiligten die Voraussetzung für reflexive Aufmerksamkeit ist. Phylo- und ontogenetisch ist das zweifellos der Fall – was aber nicht bedeutet, dass nicht auch Gleichörtlichkeit unter physisch Anwesenden hergestellt werden muss und sich reflexive Aufmerksamkeit deshalb nicht auch losgelöst von dieser Raumprämisse manifestieren kann (s. noch u. in diesem Abschnitt). Das Raum-Zeit-Apriori macht aber darauf aufmerksam, dass es für ein solches Verständnis von Kopräsenz einer Abstraktion vom vermeintlich Gegebenen bedarf, wie sie bei Goffman eher angedeutet und bei Luhmann weiter ausgeführt wird, obwohl beide sich zur Illustrierung und Konkretisierung immer wieder räumlich-materialer Settings bedient haben. Es liegt daher nicht so fern, das Raum-Zeit-Apriori als Kernstück der Interaktionssoziologie zu verstehen, weshalb Goffman und Luhmann häufig ein Konzept physischer Kopräsenz unterstellt wird.⁵⁹

His [Goffman's; Anmerkung von uns] notion of the situation was, in its core, a spatial idea. The situation was a physical setting or place with a physical coming together, a human encounter, typically taking place [...]. He emphasized the inevitable physical and »psychobiological element« of the interaction order, and provided, with the latter emphasis, an early formulation of concerns with the material body and its accoutrements in social life.⁶⁰

Karin Knorr Cetina betont diese Raumbindung von Kopräsenz, um zu zeigen, wie sich »synthetische« von »natürlichen« Situationen unterscheiden, und um den mikrosoziologischen Interaktionsbegriff von seiner (vermeintlichen) Raumbindung zu lösen. Anstelle von verkörperter Kopräsenz (»sensu« Goff-

man) plädiert sie für Reaktionspräsenz (»response presence«, s.o. III.), die auch unabhängig von Gleichräumlichkeit und unter Aufgabe des Kriteriums der Wahrnehmungswahrnehmung gewährleistet sein kann. Mit einer so verstandenen Reaktionspräsenz kommen dann allerdings auch Kommunikationsformen in Betracht (wie das Beantworten von Briefen durch Briefe oder von E-Mails durch E-Mails), die als klare Alternative zu Kopräsenz verstanden werden können, weil sie nicht mehr auf reflexiver Aufmerksamkeit, sondern auf Lesbarkeit (als Alternative zu Kopräsenz) beruhen. Wir halten alternativ zu diesem Umstieg auf Reaktionspräsenz am Kriterium der reflexiven Aufmerksamkeit fest, betonen aber, dass reflexive Aufmerksamkeit nicht an physische Anwesenheit gebunden ist. Unser Kopräzenzbegriff lebt deshalb nicht von der Vorstellung eines gegebenen Raumes. Der »Interaktionsraum« gehört vielmehr mit zu dem, was unter sozial Anwesenden hergestellt und aufrechterhalten werden muss. Wir wollen das in zwei Schritten zeigen: zunächst am Beispiel der Lösung der Interaktion von Gleichörtlichkeit und anschließend am Beispiel der Herstellung des Raumes bei vermeintlicher Gleichörtlichkeit.

So naheliegend das Raum-Zeit-Apriori zu sein scheint, so sehr führt es als eine unzulässige Verdinglichung (Reifizierung) der Einheit von Personen in Raum und Zeit in die Irre. Das ist schon deshalb so, weil die mit dem Raum-Zeit-Apriori implizierte physische Anwesenheit nicht das entscheidende Kriterium für Kopräsenz ist. Anwesenheit ist als interaktive Hervorbringung eine *soziale* Größe und als solche nicht an interaktionsexterne Vorgaben gebunden. Entscheidend ist lediglich, dass wahrgenommen werden kann, dass wahrgenommen wird. Das kann physisch Anwesende im »gleichen« Raum ausschließen, wenn die wechselseitige Aufmerksamkeit z.B. durch mangelnde Überschaubarkeit der Situation nicht mehr gewährleistet ist oder sonst wie eingeschränkt und verhindert wird. Ein unspektakuläres Beispiel dafür ist diejenige, die im Beisein Anderer einschläft. Es können aber auch physisch Abwesende kopräsent sein, wenn und in dem Maße, in dem Wahrnehmungswahrnehmung gleichwohl sichergestellt wird bzw. verlässlich genug unterstellt werden kann. Das klassische Beispiel dafür ist das Telefongespräch, sofern mit dem Abnehmen des Hörers nach dem Klingeln gewissermaßen gehört werden kann, dass (zu-)gehört wird, also wahrgenommen werden kann, dass wahrgenommen wird. Der sicherste Beleg für diese Wahrnehmungswahrnehmung am Telefon ist die mangelnde Toleranz gegenüber längeren Schweigephasen. Auch reicht es nicht, zuzuhören. Man muss auch zeigen, dass man noch zuhört und »dran« ist. Kopräsenz erfordert in dieser Situation tatsächlich Reaktionspräsenz. Reaktionspräsenz bewährt

sich hier, anders gesagt, als Manifestation von Kopräsens. Dass sich die Wahrnehmung auf das (Zu-)Hören beschränkt, ist aber für den Mechanismus der Wahrnehmungswahrnehmung letztlich irrelevant – und berührt schon die beiden anderen problematischen Engführungen der Unmittelbarkeitsstilisierung und der »Agency«-Idealisierung (auf die wir noch zurückkommen). Instruktiv für die Dekonstruktion des Raum-Zeit-Apriori ist die Feststellung, dass Gleichörtlichkeit offensichtlich *keine* Bedingung für Kopräsens und die auf ihr beruhende Interaktion ist. Es gibt, wenn man das so ausdrücken will, eine »enträumlichte Gleichzeitigkeit« (»despatialized simultaneity«).⁶¹ Wir haben das seit der Pandemie fast alltäglich mit dem Aufkommen und der Verbreitung von Videokonferenztools erlebt und werden auf den damit einhergehenden Wandel von Kopräsens noch zurückkommen. Die Lösung der Interaktion vom gemeinsamen Aufenthaltsraum zeigt eindrücklich, wie sehr Kopräsens durch technisch-mediale Errungenschaften auch über den Kreis physisch Anwesender hinaus ausgedehnt werden kann und wie vielfältig die empirischen Konfigurationen von Kopräsens und die damit einhergehenden Manifestationen von reflexiver Wahrnehmung sein können. Es geht hier allerdings nicht darum, den Interaktionsbegriff über Kopräsens hinaus zu erweitern (wie das oft postuliert worden ist in den letzten Jahren),⁶² sondern darum, den Kopräsensbegriff von nicht gedeckten Prämissen zu befreien, so dass sichtbar wird, wie die Kommunikationsbedingung der Wahrnehmungswahrnehmung an der Evolution der Kommunikationsmedien und -technologien partizipiert und dass und wie Interaktion auch als »Teleinteraktion«⁶³ realisiert werden kann. Einfache und vermeintlich klare Gegenüberstellungen von Nähe (= Kopräsens) und Ferne (= Telekommunikation) und Interaktion und »technisch vermittelter Kommunikation«⁶⁴ gehören deshalb zu den gewohnten Vereinfachungen, von denen wir uns lösen sollten. Die oftmals stillschweigend für selbstverständlich (und »natürlich«) gehaltene Situation unter physisch Anwesenden ist nicht mehr (und nicht weniger) als eine bestimmte Konfiguration von Kopräsens, die wir (trotz der Reichhaltigkeit konversationsanalytischer Forschung) als solche vielfach noch gar nicht in all ihrer »Künstlichkeit« und Gemachtheit durchschaut haben.

Man kann sich das von anderer Seite aus klarmachen, wenn man noch einmal auf die vermeintlich gegebene Gleichörtlichkeit physisch Anwesender zurückkommt. Erst in den letzten Jahren ist die Vorstellung eines mit Anwesenheit gleichsam mitgegebenen Raumes mit der Entdeckung des »Interaktionsraums« als einer kommunikativen Hervorbringung mehr und mehr problematisch geworden. Der Interaktionsraum gehört selbst mit zur In-

teraktion, er ist nicht einfach da, sondern »ereignet sich«,⁶⁵ ist emergent, dynamisch und fluide. Der Interaktionsraum ist, wenn man das so ausdrücken möchte, ein sozialer, ein kommunikativ hergestellter Raum, für den der physische Raum nicht mehr (aber auch nicht weniger) als eine Ressource ist. Die Herstellung des Interaktionsraums durch und mit Interaktion gehört deshalb zu den Begleiterscheinungen von Kopräsenz. In vielen Fällen läuft sie unter physisch Anwesenden weit unterhalb der Bewusstseins- und Verbalisierungsschwelle ab, weil sie auf sehr effektive und unscheinbare Weise an den physischen Raum, darunter die Architektur, anschließen kann.⁶⁶ Wenn das wegfällt (wie unter physisch Abwesenden), kann der Interaktionsraum zum »Problem« werden, d.h. als problematisch und nicht gegeben, sondern zu »leisten«, erlebt und z.B. durch Metakommunikation thematisiert werden. Es dringt dann etwas (wie die berühmte Spitze des Eisbergs) an die Oberfläche, was immer mitgeleistet wird, aber in vielen Fällen weitgehend unbemerkt bleibt: eben die Herstellung des Interaktionsraums. Es gilt deshalb schon immer und grundsätzlich, was angesichts neuer Erfahrungen mit Teleinteraktion seit einiger Zeit ins Feld geführt wird: dass der Interaktionsraum sich als dynamisch und fluide erweist. Wenn die soziale Situation aufgrund solcher Beobachtungen neuerdings als »synthetisch« beschrieben wird,⁶⁷ müsste man also hinzufügen, dass sie schon immer »synthetisch« und alles andere als »natürlich« war, auch wenn genau das eben zum Mythos Kopräsenz gehört. Wir werden auf die interaktive Herstellung des Interaktionsraums noch ausführlich zu sprechen kommen, so dass wir es an dieser Stelle mit diesem Hinweis bewenden lassen können.⁶⁸

II.

Wie das Raum-Zeit-Apriori leitet sich auch die Stilisierung von Unmittelbarkeit daraus ab, dass Kopräsenz mit der physischen Anwesenheit von Personen gleichgesetzt wird. Aus dieser physischen Anwesenheit folgt, dass die der Interaktion zur Verfügung stehenden Wahrnehmungsressourcen an den Sinnesorganen des Menschen ausgerichtet werden. Kopräsenz erscheint entsprechend als verkörperte Anwesenheit (»embodied copresence«),⁶⁹ was dann häufig zum »natürlichen« Normalfall unmittelbar-direkter Kommunikation stilisiert wird. Diese Stilisierung von Unmittelbarkeit kommt in formelhafter Verkürzung in der Bezeichnung des Gegenstandes als »face-to-face interaction« so markant wie anschaulich zum Ausdruck. Im Deutschen entspricht dem in einer älteren Tradition der Begriff der »Gesichtsfeldbeziehung«, wie ihn Al-

fred Schütz in expliziter Anlehnung an Charles Cooley eingeführt hat.⁷⁰ Tatsächlich kann sich diese Ausrichtung an »körperlicher Kopräsens« (»co-bodily presence«) und an einem »body-to-body starting point« auf Goffman berufen.⁷¹ Und zweifellos ist das Zusammensein von Angesicht zu Angesicht und die darin aufscheinende Verkörperung von Anwesenheit eine typische Kopräsenskonfiguration. Aber weder ist sie die einzig mögliche Konfiguration noch eine Art Grundmodell der Interaktion, vor dem alle anderen Konfigurationen als Abweichungen oder Ableitungen erscheinen müssen. Wir sehen in der Stilisierung einer natürlich-primordialen Vorrangstellung der »direkt-unmittelbaren« Begegnung von Angesicht zu Angesicht deshalb eine mit der Rezeption des Goffman'schen Kopräsensbegriffs verbundene problematische Engführung, die mit unserer Definition von Kopräsens als Erscheinungsform reflexiver Aufmerksamkeit theoretisch nicht gedeckt ist. Es ist eine der vielen naheliegenden Vereinfachungen, die mit einem auf physische Anwesenheit reduzierten Kopräsensbegriff einhergehen und zum Mythos Kopräsens beigetragen haben. Was ist daran (so) problematisch?

Problematisch ist zunächst die Suggestion, dass verkörperte Kopräsens keiner weiteren »Vermittlung« bedarf, sondern sich von selbst einstellt, sobald Personen zur gleichen Zeit am gleichen Ort sind. Reflexive Aufmerksamkeit ist aber kein Automatismus, sondern selbst eine (onto- wie phylogenetisch) evolutionäre Errungenschaft, im Zuge derer der menschliche Körper in Richtung Interaktionsfähigkeit fit gemacht worden ist. Der menschliche Körper mit seinen Wahrnehmungs-, Zeige- und Sprechorganen kann in diesem Sinn als eine eingefleischt-biologische Technologie zur Wahrnehmungsbewirtschaftung betrachtet werden, die als Ergebnis von Evolution mit der Ausrichtung humanspezifischer Ausstattungsmerkmale auf Interaktionsmöglichkeiten und -erfordernisse zu tun haben dürfte und insofern alles andere als »natürlich« ist. Nur auf der Grundlage dieser verkörperten Technologie kann sich so etwas wie Kopräsens einstellen. Die Gegenüberstellung von direkt-unmittelbarer Interaktion und medientechnologisch vermittelter Kommunikation, die man häufig findet,⁷² ist deshalb letztlich irreführend, wie Brian Due und Christian Licoppe in ihrer Einleitung zu einer Reihe von Studien zu »video-mediated interaction« betonen: »In the most basic forms, all interaction is mediated in some way, e.g. by language, bodies, objects, culture, history, technologies and so on [...]. There is no unmediated interaction with which the mediated can be contrasted.«⁷³ Ähnlich heißt es an anderer Stelle: »The difference between, say, a face-to-face interaction and a video call is not that one is unmediated and the

other mediated; it is rather to be found in the way the production of particular sequences may be accomplished, enabled, constrained, or inhibited.«⁷⁴

Es geht also, anders gesagt, um verschiedene Konfigurationen von Kopräsenz, die nicht auf einer Gegenüberstellung von direkter und vermittelter Interaktion beruhen, sondern sich durch verschiedene Manifestationen reflexiver Aufmerksamkeit auszeichnen und den biologischen oder technologischen »affordances«⁷⁵ entsprechen, die sie dabei ausnutzen können. Dabei ist nicht von vornherein ausgemacht, dass es lediglich und immer Menschen mit ihren Körpern im Vollsinn humanspezifischer Wahrnehmungsausstattung braucht, damit Kopräsenz zustande kommen kann. Auch technisch vermittelte Kommunikation kann Interaktion sein und Kopräsenz technisch vermittelt zustande gebracht werden, wenn und in dem Maße, in dem reflexive Aufmerksamkeit im Spiel ist. Das ist viel verbreiteter, als es die Formulierung nahelegen mag. Man denke nur an Telefon und Videokonferenz. Mit der Pandemie ist insbesondere die videobasierte Interaktion (außerhalb des engen persönlichen Kreises) vielleicht schon wichtiger und allgegenwärtiger geworden als herkömmliche Konfigurationen von Kopräsenz. Sie entlastet die Interaktion von der Gleichräumlichkeit der Beteiligten, indem sie Wahrnehmungswahrnehmung durch den Einsatz von Übertragungstechnologie ermöglicht, was zu einer neuartigen Form von Telekopräsenz⁷⁶ führt. Kopräsenz-basierte Interaktion mit reflexiver Wahrnehmung muss sich also nicht auf die körpereigene Sensorik und Motorik beschränken, also auf das, was Goffman als »the naked and embodied kind of receiving and conveying« bezeichnet hat.⁷⁷ Im Gegenteil: »[T]he situation is not »naked«.⁷⁸ Und sie war es vielleicht noch nie, wenn man an die Instrumentalisierung des Körpers für Interaktion denkt. Mit dem Einsatz von Technologie kommt diese Ausstattung mit Empfangs- und Sendungsinstrumenten womöglich bloß an die Oberfläche. Dass und wie körpereigene Sensorik und Motorik durch Technik erweitert werden kann, belegt nicht erst das Phänomen sich rasant verbreitender Videokonferenztools, sondern auch schon der Fall des Telefonierens, bei dem mit dem Abnehmen des Hörers nach dem Klingeln wahrgenommen werden kann, dass wahrgenommen wird, also Kopräsenz hergestellt wird – auch wenn zwischen den Beteiligten der Atlantik liegt. Dass sich Wahrnehmungswahrnehmung dabei sensorisch auf auditive Wahrnehmung beschränkt, ändert nichts an dem prinzipiellen Mechanismus reflexiver Aufmerksamkeit: Wer mit dem Telefonieren als Praxis vertraut ist, kann mit dem Abnehmen des »Hörers« (sic!) hören, dass gehört wird und sich fortan daran orientieren, dass er und sie in Kopräsenz miteinander »verbunden« sind. Das ist im Prinzip nicht

anders als beim Blickkontakt, der auch zu einer Praxis gehört, mit der man vertraut (gemacht) werden muss, bevor man daraus wie selbstverständlich auf die Wahrnehmung von reflexiver Aufmerksamkeit schließen kann. Mit den erweiterten Möglichkeiten von Videoanrufen tut sich an dieser Stelle ein weites Feld techno-sozial vermittelter Kopräsens auf, das neben körpereigener Sensorik und Motorik auch menschliche Kognition durch künstliche Intelligenz partiell ersetzbar machen könnte – was bereits die mit dem Mythos Kopräsens verbundenen »Agency«-Idealisierungen aufruft (s.u. III.).

Wir berühren mit dem Beispiel technisch vermittelter »Teleinteraktionen«⁷⁹ noch eine weitere nicht zu unterschätzende Engführung, die mit der Orientierung an der »Face-to-face«-Konfiguration verbunden ist. Sie besteht in der Vorstellung, dass Kopräsens die gesamte Bandbreite menschlicher Sinneswahrnehmung erfordert und einbezieht. Mit dieser Vorstellung im Hintergrund kann man z.B. kritisch anmerken, dass Teleinteraktion in der Regel nicht an die »Multisensorik« der »Face-to-face«-Konstellation herankommt: »Es ist allerdings eine offene Frage, ob diese ›face-to-screen situation« (wie sie in den von Karin Knorr Cetina beschriebenen Fällen »globaler Mikrostrukturen« vorliegt) »tatsächlich ein Äquivalent für die gemeinsame multisensorische Wahrnehmung in einer face-to-face-Situation ist.«⁸⁰ Dies Zitat steht im Zusammenhang der Diskussion der Bedeutung von Gleichörtlichkeit für Interaktion. Während dieses Kopräsenskriterium mit Verweis auf Teleinteraktion inzwischen vielfach und zu Recht aufgegeben wurde (weil es zum Mythos Kopräsens gehört), hält Bettina Heintz u.a. mit dem Hinweis auf die Bandbreite menschlicher Sinneswahrnehmung daran fest:

Während Telekommunikation keinen oder einen nur sehr beschränkten Zugriff auf Kontextinformationen und non-verbale »Leibkundgaben« [...] erlaubt, steht der Interaktion das gesamte Repertoire an Ausdrucks- und Erscheinungsformen, an Gesten, Mimiken, Körperhaltungen und parasp Sprachlichen Zeichen zur Verfügung, aus denen sich weitere Informationen gewinnen lassen. Es ist diese Dichte und Gleichzeitigkeit der Information, die die Komplexität und Flexibilität einer Kommunikation unter (physisch) Anwesenden ausmacht.⁸¹

Der Punkt ist nicht, dass diese Beschreibung nicht stimmen würde. Der Punkt ist, dass die hier beschworene Multisensorik der Interaktion als Leitorientierung mit dem Kriterium der Wahrnehmungswahrnehmung nicht gedeckt ist. So allgegenwärtig die Vielfalt der Sinneswahrnehmungen unter

physisch Anwesenden sein mag, so wenig hängt daran die Möglichkeit reflexiver Aufmerksamkeit. Das gilt nicht erst seit dem Telefonieren, sondern auch unter physisch Anwesenden, die nicht der Vorstellung uneingeschränkter menschlicher Sinneswahrnehmung entsprechen – davon abgesehen, dass die Multisensorik der Interaktion auch aus anderen Gründen, die mit der Rahmung und Situierung der Interaktion zu tun haben, massiv eingeschränkt sein kann. Auch die Multisensorik ist etwas, das nicht einfach gegeben ist, sondern – speziell mit der Etablierung des Interaktionsraums – in und mit Interaktion hergestellt und »geleistet« werden muss. Wenn von der »unhintergehbaren Präsenz einer gemeinsamen Außenwelt« die Rede ist, »die für alle gleichermaßen hörbar, greifbar und sichtbar ist«, ⁸² kommt also zu kurz, dass diese »gemeinsam[e] Außenwelt« unter Anwesenden nicht einfach gegeben ist, sondern interaktiv hergestellt werden muss. Es ist das eine Vorstellung, die in den letzten Jahren mit dem Aufschwung videobasierter Datenerhebungstechnologien und der in diesem Zuge viel betonten »Multimodalität« ⁸³ der Interaktion empirisch untermauert worden ist. Der Impuls dieser Forschungen liegt häufig darin, die Vorrangstellung des Hörbaren, und damit insbesondere die der Sprache, durch den Aufweis speziell der sichtbaren Erscheinungsformen der Interaktion (früher »nonverbale Kommunikation« genannt) zu relativieren. Gerade für die transkriptionsbasierte Tradition der Interaktionsforschung ist dieser Impuls gut nachvollziehbar, insofern die Fixierung auf die Transkription des Gesprochen-Gehörten stark dazu beigetragen hat, alle anderen Erscheinungsformen der Interaktion zu dem zu zählen, was von außen ergänzt und hinzugefügt werden kann. Kopräsenz ist eben niemals nur sprachlich vermittelte Kopräsenz, wiewohl die Konfiguration von Kopräsenz durch den Einsatz von Sprache massive Auswirkungen auf die Interaktion gehabt haben dürfte. ⁸⁴ Die Betonung der Multimodalität hat ihren Reiz aber auch darin, dass sie zeigt, wie genau bestimmte Sinneswahrnehmungen (wie das Sehen) oder die an den menschlichen Sinnesorganen orientierte Vielfalt der Sinneswahrnehmungen interaktiv relevant gemacht werden. D.h. aber auch, dass Multisensorik nicht einfach als Normalfall der Interaktion anzusehen ist. Es ist vielmehr eine empirische Frage, die konkrete Multimodalität einer Kopräsenzkonfiguration zu bestimmen. Dabei liegt mit der »Face-to-face«-Stilisierung von Kopräsenz eine Überbewertung speziell des Sehens offenkundig nahe. Sie wird auch theoretisch mit der Betonung des Blick(-kontakts) für das Zustandekommen von Interaktion vorangetrieben. ⁸⁵ Es spricht zwar nichts dagegen, die Charakteristik der Wahrnehmungswahrnehmung am Beispiel des Blickkontakts zu entwickeln (wie das viele

Klassiker der Interaktionsforschung vor und seit Goffman getan haben). Zweifellos ist das ein für das Zustandekommen von Interaktion hochgradig aufschlussreiches Phänomen. Aber die Quintessenz aus der Beschäftigung mit diesem Phänomen muss so ausfallen, dass sie auch Kopräsenskonfigurationen erfassen kann, die im Hinblick auf die Wahrnehmungsmöglichkeiten der Beteiligten drastisch eingeschränkt sind. Nicht nur beim Telefonieren im Old-School-Modus gibt es keinen Blickkontakt, ohne dass die Interaktion damit zum Erliegen käme. Kopräsens ist als Kommunikationsbedingung auch mit Blick auf die zur Verfügung stehenden Sinneswahrnehmungen viel robuster, als es den Anschein hat, wenn gerade vor dem Hintergrund »technisch vermittelt« eingeschränkter Kopräsens die gesamte Fülle der Multimodalität »unmittelbar-direkter« Kopräsenssituationen ins Feld geführt wird. Es wird sich diese Robustheit auch dann zeigen, wenn wir im Folgenden zu der nächsten problematischen Annahme, der »Agency«-Idealisierung, übergehen.

III.

Die Orientierung an physischer Anwesenheit und der damit verbundene »body-to-body starting point« haben mit dazu beigetragen, dass wir uns Interaktionsbeteiligte in der Regel als Menschen mit entwickelter und weitgehend uneingeschränkter Wahrnehmungs-, Bewegungs- und Handlungsfähigkeit und in diesem Sinn als Personen im Vollsinn intelligenter menschlicher Sensomotorik vorstellen – vereinfacht gesagt: als »normale wache Erwachsene«. ⁸⁶ Wir sehen darin eine Idealisierung von Interaktionsfähigkeit, die mit basalen Normalitätsvorstellungen von »agency« zu tun hat und dazu anleitet, der Einfachheit halber von »isolierten vollkompetenten Akteuren« ⁸⁷ als Interaktionsbeteiligten auszugehen, die bereits gelernt haben, was es für die Teilnahme an Interaktion braucht, und die deshalb entsprechende Erwartungen an sich selbst und die anderen Beteiligten mitbringen. Dazu gehört dann u. a. wie selbstverständlich die Fähigkeit, wahrzunehmen, was als verlässliches Anzeichen für die Wahrnehmung des Wahrgenommenwerdens gelten kann, und darüber hinaus die Unterstellung von so etwas wie (Selbst-)Bewusstsein, Intentionalität und Sprachkompetenz. ⁸⁸ Wir sehen darin eine Idealisierung, weil es in empirischer Hinsicht viele Konfigurationen von Kopräsens gibt, die dieser Idealvorstellung auf Seiten der Beteiligten offensichtlich nicht gerecht werden, und weil damit in theoretischer Hinsicht ein komplexes Konglomerat von Interaktionsfähigkeit vorausgesetzt wird, das die soziale Emergenz von Kopräsens unterläuft. Eine solche Prämisse wird der Umstellung von physi-

scher auf soziale Anwesenheit nicht gerecht, weil es mit dieser Umstellung in den Verantwortungsbereich der Interaktion gerät, ihre Teilnahmebedingungen jeweils fall- und situationsspezifisch zu definieren. Mit anderen Worten: In und mit Interaktion wird entschieden, was es an »agency« im Sinne von Interaktionsfähigkeit auf Seiten der Beteiligten jeweils braucht. Interaktionsfähigkeit ist deshalb keine Voraussetzung für Interaktion, sondern ein Effekt von Interaktion, eine emergente Hervorbringung, die mit Kopräsenz untrennbar verbunden ist und in und mit Kopräsenz sozial manifest wird. Auf diese Weise kann man erklären (und empirisch rekonstruieren), wie so etwas wie Interaktionsfähigkeit in der Ontogenese des Menschen in der Erwachsenen-Kind-Interaktion auftaucht und in der Phylogenese ko-evolutionär mit dem Aufkommen von Kopräsenz sich allmählich humanspezifisch ausbildet und weiterentwickelt. Kopräsenz erweist sich zudem in dem Maße als eine ausgesprochen robuste und höchst anpassungsfähige Kommunikationsbedingung, in dem sie sich nicht an Idealvorstellungen voll entfalteter menschlicher Sinneswahrnehmungen orientiert, sondern offen ist für alles, was reflexive Aufmerksamkeit ermöglicht und forciert. Die Frage ist dann – möglichst niedrigschwellig –, was es braucht, damit reflexive Aufmerksamkeit in Gang kommen kann, so dass Anwesende für Anwesende als potentielle Interaktionsbeteiligte in Frage kommen können. Dabei muss man sich vor dem hüten, was Christian Meyer zu Recht als eine »Mystifizierung des Körpers« beschreibt:

Körperliches Beisammensein ist dazu [also interaktionale Wechselseitigkeit; Anmerkung von uns] ebenso wenig zwingend notwendig wie wechselseitiges Anblicken. Denn wesentlich für Interaktion ist wechselseitige reflexive Wahrnehmung unabhängig von der semiotischen Ressource: Es müssen nicht nur die Äußerungen des Sprechers für den Hörer, sondern auch die Reaktionen des Hörers für den Sprecher in irgendeiner Form wahrnehmbar (hörbar, spürbar, sichtbar) sein. Eine Forderung der physischen Anwesenheit von ganzen Körpern statt ihrer semiotischen Ausdrucksmöglichkeiten käme einer Mystifizierung des Körpers gleich.⁸⁹

Es geht hier auch um die Vielfalt von Kopräsenzkonfigurationen, in denen wir es offenkundig *nicht* mit »normalen wachen Erwachsenen« zu tun haben, die sich zudem mit einem Höchstmaß an Konzentration und Aufmerksamkeit einander zuwenden.⁹⁰ »Die unhintergehbare Präsenz einer gemeinsamen Außenwelt, die für alle gleichermaßen hörbar, greifbar und sichtbar ist«, ist also nicht nur mit Bezug auf den Interaktionsraum, sondern auch im Hinblick auf

die dabei vorausgesetzten Fähig- und Fertigkeiten der Beteiligten eine Fiktion. Dass »der Interaktion das gesamte Repertoire an Ausdrucks- und Erscheinungsformen, an Gesten, Mimiken, Körperhaltungen und parasprachlichen Zeichen zur Verfügung« steht, stimmt eben nicht grundsätzlich für Interaktion (im Gegensatz etwa zur »Telekommunikation«), sondern entspringt gleichermaßen der Stilisierung von Unmittelbarkeit wie der Idealisierung von »agency«.⁹¹ Längst gibt es eine Vielzahl an empirischen Untersuchungen von Interaktionsereignissen, für die das hier stillschweigend implizierte Norm- und Idealbild von »agency« nicht zutrifft. Man denke nur, besonders naheliegend, an die schon erwähnten Forschungen zur frühen Erwachsenen-Kind-Interaktion oder an »Menschen mit Demenz als Interaktionspartner«.⁹² Allerdings zeigen schon die Titel dieser Forschungsbereiche mit ihren sozialen Kategorisierungen, dass die Orientierung am vermeintlichen »Normalfall« nicht eingeschränkter »agency« damit nicht schon ausgeschlossen ist. Es scheint deshalb angezeigt, anstelle einer stillschweigenden »Agency«-Idealisierung über das nachzudenken, was es auf Seiten der Beteiligten braucht, damit wahrgenommen werden kann, dass wahrgenommen wird. Wir fragen also möglichst niedrigschwellig nach »agency« im Sinne der Fähigkeit, an Interaktion teilzunehmen, d.h. als Interaktionsteilnehmer:in für Andere in Frage zu kommen.

Dabei müssen wir im Auge behalten, dass Interaktionsfähigkeit grundsätzlich nicht als eine Vorbedingung von Kopräsens eingeführt werden darf. Wir haben schon daraufhingewiesen, dass die Ersetzung von physischer durch soziale Anwesenheit den Blick darauf öffnet, dass die kommunikative Konstruktion von Anwesenheit auch das einschließt, was dabei auf beiden Seiten der Beteiligten an Interaktionsfähigkeit unterstellt werden muss. Dass es Menschen aus Fleisch und Blut, etwas verklausulierter: »Personen« (s.u.), sind, die sich begegnen, könnte aus dieser Perspektive nicht mehr sein als eine uns besonders gut vertraute und überaus verbreitete Kopräsenskonfiguration, die es im Hinblick auf ihre Charakteristik erst noch zu durchschauen und in ihrer vermeintlich selbstverständlichen Normalität zu entlarven gilt. Es könnte daher weiterführen, sich zu fragen, was unter Anwesenden einen Verdacht auf Interaktionsfähigkeit auslöst und was umgekehrt einen solchen Verdacht ins Wanken bringen kann. Es geht dann nicht darum, festzulegen, was »gegeben« sein muss, sondern darum, typische Auslöser für reflexive Aufmerksamkeit ausfindig zu machen. Manches spricht dafür, dass die situative Evidenz (Sichtbarkeit oder Unterstellbarkeit) spezieller Sensoren – verkörperter Natur wie im Falle der Wahrnehmungsorgane von Lebewesen oder technisch

vermittelter Art wie im Falle z.B. von Kameras und Mikrofonen – vertraulichkeitsabhängig einen Anfangsverdacht auf Kopräsenz auslösen kann. Umgekehrt ist das Einschlafen unter physisch Anwesenden ein instruktives Beispiel dafür, dass und wie soziale Anwesenheit in soziale Abwesenheit umschlagen kann, wenn und in dem Maße, in dem die Wahrnehmungsfähigkeit und mit ihr die Aufmerksamkeit für andere Anwesende merklich eingeschränkt wird. Es braucht also Indikatoren, um darauf zu schließen, dass in einer konkreten Situation Informationen durch Sensoren gewonnen werden (können). Salopp gesagt: Es braucht einen Anlass dafür, um anzunehmen, dass ich nicht »allein« bin, wobei Alleinsein hier nicht mehr heißen soll als: nicht von Anderen wahrgenommen und beobachtet zu werden. Ein solcher Anlass muss nicht immer jemand sein, der oder der mir mit seinen Wahrnehmungsorganen sichtbar zugewandt und aufmerksam anwesendeist. Wer über einen öffentlichen Platz geht, mag sich auch ohne konkrete Evidenz beobachtet vorkommen und auf diese Weise unterstellen, dass wahrgenommen werden kann, dass wahrgenommen wird. Öffentlichkeit wäre entsprechend als eine Kommunikationsbedingung zu verstehen, unter der man unterstellen kann, wahrgenommen zu werden, ohne dafür eine selbst auf konkreten Wahrnehmungen basierende Evidenz zu haben.⁹³ Daran wird ersichtlich, wie sehr Auslöser für Kopräsenzverdachtsmomente dem gesellschaftlichen Wandel unterliegen. Sicher sprechen wir mit Bezug auf Öffentlichkeit von Grenzphänomenen von Kopräsenz, die die Bedingung reflexiver Aufmerksamkeit arg strapazieren, aber sie machen noch einmal von anderer Seite deutlich, wieso sich im Fall physischer Anwesenheit von Menschen mit zugewandten Wahrnehmungsorganen Interaktion kaum vermeiden lässt. Sie zeigen ferner, dass Lebewesen (darunter vorzugsweise Tiere) mit erkennbaren Sensoren (wie Augen) durchaus als Kandidaten für Interaktionsbeteiligung in Frage kommen. Speziell Haustiere sind nicht nur thematische Ressourcen der Interaktion,⁹⁴ sondern auch potentielle Interaktionsbeteiligte, was in den letzten Jahren eine Reihe von Forschungen ausgelöst hat (»human-animal-communication«). Auch lässt sich gut erklären, warum Roboter und andere Maschinen besonders dann in den Verdacht von Interaktionsfähigkeit und »agency« geraten, wenn sie Wahrnehmungsevidenz (z.B. durch ausgeprägte Sensorik) vermitteln. Wir kommen hier auf Kopräsenzkonfigurationen zu sprechen, die häufig als Grenzfälle des Sozialen thematisiert werden. Christian Meyer spricht in diesem Zusammenhang von »Wesen mit abgestufter Normalität, Wachheit und Erwachsensein« und nennt als Beispiele »Kinder, Tiere, Menschen mit Demenz, Roboter, Geister etc.«.⁹⁵

Solche Grenzfälle belegen, wie sehr gesellschaftlich vermittelte Erwartungen und Vorstellungen von Wahrnehmungsfähigkeit das Anlaufen reflexiver Aufmerksamkeit prägen können. Es geht dann darum, wie stark die soziale Welt der wahrnehmungsfähigen Lebewesen und Dinge ausgedehnt bzw. umgekehrt eingeschränkt wird. Offensichtlich ist das kultur- und milieuabhängig, so dass das Ausbleiben oder Anlaufen von Wahrnehmungswahrnehmung auch dadurch beeinflusst wird, wer wem Interaktionsfähigkeit zuschreiben oder absprechen mag. Wenn man Personen als »sozial identifizierte Erwartungskollagen« versteht, die als Interaktionsteilnehmer:innen adressiert werden können,⁹⁶ könnte man auch sagen: Es geht darum, wer und was in einer Gesellschaft als »Person« anerkannt ist. Dieser basale Personenstatus ist gewissermaßen eine Art Default-Annahme, die mit erwachsenen Menschen verbunden ist, aber wohl auch darüber hinaus ausgedehnt werden kann, so dass auch nicht sinnlich wahrnehmbare Akteure (wie »Gott«) unter besonderen Bedingungen Personenstatus erhalten und damit bedingt interaktionsfähig werden können. Der Personenstatus kann umgekehrt aber auch für erwachsene Menschen kritisch werden. Ob und in welchem Ausmaß Kopräsens zustande kommt, lässt sich also nicht von der Gesellschaft abtrennen, innerhalb derer sie sich ereignet oder eben auch nicht ereignet. Schon auf dieser grundlegenden Ebene bestätigt sich die grundsätzliche Abhängigkeit der Interaktion von Gesellschaft. Wie wir noch ausführen werden, lassen sich Interaktionen als »Episoden des Gesellschaftsvollzugs« verstehen.⁹⁷

Interaktionssysteme [müssen] immer Gesellschaft voraussetzen, [können] ohne Gesellschaft weder begonnen noch beendet werden [...]. Sie [die Interaktionen; Anmerkung von uns] sind nur möglich auf Grund der Gewissheit, dass gesellschaftliche Kommunikation schon vor dem Beginn der Episode abgelaufen ist, so dass man Ablagerungen vorangegangener Kommunikation voraussetzen kann; und sie sind nur möglich, weil man weiß, dass gesellschaftliche Kommunikation auch nach Beendigung der Episode noch möglich sein wird.⁹⁸

Es gilt dies schon für minimale Anforderungen an Interaktionsfähigkeit. Wenn Interaktionsfähigkeit – wie o. ausgeführt – in und mit Interaktion zustande gebracht wird, geschieht das nicht voraussetzungslos, sondern im Anschluss an Annahmen über und Erwartungen an soziale Anwesenheit, mit denen so etwas wie soziale Zugehörigkeit automatisch in die Wahrnehmung des Wahrgenommenwerdens eingeht und diese mitstrukturiert, ja mehr noch:

diese überhaupt erst ermöglicht. Mit großer Selbstverständlichkeit notiert Niklas Luhmann diese Abhängigkeit der Interaktion von Gesellschaft, auch wenn er dabei »Menschen« als Interaktionsbeteiligte voraussetzt:

Interaktionssysteme bilden sich unter Anwesenden. Sie entstehen, sobald Menschen sich wechselseitig wahrnehmen und daraufhin in Kommunikation treten. Anwesenheit ist Anlass und zugleich Grenze der Systembildung. Gesellschaftssysteme sind dagegen die jeweils umfassendsten Systeme sinnhafter Kommunikation. Mit jedem Vollzug von Kommunikation weitet sich Gesellschaft aus, jede Unterlassung von Kommunikation ist Verzicht auf Gesellschaft. Gesellschaft existiert immer, bevor es zur Interaktion kommt, denn sonst würden die Menschen einander gar nicht als interaktionsfähig erkennen.⁹⁹

Von dieser Abhängigkeit der Interaktion von Gesellschaft aus gesehen ist es also nicht »natürlich« und alles andere als selbstverständlich, dass Kopräsenz emergiert und Interaktion anläuft, sobald »zwei oder mehr Personen [...] einander ins Feld wechselseitiger Wahrnehmung [geraten]«. ¹⁰⁰ Wer überhaupt als »Person« adressiert werden kann, ist bereits Teil dessen, woran physisch Anwesende anknüpfen können und anknüpfen müssen als Teil ihrer Erwartungen und Vorstellungen über Interaktionsfähigkeit und »agency«. Das gilt bereits für das basale Erfordernis von reflexiver Aufmerksamkeit, und es versteht sich von selbst, dass es erst recht für alle weitergehenden und anspruchsvolleren Merkmale von Interaktionsfähigkeit gilt. Wie immer man diese Überlegungen fortführen mag: Sobald man hinter die »Agency«-Idealisierung zurückgeht, erweist sich Kopräsenz als eine sozial wandelbare Kommunikationsbedingung, die auch das, was als Menschsein gilt, als Hervorbringung miteinschließt und genau deshalb auch evolutionär offen ist für Weiterentwicklungen von Interaktionsfähigkeit jenseits des Menschseins. Damit wollen wir es an dieser Stelle bewenden lassen, weil wir zum Abschluss dieses Essays noch einmal eigens auf Implikationen von Interaktionsfähigkeit zurückkommen werden.

IV.

Das Raum-Zeit-Apriori, die Stilisierung von Unmittelbarkeit und die »Agency«-Idealisierung haben maßgeblich zum Mythos Kopräsenz beigetragen. Diesbezüglich sind deshalb Revisionen am Konzept von Kopräsenz ange-

bracht, ohne dass man dabei allerdings das zentrale Kriterium reflexiver Aufmerksamkeit aufgeben muss. Darin unterscheiden wir uns von Beiträgen, die das Kriterium physischer Anwesenheit ebenfalls zurückweisen, aber das Kriterium reflexiver Aufmerksamkeit durch den Hinweis auf zeitversetzte Reaktionspräsenz (»response presence«) relativieren.¹⁰¹ Kopräsens ist keine der Interaktion vorangehende Grundbedingung von Kommunikation, sondern bereits ein Effekt der Interaktion, der im Medium der Wahrnehmungswahrnehmung systematisch herbeigeführt wird. Kopräsens ist eine Hervorbringung – und darin weder »natürlich« oder »primordial« noch »direkt« und »unmittelbar«. Als Kommunikationsbedingung ist sie robust und anpassungsfähig, also z. B. nicht auf verkörperte Anwesenheit angewiesen. Sie kann massiv eingeschränkt sein oder durch Sendungs- und Empfangstechnologien »künstlich« über die Reichweite menschlicher Sensorik erweitert werden. Anwesende müssen nicht notwendig (erwachsene) Menschen aus Fleisch und Blut sein. Worauf es vielmehr ankommt, ist, dass die Beteiligten soziale Erwartungen an Interaktionsfähigkeit aufbauen können, die inklusive möglicher Implikationen von Wahrnehmungsfähigkeit, Bewusstheit und Intentionalität mit den praktischen Erfordernissen der jeweiligen Interaktion zu tun haben – so dass unter bestimmten Umständen auch Interaktion und Kopräsens mit Kleinkindern, Engeln, Robotern, Hunden oder Demenzkranken möglich wird. All das sind aktuell viel besprochene Grenzfälle von Interaktion, die sowohl empirisch-methodische wie theoretisch-methodologische Fragen aufwerfen. Sie zeigen, dass man auch mit einem engen Interaktionsbegriff auf eine fruchtbare Weise an Phänomene des gesellschaftlichen Wandels im Gegenstandsbereich anknüpfen und dabei zugleich nicht gedeckte Annahmen über Kopräsens in Frage stellen kann, die man womöglich über lange Jahre stillschweigend für selbstverständlich gehalten hat.

Mit all dem erweist sich Kopräsens als eine grundsätzlich gesellschaftlich konfigurierte und in diesen Konfigurationen wandelbare Kommunikationsbedingung. Sie liegt niemals in einem Ur- und Reinzustand vor, sondern stets in einer gesellschaftlich »(vor-)eingestellten« Erscheinungsform. Damit ist gemeint, dass es eine große Anzahl von »Einstellungen« gibt, die sich in den verschiedenen Konfigurationen von Kopräsens manifestieren und mit Interaktion flexibel angepasst und gestaltet werden können. Das macht die immense Bandbreite dessen aus, was als Interaktion alltäglich zustande kommt und sich auf die vielfach beschriebenen bipolaren Parameter erstreckt, in denen jeweils verschiedene Konfiguration von Kopräsens zum Ausdruck kommen: nah vs. fern, informell vs. formell, alltäglich vs. institutionell, stationär vs. mobil, mo-

no- vs. multimodal, monologisch vs. dialogisch, direkt vs. vermittelt, fokussiert vs. nicht fokussiert. Anders als es zuweilen den Anschein hat, lässt sich Kopräsenz nicht an einem Pol dieser Dimensionen verorten und z.B. als Prototyp von »konzeptioneller Mündlichkeit« einem Prototyp von »konzeptioneller Schriftlichkeit« gegenüberstellen.¹⁰² Vielmehr zeigen sich in solchen Konfigurationen die unterschiedlichen Ressourcen, an die in und mit Interaktion auf der Grundlage von Kopräsenz angeschlossen werden kann. In den zahllosen Konfigurationen von Kopräsenz manifestiert sich die Gesellschaftlichkeit der Interaktion. So hat etwa die Errungenschaft natürlicher Sprache(n) einen kaum überschätzbaren Einfluss auf die Konfiguration von Kopräsenz. So richtig es ist, dass Kopräsenz nicht auf Sprache angewiesen ist, so sehr stimmt es auch, dass Sprache die Konfiguration(-smöglichkeiten) von Kopräsenz massiv beeinflusst (hat). Wir kommen darauf im nächsten Kapitel zu sprechen.

3 Kopräsenz und Sprache: Sprechen-und-Zuhören und mehr

Kopräsenz ist das soziale Zuhause der Sprache(n). Das macht Kopräsenz speziell für die Sprachwissenschaft so interessant. Gleichwohl gibt es ein Spannungsverhältnis zwischen Kopräsenz und Sprache. *Zum einen*, und das haben wir in den ersten beiden Kapiteln ausgeführt, ist die Sprache in diesem Zuhause nur eine Gästin; sie ist dort nicht allein, und es braucht sie nicht, damit Kopräsenz zustande kommt und Interaktion anlaufen kann. Man kann wahrnehmen, dass man wahrgenommen wird, auch ohne dass dabei (schon) gesprochen und zugehört wird. Das ist die eine Seite der Medaille. *Zum anderen*, und das wollen wir in diesem Kapitel ausführen, geht Sprache nicht in Interaktion auf. Obgleich ein einzigartiges Kommunikationsmedium, das die Interaktion maßgeblich prägt und aus ihr onto- wie phylogenetisch hervorgeht und hervorgegangen ist, ist die Sprache auch in Zusammenhängen zuhause, die nicht auf Kopräsenz angewiesen sind und die nicht einmal in allen Fällen überhaupt genuin sozialer Natur sind. Sprache ist mehr als nur ein Kommunikationsmedium. Das ist die andere Seite der Medaille. Wir werden dazu zunächst einen systematischen Blick auf das Auftauchen von Sprache in verschiedenen Zusammenhängen werfen, bei dem wir uns an der systemtheoretischen Unterscheidung von sozialen, psychischen, biologischen und künstlich-maschinellen Systemen orientieren. Dass Sprache in all diesen Systemen zuhause ist, also neben der kommunikativen auch eine kognitive, eine biologische und eine rechnerische Relevanz hat, ist für die Einschätzung der Erscheinung und Funktion von Sprache in kopräsenzbasierter Interaktion sehr wichtig – und für die disziplinäre Einheit der Sprachwissenschaft nach wie vor eine große Herausforderung.

Aber auch wenn man im Bereich der Kommunikation und damit in der sozialen Welt bleibt, tut sich neben der Interaktion ein weiterer Zusammenhang auf, der über das Sprechen-und-Zuhören unter Anwesenden grundsätzlich

hinausreicht: die Kommunikation mit und durch Schrift. Dass man lesend und schreibend kommunizieren kann, hängt ja nicht davon ab, dass Schreibende und Lesende in irgendeiner Form kopräsent sind, d.h. wahrnehmen können, dass sie einander wahrnehmen. Im Gegenteil begründet der Austausch mit und durch Schrift eine Kommunikation, die sich weitgehend abkoppelt von (physischer und sozialer) Anwesenheit und mit *Lesbarkeit* eine alternative Kommunikationsbedingung begründet. Wir werden darauf näher eingehen, weil Kopräsenz in ihrer Eigenschaft als Kommunikationsbedingung vor dem Hintergrund ihrer Alternativen noch einmal an Profil gewinnt.

Etwas anderes kommt schließlich noch hinzu: Kopräsenz ist zwar das soziale Zuhause der Sprache, in dem die Sprache nur zu Gast ist. Aber mit diesem Gast ändert sich grundlegend das, was Kopräsenz ausmacht. Das Zuhause bleibt nicht das Gleiche, wenn Sprache im Spiel ist. Man kann auch sagen: Sprache trägt als evolutionäre Errungenschaft maßgeblich zu einer charakteristischen Konfiguration von Kopräsenz bei. Wir werden deshalb zum Abschluss des Kapitels Sprache in ihrer Funktionalität als Ressource der Interaktion thematisieren und mit der humanspezifischen Sensomotorik und der Architektur zwei weitere wichtige Ressourcen der Interaktion skizzieren. Es zeigt dies noch einmal, dass mit dem Sprechen-und-Zuhören unter Anwesenenden immer schon mehr im Spiel ist als nur Sprache.

Wo Sprache überall zuhause ist: Gesellschaft, Bewusstsein, Leben und Rechner

Das natürliche Zuhause von Sprache, von dem Goffman gesprochen hat, ist ein genuin *soziales* Zuhause. Kopräsenz steht für das soziale Zuhause, in dem Sprache phylogenetisch entstanden ist und in dem Sprache bis heute in der Ontogenese immer wieder auftaucht. Gleichwohl ist Sprache schon längst nicht mehr auf Kopräsenz und Interaktion beschränkt. Sprache ist auch in anderen Zusammenhängen zuhause. Das macht die Sache kompliziert. Jedenfalls wird sie komplizierter, als Goffman selbst, die Ethnomethodologie und die ihr folgende Konversationsanalyse sie gesehen haben, weil sie sich bekanntlich nicht primär für Sprache, sondern für Interaktion interessiert haben. Es kommt hinzu, dass die kopräsenzbasierende Interaktion in den genannten und anderen Ansätzen oftmals mit Sozialität gleichgesetzt wurde, so dass die soziale Wirklichkeit mehr oder weniger rückstandsfrei »mikrosoziologisch« auf die Sozialform der Interaktion bezogen werden konnte. Für diese »Interaction only«-Theorien, zu

denen prominent der symbolische Interaktionismus gehört, vollzieht sich Gesellschaft ausschließlich in und durch Interaktion zwischen (mindestens) zwei Personen. Das erinnert in dem Postulat einer grundsätzlichen Primordialität der Interaktion nicht zufällig an den Mythos Kopräsenz mit seiner Stilisierung der Unmittelbarkeit und Natürlichkeit der »Face-to-face«-Interaktion.¹ Auch die Grundhaltung der ethnomethodologischen Konversationsanalyse, die Relevanz sozialer Kategorien von ihrer Relevanzsetzung in und durch Interaktion abhängig zu machen, lässt sich als Gleichsetzung von Interaktion und Gesellschaft (miss-)verstehen und ist deshalb oftmals als »reduktionistisch« kritisiert worden.² Im Gegensatz dazu gehen wir davon aus, dass Kommunikation (darunter insbesondere Kommunikation mit und durch Sprache) auch ohne Kopräsenz möglich ist. Wenn dem nicht so wäre, könnte man Kopräsenz gar nicht als Kommunikationsbedingung einführen; dieses Verständnis lebt ja gerade davon, dass es Alternativen zu Kopräsenz gibt, die Kommunikation jenseits physischer und sozialer Anwesenheit möglich und wahrscheinlich machen. Interaktion ist entsprechend nicht mehr und nicht weniger als ein Spezialfall von Kommunikation. Es gibt also, anders gesagt, kommunikative Alternativen zur Interaktion, die soziale Situationen unabhängig von Anwesenheit begründen und in denen Sprache genauso zuhause ist. Diesen Gedanken wollen wir im Folgenden in mehreren Schritten entfalten.

Am Anfang steht die soziologische Einsicht, dass Sprache nicht für sich genommen existieren kann, sondern (wie ein »Parasit«) auf größere Funktionszusammenhänge angewiesen ist, innerhalb derer sie entsteht und von und mit denen sie »lebt«. In genau diesem Sinne ist die kopräsenz-basierte Interaktion nicht nur ein soziales Zuhause, sondern auch eines der Wirtssysteme von Sprache. Wenn man diese Funktionszusammenhänge als *Systeme* bezeichnet, ist die Sprache selbst kein System, sondern ein *Medium*, das in solchen Systemen im Zuge der Koevolution auftaucht und zur Konfiguration und Weiterentwicklung dieser Systeme entscheidend beiträgt.³ Das umfasst mehr als nur soziale Systeme, aber eben auch die Binnendifferenzierung sozialer Systeme, wie wir im Rekurs auf die soziologische Systemtheorie veranschaulichen wollen. Speziell die Binnendifferenzierung sozialer Systeme erlaubt mit der Trias von Interaktion, Organisation und Gesellschaft eine fundierte Abgrenzung von der o. kritisierten Gleichsetzung von Interaktion und Gesellschaft, auf die wir deshalb näher eingehen wollen. Nur die Interaktion ist letztlich auf Kopräsenz als Kommunikationsbedingung angewiesen, während Organisationen in einem viel voraussetzungsreicheren Sinn auf Mitgliedschaft und Gesellschaft in einem viel weiteren Sinn auf Erreichbarkeit beruhen. Wer von Kopräsenz als

Kommunikationsbedingung reden will, darf also von Mitgliedschaft und Erreichbarkeit als alternativen Kommunikationsbedingungen nicht schweigen.

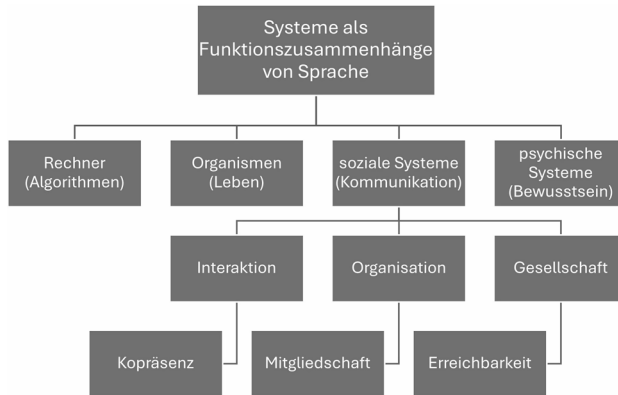
I.

Wenn man nicht von Kopräsenz und Interaktion ausgeht, sondern von der Sprache her denkt, lässt sich nicht übersehen, dass Sprache nicht nur in verschiedenen sozialen Zusammenhängen zuhause ist, sondern auch in anderen Funktionszusammenhängen außerhalb der Kommunikation, die nicht in Gesellschaftlichkeit (im weitesten Sinne) aufgehen, sondern in der Form von Bewusstsein, Leben und Maschinen eigenständige Systeme bilden.⁴ Wir grenzen Kopräsenz als natürliches Zuhause der Sprache also durch zwei Unterscheidungen ab: *erstens* durch die Unterscheidung von anderen Fällen von Kommunikation und *zweitens* durch die Unterscheidung von nicht kommunikativen Funktionszusammenhängen. Diese beiden Unterscheidungen sind wichtig, weil man sonst die Besonderheit der auf Kopräsenz gründenden Interaktion nicht versteht – und erst recht nicht die Rolle von Sprache im Kontext der Interaktion. Die eingeführten Unterscheidungen lassen sich im Rekurs auf die neuere soziologische Systemtheorie verständlich machen, in der sie systematisch reflektiert werden. In dieser Theorie werden verschiedene Gegenstandsbereiche im Sinne unterschiedlicher Systeme definiert. Die Übersicht in Abbildung 10, die ein von Niklas Luhmann eingeführtes Schema aufnimmt (und leicht modifiziert), verdeutlicht den Grundgedanken und die sich daraus ergebenden Implikationen.

Auf der obersten Ebene der Übersicht stehen verschiedene Funktionszusammenhänge, in denen Sprache auftaucht und relevant wird und die als jeweils eigenständige Systeme aufscheinen. Es sind »Forschungsgegenstände [...], die Merkmale aufweisen, die es rechtfertigen, den Systembegriff anzuwenden«.⁵ Rechner, Organismen, soziale Systeme und psychische Systeme sind nicht mehr und nicht weniger als mögliche Gegenstandsbereiche. Dass sich über die Beobachtung dieser Systeme so unterschiedliche Disziplinen wie die Soziologie, die Psychologie oder die Biologie konstituieren, könnte man gutwillig als Beleg für die heuristische Fruchtbarkeit der Unterscheidung ansehen: Neben sozialen Systemen, deren Operationsmodus die Kommunikation ist, gibt es psychische Systeme (die auf Bewusstsein bzw. Kognition beruhen) und biologische Systeme (z.B. neurobiologischer Natur), die auf Leben beruhen. Hinzu kommen schließlich maschinelle Systeme, die z.B. auf Algorithmen beruhen, wenn man aktuell z.B. an Computer bzw. Rechner

denkt.⁶ Im Original der in Abbildung 10 aufgenommenen Übersicht ist dazu von »Maschinen« (anstelle von Rechnern) die Rede. Wir verstehen das so, dass es um eine Alternative zu sozialen und psychischen Systemen und zu Organismen geht, die auf *Technik* beruht – und nicht auf *Kommunikation*, *Bewusstsein* oder *Leben*.⁷ Es ist offenkundig, dass mit diesen Gegenstandsbereichen dann wie schon erwähnt Disziplinen wie die Soziologie, Psychologie, Biologie und Computerwissenschaft verbunden werden können. Interessant(er) für unseren Zusammenhang ist zunächst, dass Sprache in allen diesen Systemen auftaucht und Sprache und Sprachlichkeit für alle diese Systeme – wenn auch in jeweils sehr unterschiedlicher Weise – von großer Relevanz ist. Für soziale und psychische Systeme liegt die Sprachlichkeit kommunikativer und kognitiver Prozesse auf der Hand, weil sie beide – im Unterschied zu Maschinen und Organismen – auf »Sinngebrauch« beruhen.⁸ Aber auch die auf Algorithmen beruhende Sprachverarbeitung und die Neurobiologie der Sprache stehen für mögliche Gegenstandsbereiche der Linguistik, auch wenn es dabei dann nicht um so etwas wie »Sinn« gehen kann. Es gibt also keinen Grund, warum sich die Linguistik auf eines dieser Systeme, auf *ein* Zuhause von Sprache, beschränken sollte. Sie wird sonst der sozialen, kognitiven, biologischen und maschinell-technischen, z.B. digitalen Wirklichkeit der Sprache nicht gerecht. Aber es gibt viele gute Gründe dafür, diese verschiedenen Gegenstandsbereiche strikt auseinanderzuhalten. Das gilt nicht nur, aber es gilt insbesondere für die Unterscheidung von Kommunikation und Kognition, von sozialen und psychischen Systemen. In beiden Systembezügen ist Sprache hoch relevant, und gerade deshalb sollte man diese Systembezüge in der Betrachtung sorgfältig trennen. So sehr kommunikative und kognitive Prozesse aufeinander angewiesen sein mögen und in der Alltagswahrnehmung miteinander verschmelzen, so wenig lassen sie sich aufeinander abbilden. Nur für kommunikative Zwecke, d.h. nur in sozialen Systemen, muss Sprache sinnlich wahrnehmbare Erscheinungsformen annehmen, d.h. vereinfacht gesagt: gesprochen und geschrieben werden. Kognitive Prozesse vollziehen sich dagegen »im Stillen«, die Sprachlichkeit von Bewusstsein und Gedanken manifestiert sich (außerhalb von experimentellen Settings) nicht in »lautem Denken«, und es erfordert besondere Anordnungen und Apparaturen, ihre Spuren »sichtbar« (oder eben wie beim »lauten Denken« hörbar) zu machen.

Abb. 10: Funktionszusammenhänge von Sprache (in Anlehnung an Luhmann 1984b, S. 16)



Kommunikation und Bewusstsein, soziale und psychische Systeme, sind offensichtlich nicht sprachlos vorstellbar. Beide nutzen mit Sprache ein anspruchsvolles Medium der Erzeugung von Sinn zum Aufbau jeweils genuin kommunikativer bzw. genuin kognitiver Strukturen, so dass kommunikative wie kognitive Prozesse oftmals sprachlich mitkonstituiert erscheinen. Sprachliches ist also hier wie dort im Spiel, Sprache ist deshalb nicht nur ein Kommunikations-, sondern auch ein Kognitionsmedium. Aber nur im Falle der Kommunikation ist sie auch auf sinnlich wahrnehmbare Erscheinungsformen und so etwas wie eine wahrnehmbare Oberfläche angewiesen. Das gilt für die verschiedenen Manifestationen der Kommunikation, also für Interaktion, Organisation und Gesellschaft, gleichermaßen, auch wenn die entsprechenden sprachlichen Oberflächen jeweils anders aussehen, worauf wir noch zurückkommen werden.

Die Übersicht zeigt des Weiteren, dass die Sprache selbst kein System in dem Sinne ist, wie Rechner, Organismen, Kommunikation und Kognition Systeme sind. Weder ist die Sprache für sich genommen ein Algorithmus, noch ist sie ein Organismus, und erst recht kann Sprache nicht kommunizieren oder denken. Entgegen einer verbreiteten Metaphorik können Sprachen also auch nicht »sterben«, so wie es prinzipiell auch keine »toten« Sprachen geben kann. Wenn Sprache eine maschinelle, eine (neuro-)biologische, eine soziale oder eine kognitive Relevanz erlangen soll, ist sie dafür auf Rechner, auf Leben, auf Kommunikation und auf psychische Systeme angewiesen. Als Beiprodukt und

ko-evolutionäre Errungenschaft sozialer, (neuro-)biologischer, kognitiver und auf Algorithmen basierender Prozesse bildet die Sprache ein Medium, das in verschiedenen Systemen verankert ist und auf je spezifische Weise dazu beiträgt, an sich unwahrscheinliche Weiterentwicklungen innerhalb der jeweiligen Funktionszusammenhänge möglich und erwartbar zu machen. Wir werden deshalb noch sehen, wie sehr sich Kopräsens im Hinblick auf Aufgaben und Probleme verbaler Interaktion ausdifferenziert, sobald Sprache im Spiel ist.⁹ Es ist wichtig, sich diesen Status der Sprache klar zu machen, ohne sich vorschnell auf eine Seite zu schlagen (und z.B. das psychisch-kognitive Zuhause von Sprache gegen ihr sozial-kommunikatives Zuhause auszuspielen) oder gänzlich von diesen systemcharakteristischen Erscheinungsformen der Sprache zugunsten eines hinter diesen Erscheinungsformen gedachten »Sprachsystems« abstrahieren zu wollen (wie es einer disziplinären Vorliebe der Linguistik über weite Strecken des 20. Jahrhunderts entsprochen hat).¹⁰

II.

Wenn wir auf unsere Übersicht noch einmal zurückkommen (s.o. Abb. 10), die Blickrichtung umkehren und von unten nach oben vorgehen, kommt die von Niklas Luhmann schon früh in die Theorie sozialer Systeme eingeführte Trias von Interaktion, Organisation und Gesellschaft (mit ihren jeweiligen Konstitutionsprinzipien) in den Blick, mithilfe derer die soziale Welt der Kommunikation differenziert wird. Es ist wichtig zu sehen, dass es sich dabei um eine Unterscheidung unterschiedlicher Möglichkeiten der *Bildung* sozialer Systeme handelt, die losgelöst von der funktionalen Differenzierung der Gesellschaft zu betrachten ist.¹¹ Was diese Unterscheidung verschiedener Typen der Systembildung für uns interessant macht, ist der darin enthaltene Zugriff auf Kopräsens (bzw. Anwesenheit): Sie erscheint als abstrakte Kommunikationsbedingung für Interaktion gleichrangig neben Mitgliedschaft und Erreichbarkeit als abstrakten Kommunikationsbedingungen für Organisation und Gesellschaft. Wiewohl in diese Unterscheidung ein »evolutionär variables Verhältnis wechselseitiger Ermöglichung und Interferenz«¹² eingebaut ist und die Dreiteilung von der rezenten Wirklichkeit der modernen »Weltgesellschaft«¹³ ausgeht, sind diese Kommunikationsbedingungen nicht aufeinander zurückführbar, so dass Interaktionen nicht in Organisationen und Gesellschaft, aber umgekehrt Gesellschaft und Organisationen auch nicht in Interaktion aufgehen können. Betont wird vielmehr, dass Interaktion, Organisation und Gesellschaft die jeweils eigenständigen Möglichkeiten der Realisierung sozialer Sys-

teme durch Kommunikation sind. Wir können und wollen hier nicht die soziologischen Implikationen dieser Dreiteilung entwickeln, aber doch darauf hinweisen, dass damit eine substantielle Alternative zu den »Interaction only«-Theorien bezeichnet ist. Organisation und Gesellschaft sind die alternativen, weder aufeinander noch auf Interaktion reduzierbaren Formen des Sozialen, »Mitgliedschaft« und »Erreichbarkeit« entsprechend die Alternativen zu Kopräsenz, die für die jeweiligen Kommunikationsbedingungen stehen, unter denen Gesellschaft und Organisationen zustande kommen. Soziale Systeme sind also grundsätzlich nicht auf Kopräsenz angewiesen. In der sozialen Welt (zumindest unserer Gegenwart) gibt es kommunikative Alternativen zur Interaktion: Organisationen und Gesellschaft(en), die nicht wie die Interaktion auf Kopräsenz beruhen, sondern auf Mitgliedschaft und Erreichbarkeit. Als Konstitutionskriterien von Organisationen und Gesellschaft(en) begründen diese Kommunikationsbedingungen jeweils soziale Systeme eigenen Typs (s.u. III. und IV.). Natürlich gibt es zwischen diesen sozialen Systemen Überlappungen, auf die wir noch zu sprechen kommen werden. So ist Interaktion immer auch Vollzug von Gesellschaft, Kopräsenz immer auch durch gesellschaftliche Erreichbarkeit geprägt, weil sich Anwesenheit nicht gleichsam außerhalb der Gesellschaft ereignen kann (wiewohl sich umgekehrt Gesellschaft niemals in der Interaktion unter Anwesenden erschöpft).¹⁴ Schon die Fähigkeit zur Teilnahme an Interaktion ist gesellschaftlich geprägt.¹⁵ Auch Organisationen bedienen sich systematisch des Zusammenfallens von Kopräsenz und Mitgliedschaft, wenn man an Sitzungen und Versammlungen unter Mitgliedern denkt. Gleichwohl haben wir es mit theoretisch, methodologisch und empirisch eigenständigen sozialen Systemen zu tun. Als soziales Zuhause von Sprache prägen sie jeweils die Struktur und die Funktion sprachlicher Erscheinungsformen. Dass es Sprache z.B. nicht nur als Lauterscheinung, sondern auch in der Form von Schrift gibt, die Kommunikation mit Texten und durch Texte ermöglicht, wäre ohne die Ausdifferenzierung von organisierter Mitgliedschaft und gesellschaftlicher Erreichbarkeit undenkbar.¹⁶

Die Binnendifferenzierung sozialer Systeme muss gerade mit Bezug auf Sprache und Sprachlichkeit ernst genommen und respektiert werden. Sprachliche Daten können nicht unabhängig von der Bildung sozialer Systeme behandelt werden, sondern müssen auf die jeweilige Systembildung bezogen werden. Deshalb behandeln wir allen Suggestionen moderner elektronischer Schriftlichkeit zum Trotz schrift- und textbasierte Kommunikation grundsätzlich nicht als Interaktion, weil sie typischerweise nicht auf Kopräsenz beruht. Soziale Anwesenheit im Sinne reflexiver Wahrnehmung ist bis

heute auch in elektronischen Schreib- und Leseumgebungen in der Regel keine Bedingung für schriftliche Kommunikation. Letztere basiert auf Lesbarkeit und Lesepräsenz, womit eine soziale Welt *sui generis* begründet wird, die unter eigenen Regel- und Gesetzmäßigkeiten von Erreichbarkeit steht – so sehr sich Ähnlichkeiten und Wiedererkennungseffekte zeigen mögen, wenn man nur auf die sprachlichen Erscheinungsformen schaut. Gerade im Kontrast zur Textkommunikation lässt sich die kopräsensbasierte Interaktion in ihren Charakteristika sehr anschaulich profilieren, worauf wir noch zurückkommen werden. Zuvor soll aber von Organisationen und Gesellschaft die Rede sein, um die sozialen Alternativen zu Interaktion zu konkretisieren und um zu zeigen, wie sich das jeweilige soziale Zuhause der Sprache auf die Erscheinungsformen der Sprache auswirkt.¹⁷

III.

Organisationen kommen in der Regel nicht ohne Interaktionen aus (z.B. in Form von Sitzungen und Besprechungen). Aber in dem Maße, in dem sie sich als eigenständige, interaktionsunabhängige soziale Systeme zur Geltung bringen, wird Kopräsens dabei durch die Bedingung der Mitgliedschaft abgelagert und in vielen Fällen auch dadurch ersetzt. Im Gegensatz zur Kopräsens basiert Mitgliedschaft auf Entscheidung: Sie ist keine auch mehr oder wenig zufällig erfüllbare und in vielen Fällen mehr oder weniger automatisch greifende Form des Zusammenseins (wie das unter physisch Anwesenden der Fall sein kann), sondern eine voraussetzungsreichere und damit höherschwellige Kommunikationsbedingung, über die nicht unter Anwesenden, sondern unter Mitgliedern entschieden wird. Wer als Mitglied dabei sein will, muss das in der Regel beantragen und wohl definierte Voraussetzungen erfüllen, die über die Fähigkeit zur wechselseitigen Wahrnehmung typischerweise hinausgehen. Nicht alle, die interaktionsfähig sind, sind auch organisationsfähig. Nicht alle, die in einer bestimmten Situation kopräsent sein könn(t)en, sind deshalb auch Mitglieder, und nicht alle, die Mitglieder sind, müssen auch in einer bestimmten Situation kopräsent sein, um mitzuentcheiden. Je mehr sich Anwesende in ihrem Beisammensein an Mitgliedschaft orientieren und Mitgliedschaft als Konstitutionsbedingung ihrer Kopräsens hervorbringen, desto stärker stellt sich die Interaktion in den Dienst des Vollzugs organisierter sozialer Wirklichkeit, für die Entscheidungen konstitutiv sind.¹⁸ Immer dann, wenn es wiederkehrend und routinehaft Entscheidungen kommunikativ zu erarbeiten und zu treffen gilt und mithilfe dieser Entscheidungen

dann wiederum neue Entscheidungen zustande kommen, kann man davon sprechen, dass es »etwas zu organisieren« gibt. Damit wird Anwesenheit nach und nach immer voraussetzungsreicher in Anspruch genommen, so dass Kopräsenz als Bedingung von Teilnahme und Teilhabe mehr und mehr mit Formen von Arbeits- und Aufgabenteilung, mit Themen- und Zielorientierung und mit der Notwendigkeit von Vor- und Nachbereitung überlastet wird. Organisierte Kommunikation verlangt deshalb nicht nur und nicht dominant nach Sprechen-und-Zuhören, sondern mehr und mehr nach Schrift und Textkommunikation (in Form von Schriftverkehr, Akten, Protokollen, Satzungen ...), die es erlauben, mitgliedschaftsgebundene Entscheidungen zu fixieren (festzuhalten), unter Mitgliedern auch ohne die Erfordernis physischer oder sozialer Anwesenheit in Umlauf zu bringen und für spätere Entscheidungen aufzubewahren und bereitzuhalten. Am »Vereinsleben« kann man sich den Unterschied von Kopräsenz und Mitgliedschaft besonders anschaulich vor Augen halten.

Einem Verein gehört man nicht einfach so an, sondern auf Antrag und Beschluss. Man trifft sich nicht einfach so, sondern in der Regel auf Verabredung und Einladung. Man trifft sich nicht nur einmal und danach nie wieder, sondern regelmäßig in festgelegten Intervallen. Wer was macht, folgt nicht einfach den Neigungen und den Launen des Augenblicks der Kopräsenz, sondern der Verteilung von Befugnissen und Zuständigkeiten unter Mitgliedern, typischerweise mit Ämtern und Funktionen (wie Vorstand, Schriftführer oder Kassenwart). Die, die auf Einladung hin zusammenkommen, tun dies nicht (nur) um des selbstgenügsamen Zeitvertreiß willen, sondern weil es etwas zu besprechen gibt, was sich auf die Ziele des Vereins beziehen lässt. Das Erleben und das Handeln der kopräsent Versammelten steht so unter einer übergreifenden Orientierung an gemeinsamer Zugehörigkeit, die allem, was getan wird, einen spezifischen Grad an Formalisierung verleiht. Nicht zufällig kommt diese Formalisierung in der Schriftlichkeit des Vereinslebens auf markante Weise zum Ausdruck: in Satzungen, Ausweisen, Einladungen, Anträgen, Anschreiben, Tagesordnungen, Vermerken, Protokollen und Akten und Ordern. In dem Maße, in dem Formalisierungen dieser Art auf gemeinsamen Festlegungen und Beschlüssen, kurz gesagt: auf der Kommunikation von Entscheidungen beruhen, die jederzeit eine trennscharfe Unterscheidung von innen und außen gewährleisten, schlägt kopräsenzbasierter Zugehörigkeit in formale Mitgliedschaft um. Mitgliedschaft kann dann wie selbstverständlich für ganz unwahrscheinliche und hochgradig eigenwillige Kommunikationsformen genutzt werden, in und mit denen Mitgliedschaft nicht nur voraus-

gesetzt, sondern selbst auch von Fall zu Fall hergestellt oder wieder aufgelöst werden kann: Mitglieder entscheiden darüber, wer noch oder nicht mehr Mitglied sein darf. Mit all dem bilden sich charakteristische Formen des Kommunizierens aus – unabhängig davon, ob es darum geht, unter Mitgliedern Wissen oder Geld, Macht, Freiheit oder Glauben oder was sonst auch immer zu vermehren. Organisationen sind deshalb auch gegenüber der Gesellschaft eigenständige Sozialsysteme, für die eben das Prinzip Mitgliedschaft konstitutiv ist. In und durch Organisationskommunikation werden aus Anwesenden Mitglieder. Sie bleiben in Fällen der Zusammenkunft immer auch Anwesende, aber ihre Kopräsenz wird durch Mitgliedschaft relevant gemacht und überformt.

Organisationskommunikation ist zudem, wie schon betont, nicht auf die Anwesenheit der Mitglieder angewiesen. Sie vollzieht sich auch und gerade anwesenheitsunabhängig im Medium des Schreibens-und-Lesens. Manches spricht dafür, dass die auf der Erreich- und Adressierbarkeit ihrer Mitglieder beruhende Schriftlichkeit für Organisationen charakteristischer ist als die auf der Anwesenheit ihrer Mitglieder beruhende Mündlichkeit. Natürlich gibt es Erscheinungsformen von Organisationskommunikation, in denen Anwesenheit und Mitgliedschaft zusammenfallen (wie die schon illustrierten Mitgliederversammlungen unterschiedlichster Couleur), die für eine Organisation mehr oder weniger unverzichtbar sein mögen. Aber erstens wird Kopräsenz dabei durch Mitgliedschaft überformt, und zweitens erschöpft sich organisierte Wirklichkeit nicht in solchen, eher punktuellen Ereignissen. Das Vereinsleben lebt zwar auch, aber nicht nur von den Vereinsversammlungen und -treffen, es lebt insbesondere auch von dem, was zwischen den Treffen passiert: dem Schreiben-und-Lesen von Protokollen und Beschlüssen, Satzungen, Aktennotizen und Einladungen. Wie von selbst kommt genau hier Schrift ins Spiel. Mit Schrift und Textkommunikation können die für die Organisation relevanten Kommunikationen anwesenheitsunabhängig realisiert werden. Die Bedingung dafür ist die Adressierbarkeit durch Mitgliedschaft. Organisationen adressieren ihre Kommunikation nicht gleichermaßen uneingeschränkt an die Öffentlichkeit der medial Erreichbaren, sondern an den Kreis derer, die als Mitglieder definiert sind. Erreichbarkeit und gesellschaftliche Zugehörigkeit werden also durch Mitgliedschaft klar und trennscharf eingeschränkt.

Schon die Eröffnung der Interaktion ist dafür sehr aufschlussreich. Eine Sitzung kommt eben nicht zufällig und wie von selbst zustande, sondern in der Regel als Folge einer vorab versandten schriftlichen Einladung an die Mit-

glieder an einem ausgewählten Ort zu einer ausgewählten Zeit: Die Interaktion wird so noch vor ihrem Beginn durch schriftbasierte Kommunikation vorbereitet und eingerahmt. Diese schriftbasierte Kommunikation trägt alle Zeichen mitgliedschaftsorientierter Zugehörigkeit, wie sie im Briefkopf mit dem Namen der Organisation bis zur geforderten Differenzierungstiefe und der Benennung des Amtes der oder des Einladenden unübersehbar zum Ausdruck kommt. Und sie vollzieht die soziale Wirklichkeit der betreffenden Organisation durch die Adressierbarkeit von Mitgliedern: Das fragliche Schreiben erreicht nur die und genau die, die Mitglieder sind. Der in vielen Fällen mitaufgeführte sogenannte Verteiler auf dem Adressfeld bringt diesen Kurzschluss von Erreichbarkeit und Mitgliedschaft an der Oberfläche des Gedruckten sinnfällig zum Ausdruck. Wir haben deshalb schon darauf hingewiesen, dass Druckschriftlichkeit und Textkommunikation für das Organisationsleben charakteristischer sind als die Mündlichkeit von Angesicht zu Angesicht.¹⁹ Gerade die Schriftlichkeit der Aktenführung (Aktenschriftlichkeit), für die es außerhalb von Organisationen kaum Äquivalente gibt, belegt anschaulich, wie wichtig es ist, die Leistung der Sprache auf den Typus von Systembildung zu beziehen, innerhalb dessen sie jeweils zuhause und funktional relevant ist.

IV.

Auch die Gesellschaft (als weiterer Typus sozialer Systeme) besteht – wenn auch nicht nur – aus Interaktionen, wie umgekehrt Interaktionen stets Gesellschaft (mit-)vollziehen. Die Unterscheidung von Interaktion und Gesellschaft ist also nicht exklusiv gemeint. Insbesondere kann kein Zweifel bestehen, dass Interaktion innerhalb der Gesellschaft stattfindet, Kopräsenz also immer schon auf gesellschaftlicher Erreichbarkeit beruht:

Auch Kleinstbegegnungen persönlicher und unpersönlicher Art sind, sofern Kommunikation stattfindet, Vollzug von Gesellschaft. [...] Wir brauchen deshalb einen Begriff, der die Kontakte unter Anwesenden beschreibt, ohne in Frage zu stellen, dass es sich um Kommunikation im Gesellschaftssystem handelt. Dies soll der Begriff des Interaktionssystems leisten. Interaktionssysteme bilden sich nicht außerhalb der Gesellschaft, um dann als fertige Gebilde in die Gesellschaft einzugehen. Sie sind, da sie Kommunikation benutzen, immer Vollzug von Gesellschaft in der Gesellschaft.²⁰

Interaktionssysteme sind also nicht nur soziale Systeme, sondern zugleich Vollzug von Gesellschaft. Sie realisieren den im Gesellschaftssystem angelegten Möglichkeitsspielraum von Kommunikation. Als Sozialsystem meint die Gesellschaft nicht mehr als die Bedingungen der Möglichkeit von Kommunikation, die in einer konkreten Interaktion auf eine spezifische Weise durch Auswahl realisiert werden. Als eigenständiges Sozialsystem kann sich die Gesellschaft nicht auf Anwesenheit zurückführen lassen, weil »[i]hr Systembildungsprinzip [...] die bloße *Möglichkeit* [ist], dass jemand selbst oder kommunikativ erreichbare andere mit anderen kommunizieren.«²¹ Das Konstitutionsprinzip von Gesellschaft liegt in der Entstehung und Etablierung von kommunikativen Möglichkeiten, Erwartungen und Wahrscheinlichkeiten, nicht in der faktischen Ausschöpfung dieser Möglichkeiten, Erwartungen und Wahrscheinlichkeiten durch Kommunikation. Um dieses abstrakte »Sozialapriori«²² zu fassen, führt Luhmann den Begriff der »Erreichbarkeit« ein: »Gesellschaft ist das jeweils umfassende Sozialsystem aller kommunikativ füreinander erreichbaren Erlebnisse und Handlungen.«²³ Gesellschaft entsteht, stabilisiert sich und wächst mit den Bedingungen der Möglichkeit kommunikativer Erreichbarkeit (und kann auf dieser Ebene an Evolution teilnehmen). Als umfassendes Sozialsystem Gesellschaft erschließt sich die Kommunikation ihre soziale Welt und was dazu gehört und grenzt sich gleichzeitig gegen das ab, was außerhalb ihrer selbst liegt und nicht durch Kommunikation erreicht werden kann (z.B. biologische Systeme). Dazu gehört auch, dass sich die Grenzen der sozialen Welt und damit von Gesellschaft mit der Definition von Erreichbarkeit verschieben können.²⁴ In diesem Sinn ist Interaktionsfähigkeit keine externe Bedingung der Kommunikation, sondern bereits ein Effekt von Erreichbarkeit: Kopräsenz kann auf diese Weise an Bedingungen der Möglichkeit von Wahrnehmungswahrnehmung anknüpfen und diese für ihre eigene Systembildung als Interaktion ausnutzen. In einem basalen Sinn muss man also, seit es überhaupt soziale Systeme gibt, von der Unterscheidung von Interaktion und Gesellschaft ausgehen. Das gilt im Prinzip wohl auch schon für frühe Formen von Kopräsenz, die noch nicht durch Sprache konfiguriert sind, wiewohl in diesem frühen Stadium der Phylogenese von Kopräsenz Anwesenheit und Erreichbarkeit mehr oder weniger zusammengefallen sein dürften. Die Evolution von Erreichbarkeit hat dann mit Sprache eine kommunikative Errungenschaft profiliert, mit der die Differenzierung von Interaktion und Gesellschaft weiter hervorgetreten ist:

Alle uns bekannten Gesellschaften differenzieren zumindest in einfachster Form Interaktionssysteme und Gesellschaftssystem. Diese Differenz setzt Sprache voraus und stellt sich mit der Evolution von Sprache wohl zwangsläufig ein. Durch Sprache lässt sich der gemeinsame Wahrnehmungshorizont Anwesender transzendieren, und dies nicht nur in der individuellen Erinnerung und Erwartung der Einzelnen, sondern im sozialen Prozess. Es wird über Nichtanwesendes oder Nichtanwesende gesprochen: über räumlich und/oder zeitlich entfernte Ereignisse.²⁵

Man kann diesen Sachverhalt auch so ausdrücken, dass Sprache konstitutiv dazu beiträgt, dass sich die Kommunikation ihre soziale Welt als Welt des und der kommunikativ Erreichbaren, eben als »Gesellschaft«, und d.h.: weit über den Kreis der Anwesenden hinaus, erschließt und kolonialisiert. Das alleine kommt bereits mit Sprache ins Spiel, die (noch) ausschließlich als Sprechen- und -Zuhören unter physisch Anwesenden genutzt wird, so dass Kommunikation und Interaktion noch weitgehend zusammenfallen. Es versteht sich aber von selbst, dass mit der Evolution von Schrift Interaktion und Gesellschaft in einem späteren Stadium der Entwicklung noch einmal deutlich auseinander-treten. Damit gibt es dann erstmals eine Alternative zur Interaktion in Form einer nicht auf Kopräsenz beruhenden Kommunikation in Form des Lesens- und -Schreibens, und neben Anwesenheit tritt eine alternative Kommunikationsbedingung von Erreichbarkeit im Sinne von Lesbarkeit.

Die mit der Errungenschaft von Schrift und Textkommunikation weiter hervortretende Unterscheidung von Interaktion und Gesellschaft hilft zu sehen, dass und wie die Flüchtigkeit und die Vergänglichkeit von Kopräsenzepisoden kommunikativ überwunden und überdauert werden können. Die Grenzen des Interaktionssystems werden dann auch von innen zunehmend transzendiert und als sozial überschreitbar erfahrbar. Das geht auch ohne Schrift, aber es ist bekannt, dass Schrift diesen Prozess der Abhebung der Gesellschaft von Interaktion (z.B. als Traditionsbildung) maßgeblich vorangetrieben hat. Vorstufen davon finden sich aber auch schon innerhalb der Interaktion, wenn wir an die bereits beschriebene Ritualisierung reflexiver Wahrnehmung in entsprechenden Kopräsenzritualen denken, wie sie ebenfalls mit der konventionalisierten Konfiguration von Kopräsenz und also mit (Vorläufern von) Sprache aufgekommen sein dürften. Einerseits machen sie Kopräsenz über Wahrnehmungswahrnehmung hinaus für die Teilnehmenden in einem emphatischen Sinn erfahrbar und erlebbar, andererseits tragen sie in gewisser Weise dazu bei, die Grenzen der an Wahrnehmungswahrnehmung gebundenen Ko-

präsenz als transzendierbar zu erleben. Das kann z.B. den flüchtigen Moment des Blickkontakts, des Sehens des Gesehenwerdens betreffen, der in der Formelhaftigkeit einer Paarsequenz von Gruß-Gegengruß gewissermaßen zereemoniell als Beginn einer Interaktionsepisode verfestigt wird, die man als solche erleben und an die man sich später erinnern kann. Die bereits beschriebene Ritualisierung reflexiver Wahrnehmung²⁶ hätte also auch den Effekt, die Grenzen der Interaktion (als Sozialform, die auf Anwesenheit beruht) systematisch im Hinblick auf anspruchsvolle(re) Formen sozialer Zugehörigkeit zu erweitern und Kopräsens (als Wahrnehmungswahrnehmung) auf diese Weise sozial aufzuladen (um nicht zu sagen: zu überhöhen). Flüchtige Momente reflexiver Aufmerksamkeit können so »verdauert« und als soziale Strukturen erfahrbar gemacht werden. Man kann sich vorstellen, wie mit dieser Ritualisierung reflexiver Wahrnehmung zugleich Prozesse und Verfahren der Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation »künstlich« gesteigert und »kunstfertig« verselbständigt werden können. Im Effekt können auf diese Weise zereemoniell herausgehobene Erfahrungen von Kopräsens als Traditionen überdauern²⁷ und als frühe Formen von Gesellschaft(-lichkeit) erlebt werden. Nicht erst die Entwicklung der Schrift, das sollen diese Überlegungen illustrieren, sondern bereits die mit Konventionalisierung einhergehende Ritualisierung reflexiver Wahrnehmung dürfte für die Evolution der Unterscheidung von Gesellschaft und Interaktion von großer Bedeutung gewesen sein. Sie trägt, etwas blumig formuliert, bereits den Keim in sich, die Grenzen der Kopräsens zu transzendieren.

Wiewohl sich Interaktionssysteme in der Gesellschaft manifestieren und sich als (Teil von) Gesellschaft profilieren, erschöpft sich Gesellschaft aber nicht in Interaktion. Zumindest die moderne Gesellschaft ist längst nicht mehr auf Kopräsens als Kommunikationsbedingung angewiesen. Das hat zuletzt und eindrucksvoll die Coronapandemie gezeigt, die mit dem weitgehenden Ausschluss von Kopräsens als Kommunikationsbedingung keineswegs zum gesellschaftlich-sozialen Lockdown geführt hat.²⁸ Interaktion wurde in der ersten Welle der Pandemie tatsächlich verhindert und erschwert, wo es nur ging, so dass Kopräsenssituationen zumindest zeitweilig wohl recht erfolgreich auf den Kreis der engsten Angehörigen innerhalb der eigenen vier Wände (zuhause und drinnen) beschränkt werden konnten. Aber ist das Sozialleben mit diesem Lockdown zum Erliegen gekommen? Bedeutete der weitgehende Verzicht auf Interaktion, dass die Gesellschaft wie ein Computer mit einem Shutdown heruntergefahren worden ist? In den Massenmedien war und ist bis heute viel davon die Rede, obgleich sie selbst doch das beste Beispiel

dafür sind, dass Kommunikation in unserer modernen Gesellschaft längst nicht mehr nur auf Interaktion angewiesen ist (s.u. V.). Eben deshalb kann Gesellschaft nicht ausschließlich in Begriffen von Kopräsenz und Interaktion gedacht werden. Moderne soziale Systeme setzen schon längst nicht mehr exklusiv und in erster Linie auf Kopräsenz, sondern verlassen sich darauf, dass (weltweit) gesendet und empfangen, gelesen und geschrieben werden kann. Tatsächlich konnte man in der Früh- und Hochzeit der Pandemie erleben, dass und wie die Gesellschaft auf geradezu spektakuläre Weise »weitergegangen« ist, indem politische Entscheidungen getroffen, Verordnungen erlassen und Recht gesprochen, Nachrichten verbreitet, Erkenntnisse gewonnen wurden und Geld in Umlauf gebracht wurde. Natürlich hat es dafür auch Interaktion gebraucht, die sich dafür in der Form von Telekopräsenz vielfach auch an die neuen Bedingungen angepasst hat.²⁹ Und doch beruhte das Weiterbestehen funktional differenzierter Teilsysteme der Gesellschaft nicht auf Kopräsenz, sondern darauf, dass Kommunikation ihre Adressatinnen und Adressaten auch ohne Interaktion erreichen konnte. Genau das hat in diesen Tagen und Wochen einer weitgehenden Interaktionsvermeidung in einer Weise wie vielleicht nie zuvor funktioniert. Dafür wurden seit langem eingeführte, erprobte und weitflächig ausdifferenzierte Alternativen zur Interaktion unter Anwesenden genutzt. Schrift und dann noch einmal der Buchdruck hatten in Europa schon seit der Frühen Neuzeit und dann in immer größerem Umfang massenhaft Kommunikationen möglich und wahrscheinlich gemacht, die neben und an die Stelle von Interaktion getreten sind und Anwesenheit als Kommunikationsbedingung durch Spielarten telekommunikativer Erreichbarkeit komplementiert und mehr und mehr auch ersetzt haben. Mit dem Schreiben-und-Lesen von Nachrichten und Mitteilungen in mobilen und fast jederzeit und überall verfügbaren elektronischen Umgebungen ist interaktionsfreie Kommunikation deshalb auch schon vor dem Ausbruch der COVID-19-Pandemie zu einer viel kommentierten Alltagserscheinung geworden. Telepräsenz hat Kopräsenz also nicht erst seit den Wochen und Monaten der Pandemie und nicht erst auf Verordnung von oben zu verdrängen begonnen. Man kann mithin ohne Zynismus sagen: Es geht in der Gesellschaft nicht nur zwangsweise auch ohne Interaktion, sondern wie von selbst und in vielen Bereichen längst besser und effizienter ohne Interaktion. Die virusbedingten Schutzmaßnahmen haben vor diesem Hintergrund vor allem vor Augen geführt, dass und wie die auf konkreten Spielarten telekommunikativer Erreichbarkeit basierenden Formen von Kommunikation angekurbelt

und intensiviert werden können, wenn Interaktion unter Anwesenden unter Infektionsverdacht gerät.³⁰

V.

An die Stelle von Kopräsenz tritt im Fall des Sozialsystems der Gesellschaft grundsätzlich die Bedingung der Erreichbarkeit. Gesellschaft ist deshalb »das umfassende Sozialsystem aller kommunikativ füreinander *erreichbaren* Handlungen«.³¹ Damit ist nicht die Gesamtheit aller faktisch realisierten Handlungen gemeint, sondern der Möglichkeitsspielraum sozialer Handlungen. Es ist das, was Interaktion überhaupt möglich und anschlussfähig werden lässt. Gesellschaft »lockt«, wie es an anderer Stelle heißt, »mit dem Leichten und Gefälligen«.³² Erreichbarkeit ist als Kommunikationsbedingung damit sehr viel abstrakter gefasst als Kopräsenz und Mitgliedschaft. So geht es nicht nur darum, auch *physisch* Abwesende kommunikativ zu »erreichen«. Das ist, wie wir betont haben und auch noch näher erläutern werden, auch mit Interaktion zu schaffen. Aus Kopräsenz wird dann Telekopräsenz, aus physisch Abwesenden werden sozial Anwesende. Worum es schon eher geht: Abwesende auch außerhalb der Bordmittel der Interaktion zu erreichen und auf diese Weise auch ohne Kopräsenz sozial einzuschließen. Als Kommunikationsbedingung wird Erreichbarkeit deshalb besonders fassbar, wenn es gelingt, Kommunikation über Kopräsenz hinaus auszudehnen. Wie das konkret gehen kann, belegen mit der Schrift als Errungenschaft und dem Schreiben-und-Lesen als Praxis nicht zufällig genuin *sprachliche* Erscheinungsformen von Lesbarkeit, auf die wir bereits bei der Überformung von Kopräsenz durch Mitgliedschaft gestoßen sind. Ein sehr anschauliches Beispiel für die Profilierung von Lesbarkeit als telekommunikative Spielart von Erreichbarkeit und als Alternative zu Kopräsenz ist die Evolution der *Zeitung* als Massenmedium.³³

Als Massenmedien sind Zeitungen eindrucksvolle Beispiele für das Potential einer Kommunikation, die nicht länger auf die faktisch realisierte gemeinsame Anwesenheit der Kommunikationsbeteiligten (Sender:in und Empfänger:in) setzt, sondern stattdessen mehr und mehr auf die anwesenheitsunabhängige potentielle Erreichbarkeit von Empfängerinnen und Empfängern als Bedingung der Kommunikation umstellt. Beteiligt sind dann die, die mithilfe eines Übertragungs- und Verbreitungsmediums erreicht werden können (erreichbar sind) und dafür nicht mehr wahrnehmen müssen, dass sie einander wahrnehmen, also nicht mehr in Kopräsenz irgendwo und irgendwann versammelt sein müssen. Für Luhmann ergibt sich der Begriff der Massenmedien

genau daraus, dass Interaktion nicht nur eingespart, sondern technisch ausgeschlossen wird:

Entscheidend ist auf alle Fälle: *dass keine Interaktion unter Anwesenden zwischen Sender und Empfängern stattfinden kann*. Interaktion wird durch Zwischenschaltung von Technik ausgeschlossen, und das hat weitreichende Konsequenzen, die uns den Begriff der Massenmedien definieren. Ausnahmen sind möglich [...]. Sie ändern aber nichts an der technisch bedingten Notwendigkeit einer Kontaktunterbrechung.³⁴

Und an anderer Stelle heißt es: »Für die Ausdifferenzierung eines Systems der Massenmedien dürfte die ausschlaggebende Errungenschaft in der Erfindung von Verbreitungstechnologien gelegen haben, die eine Interaktion unter Anwesenden nicht nur einsparen, sondern für die eigenen Kommunikationen der Massenmedien wirksam ausschließen.«³⁵ Massenmedien sind also prototypische Beispiele für Kommunikation jenseits von Kopräsenz bzw. für Kommunikation, die *nicht* zugleich Interaktion ist. Es ist gut bekannt, dass dieser Typus von Kommunikation seit der Frühen Neuzeit mit der Erfindung und Durchsetzung des Buchdrucks zunehmend möglich und wahrscheinlich geworden ist, so dass mit »Lesbarkeit« eine sich immer stärker verbreitende Alternative zu Anwesenheit als Kommunikationsbedingung entstehen und nach und nach an Bedeutung gewinnen konnte. Natürlich hat sich der Schritt von der Kopräsenz der Kommunikationsbeteiligten zur (stillen und einsamen) Lektüre nicht auf einen Schlag vollzogen. Bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts hat sich Zeitungsrezeption in einer komplexen Verschränkung von Lesen, Vorlesen und Besprechen vollzogen (»semiorale Rezeption«).³⁶ Langfristig hat man in solchen multimodalen und -medialen Vorlesesituationen unter Anwesenden aber die Schrittmacher einer auf dem stillen und einsamen Selbstlesen beruhenden Rezeption zu sehen.

Mit der Etablierung von Lesbarkeit als Kommunikationsbedingung bekommt Kopräsenz als Kommunikationsbedingung eine echte Alternative. Man kann auch sagen: Kopräsenz ist nicht länger der fraglos gegebene Normalsachverhalt von Kommunikation, sondern fängt an, als optionale Kommunikationsbedingung überhaupt erst in Erscheinung zu treten; wer jemand Anderen erreichen will, muss ihn oder sie dazu nicht mehr aufsuchen, sondern kann schreiben und die Andere oder den Anderen als *Leserin* bzw. als *Leser* adressieren. Und nicht nur das: Auf eine neue Weise wird etwas möglich und wahrscheinlich, was unter Anwesenden kaum möglich war und nach wie

vor ist: dass der Kreis der kommunikativ Beteiligten nicht nur unüberschaubar, sondern auch prinzipiell unabgrenzbar wird. Der Kreis der Leser:innen wird entgrenzt, was die Menge der Lesenden betrifft, aber auch ihre Identität. Dass darin schnell ein gezielt gesuchter Mehrwert der Kommunikation besteht, belegen Druckerzeugnisse, die ganz auf einen solchen unüberschaubaren Leserkreis (auf den »gemeinen Mann«), setzen, aus dem dann im Zuge der weiteren Entwicklung eine adressierbare Öffentlichkeit (ein Publikum) werden kann.³⁷ Zu den Druckerzeugnissen, die diese Ausweitung der Kommunikation vorantreiben, gehören auch und gerade Zeitungen. Sie gelten deshalb zurecht als ein »Schlüsselmedium frühbürgerlicher Öffentlichkeit«³⁸ und führen anschaulich vor Augen, dass und wie Lesbarkeit eine Kommunikationsbedingung wird, mit der die *Masse* der Bevölkerung erreichbar wird.³⁹ Zum Ende des 19. Jahrhunderts kann dieser Schritt als vollzogen betrachtet werden, und speziell in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts lassen sich Muster gedruckt-schriftlicher Lesbarkeitshinweise studieren, die ein breites Publikum ansprechen und zum Lesen bringen. Das massenhafte Lesen der Zeitung hat sich so als ein hoch wirksames gesellschaftliches Inklusionsprinzip erwiesen, das sich in einem über Jahrhunderte erstreckenden Prozess von Kopräsenz als Kommunikationsbedingung emanzipiert hat. An die Stelle der Kopräsenz »lesenhörender« Gruppen tritt die Lesbarkeit der Zeitung als Text und mit ihr überhaupt die Lesbarkeit von Texten als einer gesellschaftsweit verbreiteten Errungenschaft (die u.a. auf einer weitgehenden Alphabetisierung und Literalisierung der Gesellschaft beruht). Lesbarkeit hat damit den Status einer echten Alternative zu Kopräsenz erlangt und ist für die soziale Wirklichkeit – auch unter Anwesenden – hoch relevant geworden. Das u.a. wollen wir im nächsten Teil des Kapitels näher ausführen.

Kopräsenz und alternative Kommunikationsbedingungen: Lesbarkeit und Benutzbarkeit

Kopräsenz bezeichnet eine Kommunikationsbedingung, die eine eigenständige Sozialform begründet, die wir als Interaktion bezeichnen. Wie in diesem Kapitel skizziert übernehmen wir damit weitergehend die soziologische Unterscheidung von anwesenheitsbasierter Interaktion, mitgliedschaftsgebundener Organisation und erreichbarkeitsorientierter Gesellschaft. Diese Trias steht exemplarisch für den Versuch, die soziale Wirklichkeit so zu differenzieren, dass sie nicht in Interaktion aufgeht. In ihrer Episodenhaftigkeit

muss Interaktion auf Kommunikation zurückgreifen können, die anwesenheitsunabhängig ist und den Anfang und das Ende von Kopräsenz überdauern kann. Als Kommunikationsbedingung ist Kopräsenz deshalb auf Alternativen angewiesen. Diese Alternativen sind allerdings durch die abstrakten Kategorien der Mitgliedschaft und der Erreichbarkeit nicht schon erschöpfend charakterisiert.⁴⁰ Man sieht das schon daran, dass – wie wir soeben ausgeführt haben – Anwesenheit, Mitgliedschaft und Erreichbarkeit nicht exklusiv füreinander sind und insbesondere Anwesenheit und Erreichbarkeit prinzipiell zusammenfallen (weil Interaktion nicht außerhalb der Gesellschaft stattfinden kann) und Anwesenheit durch Mitgliedschaft überformt werden kann (wie das typischerweise in der institutionell organisierten Interaktion der Fall ist). Dass und wie Mitgliedschaft und Erreichbarkeit interaktionsfrei durch Kommunikation zustande gebracht und aufrechterhalten werden können, ist damit also noch nicht genügend erklärt. Wir sind in diesem Zusammenhang nicht zufällig auf *Schrift* gestoßen. Speziell mit dem Schreiben-und-Lesen tut sich eine Alternative zum Sprechen-und-Zuhören auf, die offensichtlich interaktionsfreie Kommunikation ermöglicht (sowohl in Organisationen als auch in der Gesellschaft). Schreiben-und-Lesen mag es auch in Kopräzenssituationen geben, so z.B. im Kontext des Schriftspracherwerbs oder früher gesellschaftlicher Phasen der Alphabetisierung (Vorlesen, »lesen-hören«) oder auch als Praxis gemeinsamen Schreibens und/oder Lesens.⁴¹ Und doch liegt der Eigenwert des Schreibens-und-Lesens darin, die Grenzen der Kopräsenz zu überwinden, d.h. Kommunikation zu ermöglichen, ohne auf die physische und soziale Anwesenheit der oder des Anderen angewiesen zu sein. Diesen Gedanken wollen wir fortführen, indem wir *Lesbarkeit* als eine Alternative zu Kopräsenz einführen. Lesbarkeit ist nicht die einzige Kommunikationsbedingung, die sich alternativ zu Kopräsenz durchgesetzt hat, aber es ist eine sehr prominente und wirkungsmächtige Alternative, von der man »ex negativo« viel über Kopräsenz lernen kann. Sie steht hier zunächst stellvertretend dafür, dass die Überwindung der Grenzen der Kopräsenz auf evolutionäre Errungenschaften medien-technologischer Art (wie Schrift und Buchdruck) angewiesen ist und mit solchen Errungenschaften Hand in Hand geht. Von daher kann es nicht verwundern, dass weitere Medienentwicklungen im Anschluss an den Buchdruck (wie die Übertragung von Stimme und Bild durch die Funkmedien und die Digitalisierung von Informationen durch die elektronischen Medien) weitere und neue Alternativen zu Kopräsenz hervorgebracht haben, die über Lesbarkeit hinausgehen. Aber das ist hier nicht unser Thema. Der Blick auf Lesbarkeit reicht aus, um Kopräsenz

im Kontrast scharf hervortreten zu lassen. Wir beginnen mit dem Kontrast von Sprechen-und-Zuhören und Schreiben-und-Lesen (Mündlichkeit und Schriftlichkeit) und zeigen dann am Beispiel von Zettelschriftlichkeit, wie sich Kommunikation verändert, wenn sie auf Lesbarkeit als Bedingung umstellt.

Eine andere alternative Kommunikationsbedingung, von der noch nicht die Rede war und auf die wir in diesem Kapitel noch zu sprechen kommen wollen, bezeichnen wir mit dem Ausdruck »Benutzbarkeit«. Wir zielen damit auf die »affordances« der gebauten und gestalteten Umgebung. Im Gegensatz zur Lesbarkeit, die auf Schrift verweist, verweist Benutzbarkeit deshalb auf Architektur (im weiten Sinn). Im Gegensatz zur schriftbasierten Lesbarkeit, die darauf hinausläuft, Kommunikation von Kopräsens zu entkoppeln, ist Kopräsens in unserer modernen Gesellschaft so gut wie immer konfundiert mit Benutzbarkeit. Wie (gesprochene) Sprache und Körperlichkeit gehört die Architektur deshalb zu den zentralen Ressourcen, die zur alltäglichen Konfiguration von Kopräsens beitragen. Wir müssen Benutzbarkeit und Architektur deshalb zweimal in diesem Kapitel besprechen: zunächst im Kontext der Kommunikationsbedingung(en) und abschließend noch einmal im Kontext der Ressourcen multimodaler Interaktion.

I.

Mit dem Schreiben-und-Lesen haben wir bereits eine Sozialform der Kommunikation mehrfach angesprochen, die nicht (mehr wie das Sprechen-und-Zuhören) auf die Kopräsens der Beteiligten angewiesen ist. Aber wenn sie nicht auf Kopräsens beruht, was ist dann die Bedingung der Kommunikation (die *Conditio sine qua non*) in diesem Fall? Unsere Antwort ist: *Lesbarkeit*. Die Emergenz von Lesbarkeit begründet (wie die Emergenz von Kopräsens) eine eigene Sphäre der Kommunikation, die eine eigene Abhandlung verdient.⁴² Wir müssen das hier nur in dem Maße vertiefen, wie es dazu beiträgt, die Alternative aufzuzeigen, die damit in die soziale Welt gekommen ist.

Das Schreiben-und-Lesen macht eine Erfahrung möglich, die in einer ausschließlich durch Kopräsens fundierten sozialen Welt der Kommunikation undenkbar gewesen sein muss: Während Sprechen-und-Zuhören gleichzeitig erfolgt und aufgrund der Flüchtigkeit und Vergänglichkeit des Gesprochenen gleichzeitig erfolgen muss,⁴³ liegt zwischen dem Schreiben-und-Lesen in der Regel eine Zäsur. Jedenfalls erfordert das Schreiben genauso wenig wie das Lesen die Kopräsens von Schreiber:in und Leser:in:

Der Leser ist beim Schreiben abwesend, der Schriftsteller ist beim Lesen abwesend. Der Text bewirkt so eine doppelte Ausblendung des Lesers und des Schriftstellers. Auf diese Weise tritt er an die Stelle der dialogischen Beziehung, welche die Stimme des einen unmittelbar mit dem Gehör des anderen verbindet.⁴⁴

Wie Paul Ricœur in dem hier wiedergegebenen Zitat betont, braucht es für die Lösung von Kopräsenz einen »Text«, der »an die Stelle der dialogischen Beziehung« treten kann. Für Sprache heißt das, dass sie in eine Erscheinungsform gebracht werden muss, die die zeitliche Zäsur zwischen Schreiben-und-Lesen überdauern (und überbrücken) kann. Für die dadurch ermöglichte Kommunikation heißt es, dass Kommunikation auf zwei Schultern verlagert zu sein scheint: auf eine, die schreibt, und eine, die liest. Im Dualismus von Sender:in und Empfänger:in ist diese Aufspaltung der Kommunikation zu einer Selbstverständlichkeit geworden. Darin liegt für den hier vorausgesetzten Kommunikationsbegriff eine Herausforderung, weil er von der Eigengesetzlichkeit der Kommunikation ausgeht, die nicht auf isoliertes Handeln in Termini von Sendung und Empfang zurückgeführt werden kann. Kopräsenz kommt dadurch zustande, dass Interaktion als genuin soziales Geschehen emergiert. Unser Bezugspunkt ist deshalb das Interaktionssystem, nicht die Sprechenden oder die Hörenden. Als genuin soziales Geschehen darf deshalb auch das Schreiben-und-Lesen nicht auf isolierte Handlungen einer schreibenden und einer rezipierenden Person zurückgeführt werden. Die Zäsur zwischen Schreiben-und-Lesen legt es vor diesem Hintergrund besonders nahe, die Kommunikation in diesem Fall als einen zweischrittigen Prozess zu verstehen bzw. misszuverstehen. Die Suggestivkraft dieser Sichtweise zeigt sich darin, dass rückwirkend sogar die kopräsenzbasierende Interaktion in vielen Ansätzen als Zweischritt von Produktion und Rezeption (von Äußerungen) konzeptionalisiert worden ist. Aber bleiben wir beim Schreiben-und-Lesen. Wie könnte eine alternative Konzeption aussehen, die auch die Kommunikation mit und durch Schrift als ein sozial emergentes Geschehen ausweist, und was wäre ihre Bedingung?

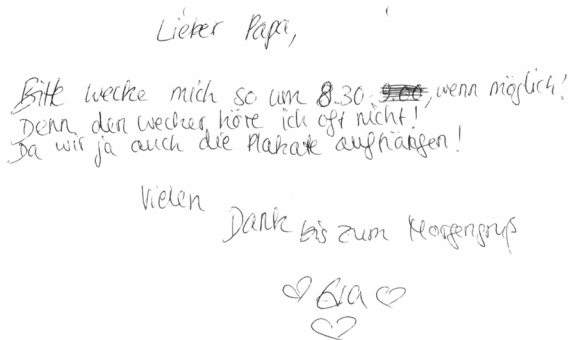
Wir setzen dazu am »Text« an und setzen ihn an die Stelle der Kopräsenz zwischen Sprecher:in und Hörer:in (bei Ricœur »dialogische Beziehung« genannt). Text steht dabei zunächst für die Einlösung der Bedingung, dass die Kommunikation zwischen Schreiber:in und Leser:in offenkundig auf Erscheinungsformen angewiesen ist, die die bestehende Zäsur überbrücken kann. Das leistet die Errungenschaft der Schrift, wie wenig auch immer sie evolutionär auf dieses Erfordernis zurückgehen mag. Wer sich für die Kom-

munikation *zwischen* Schreiber:in und Leser:in interessiert, wird deshalb beim Text ansetzen müssen und im Text die sinnlich wahrnehmbare Erscheinungsform sehen wollen, auf die Kommunikation unverzichtbar angewiesen ist und in der sie sich manifestiert. Erscheinungsformen von Kommunikation sind allerdings notwendig zeitpunktgebundene Phänomene mit Prozesscharakter. Wir können den Text also nicht einfach als gegebenes Datum der Kommunikation verdinglichen (reifizieren). Wohl hat der Text eine eigene Materialität als »Schriftstück«, aber in seiner Eigenschaft als Auslöser und Ausdruck von Kommunikation ist er sozial emergent, also eine *soziale*, keine physisch-materiale Entität. Es gilt hier das, was wir für Anwesenheit festgehalten haben: Kopräsenz beruht auf sozialer, nicht auf physischer Anwesenheit. Wir brauchen deshalb einen entsubstantialisierten und entontologisierten Textbegriff, der geeignet ist, ein Schriftstück als emergente Erscheinungsform der Kommunikation zwischen Schreiber und Leser auszuweisen.

II.

Denken wir an ein möglichst einfaches Beispiel von Kommunikation mit und durch Schrift. In der Zettelschriftlichkeit des Alltags finden wir viele solcher Beispiele – wie das folgende, mit dem eine Tochter ihren Vater bittet, sie am nächsten Morgen frühzeitig zu wecken:

Abb. 11: »Lieber Papa«⁴⁵



Lieber Papa,

Bitte wecke mich so um 8.30, ~~9.00~~, wenn möglich!
 Denn den wecker höre ich oft nicht!
 Da wir ja auch die Plakat aufhängen!

Viele
 Dank bis zum Morgen
 ♡ Lia ♡
 ♡

Wenn wir dieses Schriftstück wie angekündigt als Erscheinungsform einer Kommunikation zwischen Tochter und Vater verstehen wollen, müssen wir davon ausgehen, dass sich diese Kommunikation in und auf diesem Zettel vollumfänglich manifestiert. Als *Text* ist der Zettel der Ausdruck dieser Kommunikation. Für die Frage, *wann* diese Kommunikation zustande gekommen ist, hilft uns der Zettel allerdings nicht weiter. Es hat jedoch eine Prima-facie-Evidenz, dass wir dafür prinzipiell auf den Moment der Lektüre setzen müssen. »Eine Kommunikation kommt nur zustande«, kann man dazu bei Luhmann lesen, »wenn jemand sieht, hört oder liest.«⁴⁶ Wenn die Tochter diesen Zettel zerknüllt und in den Papierkorb geworfen hätte, wäre er also nicht nur nicht für unsere Analyse überliefert worden. Es hätte dann zweifelsohne auch keine Kommunikation zwischen Tochter und Vater gegeben. Der Zettel ist als Text eine Erscheinungsform der Kommunikation also nur dann, wenn er auch gelesen wird. Er ist also die Erscheinungsform einer Kommunikation, die im Moment der Lektüre zustande kommt. Als Text interessiert uns der Zettel nur in seinem Potential, die fragliche Kommunikation auf eine spezifische Weise entstehen, ablaufen und beenden zu lassen. Das lässt sich an ihm als Dokument ablesen – auch der Vater (als Leser) hat dafür keine andere Evidenz, obwohl ihm weitere Ressourcen für die Lektüre zur Verfügung stehen, auf die wir als Beobachter:innen nicht ohne Weiteres zurückgreifen können.⁴⁷ Ob und wie der Text aber tatsächlich (vom Vater oder wem auch immer) gelesen wurde, lässt sich am Text selbst dagegen nicht ablesen. Der Text ist deshalb in einem strikten Sinne Ausdruck dessen, was mit ihm *lesbar* gemacht worden ist. Er dokumentiert also das *Lesbare* und nicht das tatsächlich bzw. empirisch Gelesene.

Wenn man diese Pointe ernst nimmt, kommt die durch den Text manifestierte Kommunikation zwischen Schreiberin (der Tochter) und Leser (dem Vater) als Lesbarkeitspotential zustande. Der Text ist dann nicht mehr und nicht weniger als ein Ensemble von Lesbarkeitshinweisen und als solcher Ausdruck und Auslöser der Kommunikation beim Schreiben-und-Lesen. Dafür manifestiert er Lesbarkeitshinweise, an die der Leser (der Vater) im Moment der Lektüre anknüpfen kann: Das fängt mit der sinnlichen Wahrnehmbarkeit, insbesondere der Sichtbarkeit des Geschriebenen an, die z.B. durch die Platzierung deszettels an einem Ort, den der Vater früh genug am Morgen aufsuchen wird (z.B. die Küche mit dem Frühstückstisch), exponiert werden kann, so dass der Zettel möglichst unübersehbar wird. Dabei nutzt der Text bereits eine Errungenschaft der Schrift: Wie das gesprochene Wort ist auch das geschriebene Wort ein so unwahrscheinliches Ereignis, das es nicht übersehen werden kann,

wenn der Blick einmal darauf fällt: Für Lesekundige ist das Lesen ein Zwangsmechanismus. Schrift löst also sofort einen Lesbarkeitsverdacht aus, an den dann die Lektüre wie selbstverständlich anschließen kann. Dafür wäre in diesem konkreten Fall ein Hinweis der Art förderlich, dass sich das Geschriebene an ihn, den Vater, wendet, womit wir ein erstes Mal auf das Geschriebene und auf konkrete Lesbarkeitshinweise stoßen: »Lieber Papa« ist eine Adressierung, die u.a. genau das leistet, dass sich der Vater »angesprochen« fühlt und weiterliest. Es ist ein Hinweis auf die pragmatische Nützlichkeit des Textes, der weiter fortgeführt wird im Sinne einer Instruktion (»wecke mich [...]!«), also eines Steuerungshinweises: Der Leser soll durch die Lektüre zu etwas gebracht werden. Dabei wird die Instruktion durch Hinweise auf den Kontakt zwischen Autorin und Leser als Bitte formuliert, die an eine Nähebeziehung appelliert. Zu diesen Kontakthinweisen, die die soziale Beziehung zwischen Vater und Tochter lesbar machen, gehören die stark vertrautheitsabhängige Anrede mit »Lieber«, die Modalisierung der Aufforderung durch »Bitte«, ihre Einschränkung durch den Zusatz »wenn möglich«, die zweifache Begründung für die Bitte, die voraussetzende Danksagung (»Vielen Dank«), die Aufwertung des Weckens als »Morgengruß« und schließlich die drei gemalten Herzen um die Unterschrift. Die primäre Funktionalität der Instruktion wird also unüberlesbar überlagert durch die Zusatzfunktionalität der Beziehungspflege. Diese Analyse ließe sich mit Blick auf weitere Lesbarkeitshinweise und -merkmale fortführen (wozu z. B. die Abgrenzungs- und Gliederungshinweise, Themahinweise und Intertextualitätshinweise auf dem Zettel gehören).⁴⁸ Es zeigt sich aber vielleicht auch so, dass und wie der Text (in diesem Fall: der Zettel) rekonstruktiv entfaltet werden kann als ein Ensemble konkreter Lesbarkeitshinweise. Diese Hinweise arbeiten sich an verschiedenen Schwellen ab, die die Kommunikation mit und durch Schrift überwinden muss, damit sie überhaupt möglich und wahrscheinlich werden kann.⁴⁹ Eine dieser Schwellen resultiert daraus, dass die Handlungssituation der Kopräsenz der Beteiligten (hier: von Tochter und Vater) aufgelöst ist: Als Leser hat der Vater nur einen Zettel vor sich, von dem er nicht weiß, von wem er stammt, an wen er sich richtet und ob damit etwas Bestimmtes bezweckt werden soll. Das, was wir die »pragmatische Nützlichkeit« eines Textes nennen, ist also nicht einfach gegeben, sondern muss durch entsprechende Hinweise lesbar gemacht werden. Wie das geschieht, haben wir anzudeuten versucht, indem wir uns dem Geschriebenen zugewendet haben und daran die Funktions- und Nützlichkeitshinweise des Textes ausgewiesen haben. Genau dadurch, dass der Text solche Hinweise gibt, und in dem Maße, in dem er solche Hinweise gibt, wird der Text zum Dokument der Kommuni-

kation zwischen Tochter und Vater, Autorin und Leser. Das ist damit gemeint, den Text als soziales und nicht als physisch-materiales Phänomen zu postulieren, wenn er als Auslöser und Ausdruck von Kommunikation verstanden werden können soll.

III.

Den Text als Erscheinungsform von Kommunikation und damit als soziales Phänomen zu verstehen, heißt auch: die Lesbarkeitshinweise, aus denen er besteht, nicht schon als mit dem Text gegeben und »geschrieben« anzusehen. In seinen sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungsformen ist der Text auf eine konkrete Lektüresituation, und d.h. auf Leser:innen, angewiesen, damit er als Auslöser und Ausdruck von Kommunikation wirksam werden kann. Die Lesbarkeitshinweise sind deshalb emergenter Natur, sie entstehen und vergehen im Moment der Lektüre. Damit kommen Lesbarkeitsressourcen ins Spiel, die über das Geschriebene hinausgehen: die Fülle dessen, was an einem Text in einer konkreten Lektüresituation sinnlich wahrnehmbar ist, und die Fülle dessen, was über den Text hinaus in einer konkreten Lektüresituation vertrautheitsabhängig aus dem Lektürekontext mitverstanden werden kann. So spielt es z.B. eine Rolle, dass wir es mit einem handschriftlichen Zettel und Zettelschriftlichkeit zu tun haben. Diese Zettelschriftlichkeit gibt der Kommunikation noch vor der eigentlichen Lektüre den Charakter einer informellen Stegreifmitteilung, die mit der Platzierung deszettels z.B. auf lebensweltlich geteilte Räumlichkeiten (wie in diesem Fall: auf das gemeinsame Zuhause) angewiesen ist. So spielt weiter eine Rolle, dass die Adressierung mit »Lieber Papa« (und »Du«) und die Autorenschaftsmarkierung mit »Eva« vertrautheitsabhängig auf eine Kommunikationsgeschichte zwischen Vater und Tochter verweist, die mit dem Zettel aktualisiert wird, ohne dass explizit darauf verwiesen werden muss. Mit der Lektüresituation und dem Lektürekontext kommen jedenfalls Lesbarkeitsquellen ins Spiel, die weit über das hinausgehen, was wir oben mit dem Wiederabdruck deszettels reproduzieren und anhand dieses Dokuments rekonstruieren können.⁵⁰ Wir stoßen an dieser Stelle auf eine bereits erwähnte Besonderheit der Textkommunikation: Am und mit dem Text manifestiert sich nicht das tatsächlich Gelesene und Verstandene (also das, was der Vater bei der Lektüre aufgenommen und als Mitteilung wie bewusst auch immer realisiert hat), sondern das *Lesbare*! In diesem Sinn verstehen wir den Text als Dokument der Lesbarkeit der Kommunikation mit und durch Schrift. So weit, so gut.

Wenn wir Lesbarkeit mit Kopräsenz als Kommunikationsbedingung vergleichen, ergibt sich allerdings eine irritierende Implikation von Lesbarkeit im Gegensatz zu Kopräsenz. Wenn (die) Lesbarkeit (des Zettels) die Bedingung der Kommunikation (zwischen Tochter und Vater) ist, haben wir es mit einer Kommunikation zu tun, die nicht bereits vollzogen ist bzw. wird, sondern (nur) ermöglicht und nahegelegt wird. Und mehr noch: Wir haben es mit einer Kommunikation zu tun, die nicht mit einer konkreten Lektüre (des Zettels durch den Vater) bereits ausgeschöpft werden kann, sondern so lange weiter »aktiv« ist, wie die Lesbarkeit des Textes Bestand hat. In unserem Fall heißt das: Wenn der Zettel nicht nach der Lektüre sofort zerknüllt wird und seine Lesbarkeit erhalten bleibt, bleibt er als Auslöser und Ausdruck der Kommunikation von Autorin und Leser prinzipiell aktiv. Dabei kann er weitere Spuren annehmen, die seine Lesbarkeit erweitern und verändern. Z.B. könnte der zerknüllte Zettel aus dem Papierkorb gefischt und wieder (im Wortsinn) entfaltet werden. Er würde dann zusätzlich die Spuren seiner versuchten Vernichtung tragen, die als materialer Textsorten- und -funktionshinweis bei zukünftigen Lektüren in seine Lesbarkeit eingehen würde. Die auf Lesbarkeit beruhende Textkommunikation hat, wenn man diesen Gedanken weiterverfolgt, keinen Anfang und kein Ende. Sie realisiert sich zwar in konkreten Lektüren (die als zeitpunktgebundene Prozesse selbstverständlich Anfang und Ende haben), aber sie erschöpft sich nicht in solchen konkreten Lektüreepisoden, sondern schafft nicht mehr und nicht weniger als die Bedingungen der Möglichkeit solcher Lektüren, d.h. zukünftiger Kommunikationen. Wir verstehen diese Charakteristik lesbarkeitsbasierter Kommunikation als konkrete Einlösung dessen, was mit der Konstitution von Gesellschaft durch Erreichbarkeit postuliert worden ist: Im Gegensatz zum Vollzug von Kommunikation verweisen Gesellschaft und Erreichbarkeit als »Sozialapriori«⁵¹ auf die Bedingungen der Möglichkeit von Kommunikation. Als Ensemble von Lesbarkeitshinweisen, die konkrete Lektüren ermöglichen, vorstrukturieren und wahrscheinlich machen, kommt der Text der oben skizzierten Idee von »Erreichbarkeit« als einer abstrakten Konstitutionsbedingung von »Gesellschaft« (im Gegensatz zu Interaktion und Organisation) ausgesprochen nahe. In und mit Textkommunikation verwirklicht sich Gesellschaft deshalb auf eine ganz eigenständige Weise.

Vor dem Hintergrund von Lesbarkeit tritt die Besonderheit von Kopräsenz als Kommunikationsbedingung umso deutlicher hervor: Kopräsenz schafft nicht die Bedingungen der Möglichkeit von Interaktion, sondern *ist* bereits Interaktion, geht bereits aus Interaktion hervor! Auch deshalb ist die Interak-

tion auf ein Konstitutionsprinzip sozialer Wirklichkeit angewiesen, dass sie nicht selbst aus sich heraus generieren kann. In der modernen Gesellschaft wird das u.a. mit Lesbarkeit sichergestellt. Allgemeiner gesagt geht es dabei um gesellschaftliche Erreichbarkeit, wie sie mit der Errungenschaft von schrift- und textbasierter Lesbarkeit entscheidend weiterentwickelt werden kann, wiewohl sie nicht darauf angewiesen ist. Interaktion ist auch aus diesem Grund immer schon Gesellschaftsvollzug. Das Sprechen-und-Zuhören unterscheidet sich darin nicht vom Schreiben-und-Lesen. Die Besonderheit der Interaktion im Gegensatz zur Textkommunikation liegt darin, dass sie mit Kopräsenz Kommunikation augenblicks- und teilnehmergebunden vollzieht, indem sie konkrete Episoden des Gesellschaftsvollzugs ausbildet, die einen Anfang und ein Ende haben, die mit und durch Interaktion herbeigeführt werden (was konversationsanalytisch eingestellte Beobachter:innen empirisch rekonstruieren können).⁵² Gegen die Dauerhaftigkeit der auf Lesbarkeit beruhenden Textkommunikation spielt die Interaktion ihre konkrete Begrenztheit aus. Im Gegensatz zum Anfang und Ende einer konkreten Lektüre, die durch den Text selbst nur suggeriert und nahegelegt, aber nicht mehr eingelöst werden kann, sind der Anfang (die Eröffnung) und das Ende (die Beendigung) von Interaktion Teil der Interaktion selbst, also Teil dessen, was in und mit Kommunikation durchgeführt und durchgesetzt werden kann. Ein Text kann dagegen nur damit locken, Lektüeranfänge und -abschlüsse plausibel und »natürlich« wirken zu lassen. Ob und wann und wie er tatsächlich gelesen wird, liegt außerhalb dessen, was noch kontrolliert und mit dem Text eingelöst werden kann. Ob und wann und wie eine Interaktion zustande kommt, gehört stattdessen schon zur Interaktion selbst: Kopräsenz ist in genau diesem Sinne eine Kommunikationsbedingung, über die unter Anwesenden Einigkeit hergestellt werden kann.

IV.

Im Folgenden soll noch von einer weiteren Kommunikationsbedingung die Rede sein. *Benutzbarkeit* (die auf Architektur verweist) teilt mit Lesbarkeit (die auf Schrift verweist) die Eigenschaft, dass sie Bedingungen der Möglichkeit von Kommunikation etabliert, ohne wie Kopräsenz (die auf Interaktion verweist) selbst im Vollzug der Kommunikation aufzugehen.⁵³ Die Benutzbarkeit der Architektur manifestiert in diesem Sinn wie die Lesbarkeit des Textes Gesellschaft als Möglichkeits- und Erwartungshorizont. Es sind, vereinfacht gesagt, ihre Bauten, Gebäude und Räume, durch die und in denen »Gesellschaft mit

dem Leichten und Gefälligen lockt«. ⁵⁴ Es gibt aber auch einen gravierenden Unterschied zwischen Lesbarkeit und Benutzbarkeit. Das Lesen-und-Schreiben fällt in der Regel nicht mit dem Sprechen-und-Zuhören zusammen, sondern stellt eine Alternative dazu dar; wer liest, kann (zumeist) nicht gleichzeitig sprechen und zuhören, und wer spricht, kann (zumeist) nicht gleichzeitig lesen und schreiben. Wer dagegen Architektur »benutzt«, kann dies allein und einsam tun, aber durchaus auch zusammen mit Anderen. Sprechen-und-Zuhören ereignet sich fast immer in einer architektonisch gestalteten Umgebung, nicht selten sogar in einer Umgebung, die eigens für das Sprechen-und-Zuhören geschaffen worden ist. Im Fall der institutionell organisierten Kommunikation, den wir oben schon unter dem Aspekt der Mitgliedschaft besprochen haben, ⁵⁵ haben wir es regelhaft damit zu tun, dass die Interaktion in Gebäuden und Räumen stattfindet, die als gebauter Auslöser und Ausdruck institutionalisierter Kommunikation gelten können. Kopräsenz bedeutet hier also fast immer: Kopräsenz *in vorstrukturierten Räumen*. Man denke dazu nur an die, die sich versammelt haben, um im *Hörsaal* an einer Vorlesung, im *Klassenzimmer* am Unterricht, im *Museum* an einer Ausstellung, im *Parlament* an einer Aussprache, in der *Kirche* an einem Gottesdienst oder im *Gerichtssaal* an einer Verhandlung teilzunehmen. Der gebaute und gestaltete Raum stellt in diesen Fällen eine viel genutzte und höchst effektive Ressource für die Interaktion dar. Er ist als Interaktionsraum Teil der Konfiguration von Kopräsenz, worauf wir noch zurückkommen. Kommunikation mit und durch Architektur, die auf Benutzbarkeit beruht, und Interaktion, die auf Kopräsenz beruht, fallen in diesen Fällen empirisch zusammen und steigern sich wechselseitig in ihrer auf Kommunikation bezogenen Effektivität. Gleichwohl muss man sie analytisch auseinanderhalten, wenn man nicht auf das Raum-Zeit-Apriori des Mythos Kopräsenz zurückfallen will. Außerdem gibt es Kommunikation mit und durch Architektur auch außerhalb von Interaktion und Kopräsenz. Sonst hätten wir es nicht mit einer *alternativen* Kommunikationsbedingung zu tun.

Wenn wir zunächst bei Benutzbarkeit als eigenständiger Kommunikationsbedingung bleiben, besteht unsere These darin, dass im Fall der Kommunikation mit und durch Architektur an die Stelle der Kopräsenz der Beteiligten, z.B. von Architektinnen bzw. Architekten und Nutzenden, die Benutzbarkeit der Architektur tritt. Wir gehen deshalb davon aus, dass der gebaute, gestaltete und ausgestattete Raum voll von Benutzbarkeitshinweisen ist, die wir im Alltag in der Regel auswerten und umsetzen, ohne dass wir darüber lange nachdenken oder überhaupt uns bewusst machen müssen, dass wir gerade dabei sind, durch die Aktivierung von Benutzbarkeitshinweisen zu

»kommunizieren«. Im Gegenteil und im scharfen Kontrast zur Textkommunikation mit und durch Schrift wird Kommunikation mit und durch Architektur in der Regel gar nicht als solche wahrgenommen. Entsprechend kontraintuitiv und erklärungsbedürftig ist es, das Benutzen von Architektur (also z.B. schon das Öffnen einer Tür) grundsätzlich als Kommunikation einzuführen. Wenn man sich wie wir durch den Kommunikationsbegriff der neueren soziologischen Systemtheorie leiten lässt,⁵⁶ kommt Kommunikation dadurch zustande, dass eine Unterscheidung zwischen Information und Mitteilung gemacht wird. Es muss, anders gesagt, einen Anlass geben, eine Mitteilungsabsicht zu unterstellen, um auf diese Weise zu »verstehen«. Kommunikation beginnt also nicht mit irgendeiner Art von Handlungsintention, sondern damit, dass jemand auf die Idee kommt, eine solche Intention zu unterstellen. Wer sich für Kommunikation interessiert, muss daher fragen, unter welchen Umständen und aufgrund welcher Erscheinungsformen das (oftmals wie selbstverständliche) Antizipieren irgendeiner Art von Mitteilung wahrscheinlich (gemacht) werden kann. Mit diesem Verständnis von Kommunikation wollen wir behaupten, dass das Benutzen von Architektur dem Unterstellen der Mitteilungsabsicht einer zumeist anonymen Architektin gleichkommt (Drück die Klinke, um diese Tür zu öffnen!). Das »Verstehen« manifestiert sich dann in der entsprechenden Handlung, wird also unmittelbar körperlich »beantwortet«. Wie Leser:innen bei der Lektüre Lesbarkeitshinweise des Textes aufnehmen und lesend »verstehen«, nehmen Benutzer:innen von Architektur Benutzbarkeitshinweise der Architektur auf, indem sie sie körperlich umsetzen. Im Fall des Öffnens einer Tür ist das Verständnis solcher Benutzbarkeitshinweise (für Erwachsene, die mit solchen Vorrichtungen vertraut sind) gleichsam in Fleisch und Blut übergegangen, so dass wir solchen Hinweisen mit dem Körper (z.B. den Händen und Füßen) folgen mögen, ohne uns gewahr zu sein, dabei eine auch nur diffuse Mitteilungsabsicht zu unterstellen und ein situationsgelöstes Verstehen zu aktivieren; wer durch eine Tür geht, durch ein Fenster schaut, eine Türklinke drückt oder auch nur einen Gang entlanggeht und eine Sitzgelegenheit ergreift, tut dies nicht nur mit großer Selbstverständlichkeit, sondern auch ohne die Mitwahrnehmung kommunikativer Implikationen. Daher braucht es eine abgehobene Abstraktionsleistung, um die in diesen Fällen wirksamen kommunikativen Implikationen als solche sichtbar und wahrnehmbar zu machen. Dagegen zeigen die auf der Errungenschaft von Schrift resultierenden Lesbarkeitshinweise, wie sich Benutzbarkeitshinweise zugunsten einer Ausdifferenzierung eindeutig kommunikativer Situationen entwickeln können – mit weit rei-

chenden Implikationen für das Verständnis von Kommunikation.⁵⁷ In der Begegnung mit basalen Benutzbarkeitshinweisen, die primär und ausschließlich die menschliche Sensomotorik adressieren, gelangen wir womöglich an die Grenzen der Kommunikation und der sozialen Welt. In unserer durch soziale Praktiken weitgehend erschlossenen sozialen Welt kommt es allerdings selten genug vor, dass sich Benutzbarkeitshinweise in reinen Navigationshinweisen erschöpfen, was wir gleich noch erläutern wollen. So oder so zeigt die Evolution von Benutzbarkeit als Kommunikationsbedingung, dass und wie auch die vermeintliche Umgebung der Interaktion und der in seiner Physis und Materialität scheinbar gegebene »Raum« für Gesellschaft erreichbar gemacht und damit kommunikativ erschlossen werden kann. Damit ist nicht nur und nicht primär gemeint, dass der Raum durch Menschen »infrastrukturell« erschlossen (und kolonialisiert) wird als Lebenswelt, sondern dass sich mit den Benutzbarkeitshinweisen des gebauten und gestalteten Raumes, seinen »affordances«, Gesellschaft als »Sozialapriori« eigenständig manifestiert. Sie ist darin nicht auf Interaktion und Kopräsens angewiesen, aber Interaktion und Kopräsens können diese Form von Gesellschaft sehr konkret als Ressource für ihre eigenen anwesenheitsgebundenen Episoden ausnutzen.

V.

Unter den eben bereits genannten Navigationshinweisen wollen wir basale Benutzbarkeitshinweise verstehen, die unsere Wahrnehmung und Bewegung steuern und entsprechend die menschliche Sensomotorik adressieren. Mithilfe von Navigationshinweisen finden wir uns im Raum zurecht, steuern Positionen an und nehmen Positionen ein, gehen und (bleiben) stehen, passieren und verweilen, treten in Räume ein und betreten Räume und verlassen sie wieder.⁵⁸ Navigationshinweise adressieren den Menschen primär in seiner sensorischen und motorischen Ausstattung. Sie sind daher vergleichsweise wenig voraussetzungsreich, was spezielles Teilnehmerwissen und die Vertrautheit mit der fraglichen Architektur betrifft. Gleichwohl dürfen sie nicht als gegebenes Datum der gebauten Welt verdinglicht werden; es handelt sich um emergente Hinweise, die an den Moment der Benutzung (und damit an einen bestimmten Typ von Benutzer:in mit spezifischen Fähigkeiten und Kompetenzen) gebunden sind. Ihre Besonderheit als Benutzbarkeitshinweise besteht darin, dass sie nicht viel mehr als (in der Regel entwickelte und nicht spezifisch eingeschränkte) menschliche Wahrnehmungs- und Bewegungsfähigkeiten voraussetzen.

Deutlich voraussetzungsreicher sind solche Benutzbarkeitshinweise, die bereits auf einer Verfestigung und Normierung von Navigationshinweisen beruhen und damit eine Semiotisierung ihrer Bedeutung erfahren haben. Entsprechend gibt es eine Semiotik der Architektur, die man mit einem mehr oder weniger fachsprachlichen Vokabular ansprechen kann und zu der solche Er-rungenschaften wie Treppen, Fenster, Türen, Stühle und Tische gehören. In diesem Sinn ist oftmals von einer »Lesbarkeit des Raumes« die Rede.⁵⁹ Entsprechend kann man von »architectural literacy« und darauf beruhenden Interpretationshinweisen sprechen, die Vertrautheit auf Seiten der Benutzer:innen voraussetzen. Interpretationshinweise können sich gut mit Lesbarkeits-hinweisen verbinden, wenn man an das Auftreten von Schrift speziell im öf-fentlichen Raum denkt, das sich auf die Benutzbarkeit des Raumes bezieht (wie etwa bei Hinweisschildern, Piktogrammen oder der Signaletik).

Schließlich gehören zu den architektonischen Benutzbarkeitshinweisen am Ende einer Skala zunehmender Voraussetzungen die Partizipationshin-weise, die nicht nur eine abstrakte, kontextarme Lektürekompetenz adressie-ren, sondern weitergehend die Vertrautheit mit einer bestimmten sozialen Praxis⁶⁰ und dem für diese Praxis gebauten, gestalteten und ausgestatteten Raum. Partizipationshinweise wenden sich nicht nur an menschliche Sen-somotorik und an »architectural literacy«, sondern an soziale Zugehörigkeit und weitergehend auch an Mitgliedschaft, die gesellschaftlich nahezu belie-big ausdifferenziert werden können. Entsprechend ausdifferenziert sind die Architektur moderner Gesellschaften und insbesondere die Architektur ihrer Funktionssysteme. Die funktionale Differenzierung der Teilsysteme der Ge-sellschaft trifft sich hier mit der Differenzierung der Systembildung. Gebäude wie das Krankenhaus, die Universität, das Gericht, das Museum oder das Einkaufszentrum sind deshalb voll mit Benutzbarkeitshinweisen in Form von praxisbezogenen Teilnahme- und Teilhabe-hinweisen,⁶¹ so dass oft schon das Einnehmen einer räumlichen Position einer sozialen Positionierung gleich-kommt.⁶² Partizipations-, Interpretations- und Navigationshinweise fallen typischerweise zusammen. Jedenfalls implizieren Partizipationshinweise im-mer auch Interpretations- und Navigationshinweise, so dass Wahrnehmung und Bewegung im Raum und das Lesen des Raums von Beginn an unter der Prämisse der Teilnahme an einer bestimmten sozialen Praxis stehen.

Architektonische Benutzbarkeitshinweise sind als Kommunikationsbe-dingung – wie die textgebundenen Lesbarkeitshinweise an die Lektüre – an den Moment der Benutzung gebunden. In ihrer Materialität überdauert die Architektur den Moment der (Be-)Nutzung wie der Text in seiner Materialität

den Moment der Lektüre überdauert. Als Kommunikationsbedingung muss sich die Benutzbarkeit aber in jeder neuen Nutzung wieder neu bewähren, indem sie Kommunikation möglich und wahrscheinlich macht. Neben der einsamen Nutzung ist dazu auch und gerade an Interaktion zu denken: Räume konfigurieren Kopräsenz in dem Sinne, dass sie durch architektonische Benutzbarkeitshinweise bestimmte Formen der Interaktion ermöglichen und nahelegen. Gerade in den Partizipationshinweisen wird diese Konfiguration besonders greifbar, weil diese soziale Praxis – wie im Fall der Architektur der Funktionssysteme – Interaktion unter Anwesenden impliziert. Es geht dann darum, durch Benutzbarkeitshinweise Kopräsenz zu konfigurieren. Der gebaute und gestaltete Raum wird damit zu einer wichtigen Ressource multimodaler Interaktion, die Architektur zur Interaktionsarchitektur. Darauf kommen wir im nächsten Abschnitt zu sprechen, wenn wir uns abschließend verschiedenen Ressourcen der Interaktion zuwenden.

Ressourcen multimodaler Interaktion: Sprache, Körper und Architektur

Interaktion geschieht nie voraussetzungslos. Als Vollzug von Gesellschaft lebt sie von Ressourcen, die sie selbst nicht jedes Mal neu schaffen und vorhalten kann und die die Einstellgrößen von Kopräsenz in einer charakteristischen Weise konfigurieren. Es gehört zum Kopräsenzmythos, diese vielfältigen und evolutionär offenen Konfigurationen zugunsten eines Ur- und Reinzustands direkter unmittelbarer Kopräsenz auszublenden – anstatt darin nicht mehr und nicht weniger zu sehen als *eine* Konfiguration von Kopräsenz *unter vielen*. An diesen Konfigurationen von Kopräsenz sind Ressourcen unterschiedlichster Natur beteiligt. Zu den gut bekannten Ressourcen der Interaktion gehört die natürliche Sprache. Mit ihr wird aus Kopräsenz »verbale« Interaktion in dem Sinne, dass Kopräsenz durch Sprachlichkeit entscheidend geprägt wird. Umgekehrt prägt Kopräsenz entscheidend die Erscheinungsformen von Sprachlichkeit, die sich als Sprechen-und-Zuhören in der Interaktion manifestieren. Darauf wollen wir zunächst eingehen, um die sprachwissenschaftliche (pragmatische) Relevanz dieser Vergewisserung über das Zuhause natürlicher Sprachen zu illustrieren und den genuine Ressourcenwert natürlicher Sprache hervorzuheben. Neben der Sprache sind neben anderen zwei weitere Ressourcen der Interaktion in Rechnung zu stellen: mit der humanspezifischen Sensomotorik die Körperlichkeit des Menschen und mit

dem gebauten und gestalteten Raum die Architektur. Mit der Nutzung dieser Ressourcen erweist sich die Interaktion von Anfang an als multimodal. So sehr das Sprechen-und-Zuhören der (verbalen) Interaktion den Stempel aufdrücken mag, so wenig kann damit die Einbettung des Sprechens-und-Zuhörens in eine durch die Sinnesorgane des Menschen geprägte Kopräsenz aufgelöst werden – auch wenn man angesichts medialer Entwicklungen von Telekopräsenz heutzutage nicht mehr wie selbstverständlich dem Kopräsenzmythos mit seiner Stilisierung körperlicher Vollpräsenz aufsitzen mag. Wir gehen im Anschluss an die Thematisierung von Sprache auf Körperlichkeit als Ressource ein und kommen dann abschließend auf die Architektur zurück, wobei wir unmittelbar an die Ausführungen zu den Benutzbarkeitshinweisen werden anschließen können.⁶³

I.

Sprache ist nicht nur, aber auch und gerade in der Interaktion zuhause. Kopräsenz ist onto- und phylogenetisch, wie wir nicht müde werden zu betonen, der Nährboden, in dem Sprache und ihre Vorformen aufkommen und sich entwickeln können. Konkret nimmt das die Form des Sprechens-und-Zuhörens an. Sprechen-und-Zuhören stehen also für das Auftauchen und den Gebrauch von Sprache in kopräsenzbasierter Interaktion. Im Sprechen-und-Zuhören kommt aber nicht nur Sprache zum Ausdruck und zu hörbarer Erscheinung. *Sprechen-und-Zuhören sind vorrangig Ausdruck und hörbarer Vollzug von Kopräsenz.* Mit dieser Einsicht sind zwei komplementäre Implikationen verbunden: zum einen die Einsicht in die Prägung der Interaktion durch Sprache, zum anderen die Einsicht in die Prägung der Sprache durch Interaktion. Die erste Einsicht erfordert eine Modellierung dessen, was verbale Interaktion ausmacht. Darauf kommen wir noch ausführlich zurück.⁶⁴ Die zweite Einsicht erfordert eine Modellierung dessen, was Sprache-in-Interaktion, d.h. das Sprechen-und-Zuhören, ausmacht. Darauf wollen wir jetzt näher eingehen, indem wir drei Charakteristika der Sprache-in-Interaktion benennen: die *Materialität*, die *Sequentialität* und die *Medialität* des Sprechens-und-Zuhörens.⁶⁵

Unter *Materialität* verstehen wir, dass Sprache, wenn sie in und für Kopräsenz überhaupt relevant werden soll, dafür eine sinnlich wahrnehmbare Gestalt annehmen muss. In diachroner Perspektive ist die Evolution von Sprache von diesem Wahrnehmbarkeitserfordernis gar nicht wegzudenken. Was immer auch Sprache später sein wird, zunächst ist sie nicht mehr und

nicht weniger als Ausdruck sicht- und hörbarer Kommunikation, wenn man vereinfachend z.B. an Gesten und Laute denkt. Und auch in synchroner Perspektive muss ein Gedanke, und sei er kognitiv noch so sprachlich präsent, ausgesprochen werden, damit er unter denen, die anwesend sind, als Teil ihrer Kopräsenz relevant werden kann. »Sprechen« meint dann, dass Sprache (auf eine sehr voraussetzungsreiche Weise) hörbar wird und dazu aufgrund der Flüchtigkeit des Gesprochenen auf gleichzeitiges (Zu-)Hören angewiesen ist. Der Grund für dieses Hörbarkeitserfordernis der Sprache (als Konkretisierung eines allgemeinen Wahrnehmbarkeitserfordernisses) ist, dass Kopräsenz zwingend auf sinnlich wahrnehmbare Erscheinungsformen angewiesen ist; Kopräsenz emergiert, so hatten wir betont, wenn wahrgenommen werden kann, dass wahrgenommen wird. Alles, was in und für Interaktion Bedeutung erlangen soll, muss für die Beteiligten deshalb sinnlich wahrnehmbar sein, d.h. sich an der Oberfläche sinnlich wahrnehmbarer Erscheinungsformen manifestieren. Genau hier liegt der große Zugewinn von Sprache für die Etablierung und Aufrechterhaltung von Kopräsenz: Das unter Anwesenden gesprochene Wort erfüllt die Bedingung der Wahrnehmbarkeit auf Anhieb und in der Regel unzweifelhaft: In ihrer Medialität (s.u.) ist die Hervorbringung der Laute durch die Sprechorgane ein so auffälliger, ein so unwahrscheinlicher Vorgang, dass das Sprechen kaum überhört und ignoriert werden kann. Wer unter Anwesenden spricht, kann in der Regel (mit-)wahrnehmen, dass wahrgenommen wird – und genau das ist die Startbedingung der Interaktion. Wer spricht, muss deshalb davon ausgehen, dass sein Sprechen auch als Kommunikationsereignis verstanden wird.⁶⁶ In diesem Sinne garantiert das Sprechen fast immer Wahrnehmungswahrnehmung, weshalb Selbstgespräche unter Anwesenden *de facto* so gut wie unmöglich sind.

Kopräsenz manifestiert sich mit dem Sprechen-und-Zuhören nicht nur in einer sinnlich wahrnehmbaren, sondern zudem in einer zunächst *exklusiv* für die Interaktion geschaffenen Materialität. Man braucht es nur unter der Bedingung von Kopräsenz – und kann es auch nur dort brauchen, weil es nur unter Anwesenden in seiner Materialität präsent ist. Das Hervorbringen der Laute beim Sprechen stellt in seiner Flüchtigkeit deshalb eine unmittelbare Verkörperung von Kopräsenz dar. Im deutschen Wort Verkörperung ist dieser Gedanke einer Materialisierung der Interaktion durch die Inanspruchnahme humanspezifischer Körperlichkeit sehr gut aufgehoben.⁶⁷ Dabei wird der Körper der Anwesenden im Sinne der uns bekannten Sprechorgane instrumentalisiert – und zugleich kommunikativ absorbiert: Wer zuhört, achtet in der Regel nicht auf die Hervorbringung der Laute durch den Körper und seine Or-

gane. Entsprechend wenig müssen Sprecher:innen und Hörer:innen über die körperliche Materialität des Sprechvorgangs wissen und reflektieren. Nur in Ausnahmesituationen wird diese Materialität bewusst wahrgenommen und thematisiert.⁶⁸

Mit dem Sprechen-und-Zuhören als verkörpertem Vollzug von Kopräsenz rückt gleichwohl all das in die kommunikativ potentiell relevante Zone, was mit dem Sprechen (mit-)gehört und über das Sprechen hinaus sinnlich wahrnehmbar ist: also nicht nur das Was, sondern vor allem auch das *Wie* des Gesprochenen. Dazu gehört Hörbares auch über die Prosodie hinaus: Husten, Lachen, Eigenheiten der Stimme. Dazu gehört weiterhin auch Sichtbares aller Art, darunter auch Mimik, Gestik, Blickkontakt und Körperzuwendung. Dabei ist vorab nicht entschieden, was aus dieser Fülle des unter Anwesenenden sinnlich Wahrnehmbaren tatsächlich interaktiv auch relevant, also zur Erscheinungsform von Kommunikation wird. Interaktion, wie wir sie alltäglich erleben, bedeutet deshalb eben auch und gerade: das Leisten der Selektion von der Wahrnehmung zur Kommunikation. Der Schlüssel dafür ist die Zirkularität der Wahrnehmung, also die Erwartbarkeit der Wahrnehmung des Wahrgenommenen. Mit der Deixis hat das Sprechen selbst einen wesentlichen Anteil daran, diese Wahrnehmungswahrnehmung zu garantieren und auf sehr unscheinbare Weise im Hier und Jetzt der Anwesenden zu verankern, um damit die für die ablaufende Interaktion gerade relevante »Sprechsituation« herzustellen. Die Materialität des Sprechens ist auf diese Weise tief in der Materialität der Wahrnehmungswahrnehmung von Angesicht zu Angesicht verwurzelt, wovon bis heute die Grammatik der natürlichen Sprache als »anthropologische Grammatik« Zeugnis ablegt.⁶⁹ Wie sehr das der Fall ist, zeigt sich insbesondere, wenn man daran erinnert, dass die Materialität des Sprechens eine Materialität der Flüchtigkeit bzw. des Augenblicks ist: Das gesprochene Wort überdauert bekanntlich nicht den Augenblick seiner Hervorbringung, es ist flüchtig und vergeht, sobald es ausgesprochen ist. Sprachliches in der Kopräzensituation ist deshalb auf die Gleichzeitigkeit von Sprechen und (Zu-)Hören angewiesen, und es geht gewissermaßen ganz in der Wechselseitigkeit der Wahrnehmungswahrnehmung auf. Daran ändert sich erst in dem Moment etwas, in dem Sprachliches in eine Erscheinungsform gebracht werden kann, die den Augenblick ihrer Entstehung überdauert. Der Prototyp für eine solche »Verdauerung«⁷⁰ ist die Schrift, und man darf annehmen, dass es uns ohne die Entwicklung insbesondere der Alphabetschrift gar nicht möglich wäre, überhaupt so etwas wie *die* Sprache von dieser Materialität des Sprechens abzulösen.⁷¹ Will man den blinden Fleck einer Linguistik unterlaufen, die ihren

Gegenstand erst durch diese Ablösung, also durch »Abstraktion« von der Materialität des Sprechens-und-Zuhörens gewinnt, muss man das Sprechen als Vollzug von Kopräsenz und damit als sinnlich wahrnehmbare Erscheinungsform der Interaktion wieder zurückgewinnen. Das soll hier die Rede von der Materialität des Sprechens leisten.

II.

Eng mit der Materialität verbunden ist die *Sequentialität* des Sprechens-und-Zuhörens. Als sinnlich wahrnehmbare Erscheinungsform von Kopräsenz ist das gesprochene Wort zunächst vor allem durch seine Erstreckung in der Zeit bestimmt. Sprechen heißt: Zeit verbrauchen. Sprechereignisse sind prozesshaft; sie haben eine Dauer mit Anfang und Ende, sie sind irreversibel (was immer man danach auch sagen und noch hinzufügen mag), und sie sind flüchtig. Aus allen diesen Gründen beruht das Aufkommen von Sprache in der Interaktion auf der Gleichzeitigkeit des Sprechens und Hörens. Zeitlichkeit ist ein Aspekt der gerade beschriebenen Materialität, und auch von ihr gilt, was eben allgemein bemerkt wurde: Erst mit den Möglichkeiten der »Verdauerung« des Gesprochenen (in Form von Schrift) wird es überhaupt möglich geworden sein, Sprachlichkeit von dieser Zeitlichkeit abzulösen und abstrakt als etwas Zeitloses zu denken. Ohne die Fixierung und Erstarrung des Gesprochenen in Gestalt des Textes wäre diese Konzipierung einer zeitlos hinter dem Gesprochenen gedachten »Sprache« undenkbar.

Sequentialität meint allerdings mehr als nur Zeitlichkeit im Sinne der Inanspruchnahme von Zeit. Über den Aspekt der Materialität hinaus ist mit Sequentialität gemeint, dass das Sprechen-und-Zuhören zum Aufbau genuin interaktiver Strukturen beiträgt. In und mit Interaktion vergeht nicht nur Zeit, die vergehende Zeit wird selbst auch kommunikativ relevant, aus chronologischer Zeit wird eine sozial hergestellte Zeit. Mit dem und durch das Sprechen manifestieren sich Erwartungen an das, was als Nächstes und wer als Nächste oder Nächster kommt. Zuhören bedeutet deshalb, das Gesprochene laufend auf die Manifestierung solcher Anschlussersparungen hin auszuwerten, um entsprechend reagieren zu können. Die vergehende Zeit wird damit sozial organisiert, sie wird zum Schauplatz der Ausbildung von Erwartungen und Erwartungserwartungen an das Nächste, an das, was kommt, an Reihenfolge und Anschluss. Hierhin gehören prototypisch die von der Konversationsanalyse früh beschriebenen »adjacency pairs«, die starke konditionelle Relevanzen (Zugzwänge) aufbauen und dadurch Projektionen möglich und ihrer-

seits projizierbar machen. Das Vergehen von Zeit erhält damit einen sozialen Strukturwert: In dem Maße, in dem sich in der Kopräsenzssituation Erwartungserwartungen an die Reihenfolge und den Anschluss bestimmter nächster Züge herausbilden, entsteht mit der vergehenden Zeit eine Struktur eigener Art. Die Organisation des zeitlichen Nacheinanders gerinnt in erwartbaren Strukturen. Darauf verweist der Ausdruck Sequentialität. Ohne die Sprache (oder etwas, was ihr schon sehr nahekommt) wären die Herausbildung und die Verfestigung solcher Strukturen kaum denkbar. Sequentialität und Sprachlichkeit verweisen deshalb ko-evolutionär aufeinander. Als verbale Interaktion kann sich so auf der Grundlage von Kopräsenz ein immer unwahrscheinlicheres sequentiell organisiertes Geschehen entwickeln, das auf der Lösung von Aufgaben (wie dem »turn taking«) beruht. Sequentialität ist eine der weitreichendsten Folgen der Konfiguration von Kopräsenz durch Sprache.⁷²

Die Sequentialität des Sprechens-und-Zuhörens ist vor allem in der ethnomethodologischen Konversationsanalyse zum Gegenstand gemacht und empirisch untersucht worden. Ihren prominentesten Ausdruck findet sie in der Organisation des Sprecherwechsels, der sofort augenfällig macht, wie das Sprechen-und-Zuhören daran beteiligt ist, Reihenfolgeerwartungen im Sinne einer genuin interaktiven Struktur des Sichabwechselns zu etablieren. Der Strukturwert des Sprechens-und-Zuhörens erwächst deshalb aus dem Aufbau von Sequentialität, also daraus, dass und wie mit dem Sprechen-und-Zuhören Reihenfolge- und Anschlusswartungen ihrerseits erwartbar werden. Dabei erschöpft sich Sequentialität nicht im Sichabwechseln der Sprecher:innen, auch wenn sie darin einen markanten Ausdruck findet. Sequentialität ist vielmehr das Schlüsselwort für die Konstruktion sozialer Ordnung schlechthin. Sie verweist darauf, wie die Hörbarkeit des Sprechens-und-Zuhörens die Entstehung und Ausdifferenzierung einer genuin kommunikativen Struktur sozialer Ordnung ermöglicht, mit der das Vergehen und Verstreichen von Zeit als sozial organisiertes Nach- und Miteinander erlebt werden kann. Für die Evolution der Kommunikation dürfte das von einer kaum überschätzbaren Bedeutung sein. Diese Sequentialität des Sprechens-und-Zuhörens ernst zu nehmen, bedeutet also, den Aufbau genuin interaktiver Strukturen mit und durch Sprache aufzudecken und nachzuzeichnen. Für diese auf der sozialen Organisation von Zeitlichkeit beruhende Struktur gibt es außerhalb der Gesprächs- und Interaktionsforschung weder einen Begriff noch empirische Evidenz.

Wenn man auf diese Weise die Konfiguration von Kopräsenz durch Sprache profiliert, kann man auch sehen, was das Sprechen-und-Zuhören

von anderen möglichen Erscheinungsformen von Interaktion und Kopräsens – wie dem Sichanschauen, dem Winken, dem Sich-aufeinander-zu-Bewegen, dem Gestikulieren oder Zwinkern – unterscheidet und was es für den Aufbau genuin interaktiver Strukturen leistet und an Eigenwert einbringt. So kann wohl kein Zweifel daran bestehen, dass erst mit Sprache der Strukturwert der Sequentialität hervortritt; der Übergang von der Gleichzeitigkeit von Wahrnehmungswahrnehmung zum Nacheinander von Erwartungserwartungen⁷³ ist ohne Sprache (oder etwas, was der Sprache evolutionär schon sehr nahekommt) kaum vorstellbar. Darin liegt ein wichtiger Leistungsbeitrag von Sprache, der das, was Kopräsens ausmacht, nachhaltig verändert haben dürfte.⁷⁴ Das hat maßgeblich mit der *Medialität* des Sprechens-und-Zuhörens zu tun.

III.

Um erklären zu können, worauf der spezielle Leistungsbeitrag des Sprechens-und-Zuhörens für die Interaktion zurückgeht, braucht es einen Begriff, der die Besonderheit von Sprache als evolutionärer Errungenschaft bezeichnet. Das soll hier der Begriff der *Medialität* leisten. Gemeint ist damit die Charakteristik eines Zeichensystems, das die Unterscheidung von Lauten für die Unterscheidung von Bedeutungen ausnutzt und damit von Substanz restlos auf Form(en) übergeht. »Die Sprache ist eine Form und nicht eine Substanz«, wie de Saussure diese Einsicht pointiert formuliert hat.⁷⁵ Kein anderes Kommunikationsmedium kodiert und konstruiert Wahrnehmung so differenzorientiert und ermöglicht und verlangt eine derart differenzorientierte Wahrnehmung innerhalb eines Wahrnehmungskanal, wie es das Sprechen und Verstehen einer natürlichen Sprache erfordern und vorantreiben. Verantwortlich für diese Differenzorientierung ist die »zweifache Gliederung« der Sprache (André Martinet), d.h. die Konstruktion und Kodierung von kleinsten bedeutungstragenden und bedeutungsunterscheidenden Einheiten (Phoneme und Morpheme). Die Differenzorientierung der Laut- und Bedeutungsunterscheidung gehört nicht zufällig zum Kanon der modernen strukturalistisch geprägten Linguistik. Sie wird hier als mediale Charakteristik der Sprache verstanden.

Mit dieser Verselbständigung von Form, die de Saussure »langue« genannt hat und die die Erzeugung von Bedeutung durch Laute ermöglicht, realisiert das Sprechen-und-Zuhören ein Kommunikationsmedium, das unter Anwesenden sofort Aufmerksamkeit auf sich zieht und deshalb als Erscheinungsform von Interaktion und Vollzug von Kopräsens nur unter sehr speziellen

Bedingungen überhaupt ignoriert werden kann. Gesprochenes wird deshalb nicht nur als Schallereignis wahrgenommen, sondern als Gesprochenes (vertrautheitsabhängig) auch sofort »verstanden«. Das gesprochen-gehörte Wort ist, wie oben bereits vermerkt, ein so unwahrscheinliches Ereignis, dass es als Erscheinungsform eines wie auch immer gearteten interaktiven Zuges so gut wie nicht überhört werden kann (selbst dann, wenn wir die Sprache, in der gesprochen wird, nicht verstehen), was immer auch Sprecher:in (und Hörer:in) intendiert haben mögen. Mit dem klassischen Strukturalismus ist diese Unwahrscheinlichkeit der Verselbständigung von Form als Sprachwissenschaft disziplinbildend geworden. Mit Sprache hat sich zudem eine Form verselbständigt und als Gegenstand etabliert, die darauf beruht, von der Materialität und Sequentialität des Sprechens-und-Zuhörens weitgehend zu abstrahieren – also gerade von dem, was den oben erläuterten Strukturwert verbaler Interaktion ausmacht; der Strukturwert von Unterscheidungsunterscheidungen hat sich in Form von Sprache von der Bindung an Kopräsenz weitgehend unabhängig gemacht. Nur deshalb kann sich Sprache – wie wir das o. festgehalten haben – in kognitiven und neurobiologischen Systemen einnisten, die nicht auf sinnlich wahrnehmbare Erscheinungsformen angewiesen sind (s.o. Abb. 10). Es ist instruktiv zu sehen, dass das Sprechen-und-Zuhören für die moderne Linguistik in genau dem Maße zum Gegenstand geworden ist, in dem sie von der Materialität und der Sequentialität des Sprechens konsequent abstrahiert hat. Was immer man davon heutzutage halten mag, da man nicht nur die beeindruckenden Erfolge, sondern auch die Schattenseiten dieser Gegenstandsbestimmung sieht, scheint es doch evident, dass das Sprechen seine einzigartige Funktionalität für Kopräsenz und Interaktion einem Kommunikationsmedium verdankt, das Materialität und Sequentialität hinter die differenzorientierte Verselbständigung von Form immer mehr zurücktreten lässt. Das unvergleichliche evolutionäre Potential dieses Mediums dürfte jedenfalls genau in dieser Art von Formverselbständigung liegen, die ihren genuinen Strukturwert im Gegensatz zur Interaktion also gerade aus der Abstraktion von Materialität und Sequentialität erhält. Sobald wir sprechen-und-zuhören, können wir gar nicht umhin, diese Art von Formverselbständigung zu reproduzieren und für die Erfordernisse der Interaktion zu nutzen. Das ist hier mit Medialität gemeint.

Die Medialität des Sprechens-und-Zuhörens wird in der Interaktion auf vielfältige Weise in Anspruch genommen. Das beginnt bereits mit der Emergenz von Kopräsenz und der dafür konstitutiven Wahrnehmungswahrnehmung: Auf dem Hintergrund der Medialität des Sprechens-und-Zuhörens

ist es nicht verwunderlich, dass gerade sprachliche Erscheinungsformen besonders gut geeignet sind, interaktiv relevante Wahrnehmungen zu selektieren und als solche wahrnehmbar zu machen; es ist die mit der Verwendung von Sprache aktivierte Formverselbständigung, deren Aggressivität sich die Interaktion gewissermaßen zunutze macht. Wer spricht, vermag die Intention der Kommunikation kaum mehr zu leugnen und ist damit immer schon von der Hydraulik der Wahrnehmungswahrnehmung erfasst.⁷⁶ Je differenzierter die Formverselbständigung des Kommunikationsmediums »hinter« dem Sprechen-und-Zuhören ist, desto reichhaltiger sind die Möglichkeiten, die damit für den Aufbau genuin sequentieller Strukturen bereitgestellt werden können. Sprache ist so, interaktions- und kopräsens-theoretisch gesehen, auch die Bedingung der Möglichkeit, dass ausnahmslos alles, was in der Welt geschieht, auch unter Anwesenden behandelt, d.h. als Thema verarbeitet werden kann. Interaktion kann dann in der Konfiguration als Gespräch in einer Weise themen-, verständigungs- und sprachorientiert gestaltet werden, dass dabei die elementare Struktur der Sequentialität für die Beteiligten ganz in den Hintergrund tritt – und erst durch nachträgliche handlungsentlastete Beobachtung (z.B. in Form von Gesprächs- und Konversationsanalyse) wieder sichtbar gemacht werden muss. Man kann daran sehr anschaulich die Art von Strukturwert ermessen, den das Sprechen-und-Zuhören aufgrund seiner Medialität in die Kopräsenssituation einbringt. Diese Eigenleistung kann Sprache dadurch erbringen, dass es erstarrte und geronnene Formkonstruktionen eigener Art für den Aufbau von Sequentialität ins Spiel bringt. Der mediale Strukturwert von Sprache wird also unter kopräsent Beteiligten für den Aufbau von Sequentialität ausgenutzt. Sequentialität lebt, hatten wir gesagt, vom Aufbau von Erwartungserwartungen. Genau hier ist der interaktive Mechanismus zu verorten, der die Formverselbständigung von Sprache als Medium vorangetrieben haben dürfte. Vereinfacht gesagt: Je differenzierter die Formverselbständigung »hinter« dem Sprechen ist, desto reichhaltiger sind die Möglichkeiten des Sprechens-und-Zuhörens für den Aufbau sequentieller Strukturen in der Interaktion. Genau das schafft (im doppelten Sinn des Wortes) Sprache. Sie ist so gesehen Ergebnis und Auslöser von dem, was in der Systemtheorie »strukturelle Kopplung« genannt wird.⁷⁷ Sequentialität und Medialität des Sprechens-und-Zuhörens sind also ko-evolutionäre Er-rungenschaften, die sich gegenseitig bedingen und steigern und maßgeblich zur Ressourcenqualität der Sprache für die Interaktion beitragen.

IV.

Damit Sprache als Ressource zur Konfiguration von Kopräsenz beitragen kann, ist sie auf eine andere Ressource angewiesen, die wir mit dem Stichwort *Körperlichkeit* verbinden und bei der wir – zunächst und vereinfachend – an die humanspezifische Sensomotorik denken. Körperlichkeit kommt als Ressource nicht noch ergänzend hinzu, sondern ist immer schon im Spiel, damit wahrgenommen werden kann, dass wahrgenommen wird. Und auch das Sprechen-und-Zuhören ist offensichtlich auf Sprech- und Hörorgane (Sprechwerkzeuge) angewiesen, mit denen Sprachschall erzeugt und aufgenommen werden kann. Beim Sprechen-und-Zuhören haben wir es mit einer »Verkörperung« von Sprache zu tun, die als Ressource immer schon in die Interaktion eingeht, damit Sprache sinnlich wahrnehmbar in Erscheinung treten kann. Natürlich ist diese Ressource nicht einfach gegeben, sondern das Produkt einer sich über Jahrtausende und Jahrmillionen hinziehenden Phylogenese des Sprechens-und-Zuhörens, innerhalb derer sich die komplexen körperlichen (anatomischen, physiologischen, sensomotorischen und neurobiologischen) Voraussetzungen für das Aufkommen von Sprache entwickelt haben (darunter: aufrechter Gang, Ausbildung der Sprechorgane, Zunahme des Hirnvolumens).⁷⁸

Die Körperlichkeit des Sprechvorgangs mit ihrem »Zusammenspiel von Kehlkopfmuskeln, Atemmuskeln und den für die Artikulation zuständigen Muskeln des Mund-/Rachen-Raums«⁷⁹ ist evident, ohne dass sie im Alltag der Kommunikation sozial relevant wird. Im Gegenteil bleibt die Hervorbringung der Laute durch den Körper als solche zumeist außerhalb der Wahrnehmung der Anwesenden: Man muss (und sollte!) nicht lange darüber nachdenken, wie man Lunge, Kehlkopf, Rachen-, Mund- und Nasenraum, Zunge, Gaumen, Zähne und Lippen benutzt, um einen bestimmten Laut hervorzubringen. Wer zuhört, nimmt in der Regel nicht die Motorik und Biomechanik des Sprechvorganges wahr. Man hört, *was* und *wie* gesprochen wird, man hört aber zumeist nicht, dass gesprochen wird.⁸⁰ Man hört nicht das, was Roland Barthes die »Rauheit« bzw. »Körnung der Stimme« (»le grain de la voix«) genannt hat, nämlich das An-das-Ohr-Dringen der Stimme »aus der Tiefe der Hohlräume, Muskeln, Schleimhäute und Knorpel«.⁸¹ Der Körper bleibt beim Sprechen-und-Zuhören in der Regel im Hintergrund. Genauer gesagt: Der Körper tritt zurück zugunsten des beim Sprechen-und-Zuhören entstehenden zeichenvermittelten Sinns, der sich der Medialität der Sprache verdankt (s.o. III.). Der Körper wird für die Hervorbringung der Sprachzeichen in An-

spruch genommen und verschwindet in seiner Physis hinter dieser sozialen Indienstnahme. In dem Maße, wie die körperlichen Grundlagen des Sendens und Empfangens von Signalen verfeinert werden, werden sie in ihrer biologischen Performanz der Wahrnehmung mehr und mehr entzogen. Wer spricht, stellt damit dar zu kommunizieren, wer spricht, stellt (in der Regel) nicht die eigenen Sprechorgane zur Schau. Die Körperlichkeit des Sprechvorgangs, so unabdingbar sie für die mündliche Kommunikation auch ist, ist ein in der Praxis des Sprechens-und-Zuhörens gerade nicht mitkommunizierter Aspekt. Im Fokus der Aufmerksamkeit steht nicht der Körper als materiale Ressource, sondern der durch das gesprochene (und gehörte) Wort erzeugte Sinn: Der Körper wird damit gewissermaßen sozial bzw. medial absorbiert. Viel spricht dafür, dass es sich dabei um eine *Conditio sine qua non* der zeichenbasierten Kommunikation handelt. Aleida Assmann spricht in diesem Zusammenhang von einem »semiotischen Gesetz«, demzufolge »ein Zeichen, um semantisch erscheinen zu können, materiell verschwinden muss.«⁸²

Als Ressource der Interaktion geht Körperlichkeit natürlich nicht in der Hervorbringung und Verarbeitung der Sprachlaute auf. Sie konfiguriert Kopräsenz auch unabhängig vom Sprechen-und-Zuhören. Das Sprechen-und-Zuhören ist freilich ein besonders eindrucksvolles Beispiel dafür, wie sich anatomische, physiologische, sensomotorische und neurobiologische Ausstattungen des Menschen entwickelt und dazu beigetragen haben, Kopräsenz auf eine »humanspezifische« Weise zu konfigurieren – so wie umgekehrt die Entwicklung der auf Kopräsenz beruhenden Interaktion, d.h. letztlich die Emergenz eigensinnig sozial bedeutsamer Anwesenheit, zur Konfiguration des Menschen und seiner humanspezifischen Ausstattungsmerkmale beigetragen haben dürfte. Als Ressource der Interaktion ist Körperlichkeit also nicht (genauso wenig wie auch Sprache und Architektur) eine Vorbedingung von Kopräsenz, sondern immer auch ein Effekt von Kopräsenz.

V.

Es gehört zum Mythos Kopräsenz mit der Stilisierung direkter Kommunikation und der Idealisierung von »agency«, wie selbstverständlich von voll entwickelter humanspezifischer Sensomotorik auszugehen, vor deren Hintergrund Abweichungen nur mehr als »Einschränkungen« in den Blick kommen. So wird z.B. die Interaktion am Telefon, die einen Fall von Telekopräsenz darstellt, typischerweise defizitär durch das definiert, was unter den damit gegebenen Bedingungen *nicht* (mehr) möglich ist. Wir brauchen deshalb anstelle

einer impliziten Normalitätsvorstellung einen abstrakten Begriff von dem, worauf die Evolution humanspezifischer Sensomotorik, d.h. der Körper des Menschen als Ressource, bereits die Antwort (und nicht die Vorbedingung) ist. Ansonsten kann man weder frühe Stadien wenig voraussetzungsreicher Kopräsenz noch moderne Weiterentwicklungen medientechnologischer Natur angemessen in den Blick bekommen. Was es für die Emergenz von Kopräsenz offensichtlich braucht, sind Wahrnehmungsorgane bzw. Sensoren, die Informationsgewinnung ermöglichen. Damit sich die konstitutive Reflexivität der Wahrnehmung ergeben kann, muss zudem gewährleistet sein, dass Wahrnehmungen irgendeiner Art von Akteur:in zugeordnet werden können, damit die gewonnenen Informationen zur Grundlage von Verhalten (und Handlungen) gemacht werden können und es zur Zuschreibung wechselseitiger Interaktionsfähigkeit kommen kann. Das ist typischerweise bei Lebewesen (darunter: Menschen) der Fall, gilt aber zunehmend auch für Maschinen. Körperlichkeit im Vollsinn humanspezifischer Sensomotorik ist jedenfalls keine Vorbedingung von Kopräsenz, sondern eine evolutionäre Errungenschaft, die sich in und mit Interaktion herausgebildet hat und die deshalb auch in und mit Interaktion weiterentwickelt, ergänzt und womöglich auch ersetzt werden kann, was die Bindung von Wahrnehmung(-swahrnehmung) an Leben betrifft. Die Interaktion ist in dieser Hinsicht viel robuster und anpassungsfähiger, als es der Mythos Kopräsenz nahelegt. Darauf kommen wir noch am Schluss dieses Buches zurück, wenn wir Phänomene des Wandels von Kopräsenz thematisieren.⁸³

Wenn wir uns vor dem Hintergrund dieser Vergewisserung fragen, in welcher Weise die Körperlichkeit des Menschen Kopräsenz konfiguriert, drängt sich vor allem die *Multimodalität* der Interaktion auf. Vor dem Hintergrund der Tradition einer mehr oder weniger sprachfixierten empirischen Interaktionsforschung, die ihren Gegenstand wie selbstverständlich am Sprechen- und -Zuhören ausgerichtet hat (verbale Interaktion), ist die Einsicht in die Multimodalität der Interaktion nicht selbstverständlich. Tatsächlich hat sie sich erst im Zuge des Aufschwungs und der Verbreitung der videobasierten Datenerhebung mehr und mehr durchgesetzt, mit der sie zugleich empirisch untersuchbar geworden ist. Zwar ist die Beschäftigung mit Videoaufzeichnungen und der bis heute sogenannten nonverbalen Kommunikation sehr viel älter.⁸⁴ Die schnellen Erfolge der auf Audiodaten und ihrer Verschriftlichung (Transkription)⁸⁵ beruhenden Konversationsanalyse haben den zudem lange an Sprachbegleitung orientierten Blick auf Phänomene von Gestik, Mimik, Proxemik, Blickverhalten und Körperzuwendung in der Linguistik

aber schnell in den Hintergrund treten lassen. Bis heute ist eine Tendenz feststellbar, die über Sprache hinausreichende Multimodalität der Interaktion vor allem in dem Maße zu berücksichtigen, wie sie sich auf typische sprachbedingte und -geprägte Probleme der Interaktion (wie den Sprecherwechsel) beziehen lässt.⁸⁶ Darin kommt die Annahme zu ihrem Recht, dass sich Interaktion mit dem Ausnutzen von Sprache konstitutiv verändert und Sprache als Ressource Kopräsenz irreversibel konfiguriert, was sich an den Problemen verbaler Interaktion anschaulich zeigen lässt.⁸⁷ Insofern folgt die Orientierung an den sprachgemachten Problemen der Interaktion einer Entwicklung im Gegenstandsbereich selbst. Allerdings folgt(e) diese Orientierung (lange) *auch* einer disziplinspezifischen Einengung auf das, was sich am Gesprochen-Gehörten (forschungspraktisch: anhand des Transkribierten) nachweisen und zeigen ließ.

Diese methodologische Engführung kann heute als überwunden gelten, was die Erweiterung des Blicks auf die Erscheinungsformen der Interaktion betrifft: Es kann als unstrittig gelten, dass Interaktion im Prinzip die gesamte Bandbreite menschlicher Sinneswahrnehmung nutzen kann (wenn auch: empirisch nicht immer nutzen muss) und dass »human communication proceeds simultaneously in more than one channel«, wie man bei Yehoshua Bar-Hillel in kommunikationstheoretischer Terminologie nachlesen kann.⁸⁸ Bar-Hillel sieht darin letztlich den grundsätzlich pragmatischen Charakter natürlicher Sprachen begründet. Damit kommen über das prinzipielle Nacheinander des Gesprochen-Gehörten das prinzipielle Nebeneinander und die prinzipielle Gleichzeitigkeit des unter Anwesenden Wahrgenommenen ins Spiel. Das betrifft all das, was unter Anwesenden eben nicht nur gehört, sondern auch gesehen, getastet, gerochen oder sonst wie wahrgenommen werden mag.⁸⁹ Wenn man es so formuliert, kommt allerdings sofort ein Problem auf, dass mit und durch Sprache sehr effektiv gelöst wird: Was an dem, was unter Anwesenden sinnlich wahrgenommen werden kann, soll für die Interaktion relevant werden? Das Sprechen-und-Zuhören löst dieses Problem kraft der Medialität der Sprache:

Im akustischen [...] Wahrnehmungsmedium ist die Sprache so formprägnant ausdifferenziert, dass, wenn sie benutzt wird, darüber kein Zweifel bestehen kann und die entsprechenden Wahrnehmungen anderer unterstellt werden können. Jeder Teilnehmer weiß von sich selbst und vom anderen, dass sprachliche Sinnfixierungen kontingent gewählt werden (womit sich laufend bestätigt, dass es sich »nur« um Zeichen handelt).⁹⁰

Darin zeigt sich anschaulich, warum und in welchem Sinne die Sprache eine »evolutionäre Errungenschaft«⁹¹ ist, die Kopräsenz nachhaltig und irreversibel konfiguriert – und in vielen Fällen die anderen Wahrnehmungen kanalisiert und dominiert. Die Multimodalität der Interaktion vor dem Nutzen von Sprache, in die wir uns kaum noch einfühlen können, dürfte deshalb eine andere (gewesen) sein als die rezente Multimodalität, die sich mit dem Sprechen-und-Zuhören einstellt. Das betrifft natürlich die Instrumentalisierung des Körpers für die Zwecke verbaler Interaktion, also den mehr oder weniger redegleitenden und mehr oder weniger semiotisierten Einsatz von Mimik, Gestik, Blickverhalten, Proxemik, Körperpositur und -zuwendung, wie er kommunikationspraktisch bis heute in der Rhetorik und mit kommerziellen Interessen in der populären Ratgeberliteratur zu »nonverbaler Kommunikation« und »Körpersprache« reflektiert und thematisiert worden ist und nach wie vor thematisiert wird. Es betrifft aber auch die Frage, wie Wahrnehmungen für die Interaktion überhaupt relevant (gemacht) werden können. Wir haben ja schon mehrfach betont, dass unter Anwesenden stets viel mehr wahrgenommen werden kann und wahrgenommen wird, als für die Interaktion tatsächlich relevant wird, d.h. in die interaktive Zone ragt, so dass es situativ zu einem verlässlichen Bestandteil von Kopräsenz werden kann. Wie können, um eine o. schon gestellte Frage zu reformulieren, Wahrnehmungen zumal von wenig(er) semiotisierten Facetten einer Situation in der Interaktion »main track status« erlangen?⁹² Fragen wie diese haben in den letzten rund fünfzehn Jahren die interaktionsbasierte Deixisforschung beflügelt, weil sie einen spezifischen Leistungsbeitrag der Sprache sichtbar machen: Das Zeigen in und mit Sprache lässt sich als Mechanismus verstehen, um Wahrnehmung als interaktiv gerade relevante Erscheinungsformen der Interaktion zu etablieren. Auf diese Weise wird die (Sprech- und Zuhör-)Situation in ihren gerade für die laufende Interaktion relevanten Aspekten im Medium wechselseitig geteilter Wahrnehmung (»joint attention«) hergestellt. Wir werden darauf zurückkommen, wenn wir uns mit der Situierung einem der grundlegenden Probleme nicht nur der *verbalen* Interaktion zuwenden.⁹³

Gleichwohl wäre es verzerrend und typisch sprachfixiert, wenn wir die interaktive Relevanz von Wahrnehmungen (welcher Art auch immer) an das Auftreten sprachlicher Verweise (sei es deiktischer, symbolischer oder metakommunikativer Art) binden wollten. Wir haben schon darauf hingewiesen, dass Kopräsenz nicht davon abhängt, dass es für Wahrnehmungswahrnehmung jederzeit empirische Evidenz gibt, wie sie z.B. durch das Zeigen (in und außerhalb der Sprache) gewährleistet wird. Vielmehr ist von einem Minimum geteil-

ter Wahrnehmung⁹⁴ auszugehen, das eher auf Routineunterstellungen als auf konkreten Belegen beruht und so lange »hält«, bis es Auslöser für diesbezügliche Irritationen gibt:

Der Kommunikation selbst genügt [...] die Unterstellung, dass wahrnehmbare Teilnehmer wahrnehmen, dass sie wahrgenommen werden. Innerhalb des Bereichs wahrnehmbarer Wahrnehmungen kann und muss mit Unterstellungen gearbeitet werden; zum Beispiel: dass gehört wird, was laut gesagt wird. Zweifel sind möglich, können aber (wie immer bei Grenzproblemen autopoietischer Systeme) mit den Mitteln dieser Systeme (hier also: unter Anwesenden) geklärt werden.⁹⁵

Diese Unterstellbarkeit gilt nicht nur für die Wahrnehmung des Gesprochenen, sondern auch für die Wahrnehmung der Wahrnehmung der oder des Anderen und für die Wahrnehmbarkeit ausgewählter Situationsaspekte als vorauszusetzender Hintergrund von Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation. Zu den unscheinbaren »Garanten«, die diese Unterstellbarkeit in vielen Fällen fraglos gewährleisten, ohne eigens thematisiert oder fokussiert zu werden, gehört die Benutzung von Architektur durch die Körper der Beteiligten, etwas technischer gesagt: die Aktualisierung und »Beantwortung« von Benutzbarkeitshinweisen durch das umgebungsangepasste und -responsive Verhalten der Beteiligten. An dieser Stelle berühren sich die Ressourcen der Körperlichkeit und der Architektur.⁹⁶

VI.

»Architektur« ist eine wichtige Ressource der Interaktion und trägt als solche auf eine eher unscheinbar-hintergründige Weise zur Konfiguration von Kopräsens bei. Wir wollen darunter in einem weiten anthropologischen Sinn Erscheinungsformen des gebauten, gestalteten und ausgestatteten Raums verstehen, also z. B. und sehr prominent Gebäude, Plätze, Wohnungen, Versammlungs- und Begegnungsstätten aller Art, und in einem weiteren Sinn auch die Umgebung, in der sich Kopräsens wie auch immer abspielen mag und sofern sie Spuren von Gestaltung erkennen lässt.⁹⁷ Das schließt in phylogenetischer Blickrichtung auch frühe Formen des Arrangements wiederkehrend benutzter *Orte* und *Plätze* ein, wie sie vielleicht durch Steinkreise und Feuerstätten markiert worden sind.⁹⁸ Mit Blick auf das Innen des umbauten Raumes schließt es auch die Innenarchitektur von Räumen mit ihrer Möblie-

rung und Installierung von Technik ein, also z.B. die Hörsaalarchitektur mit ihrer Bestuhlung und ihren Übertragungs- und Projektionstechnologien,⁹⁹ aber auch die Sitzecke im Wohnzimmer.¹⁰⁰ Schließlich wäre mit Blick auf rezente Entwicklungen von Telekopräsenz auch die Simulation und Animation von Räumen in virtuellen Interaktionsumgebungen zu thematisieren. Um den Bezug auf Kopräsenz zu betonen, sprechen wir zusammenfassend von »Interaktionsarchitektur«.¹⁰¹

Interaktionsarchitektur manifestiert sich empirisch in Form der bereits beschriebenen Benutzbarkeitshinweise.¹⁰² Sie ermöglicht damit Kommunikation auch außerhalb und unabhängig von Kopräsenz. Das verbindet die Architektur mit Sprache und Körperlichkeit. Mit Sprache kommt eine Ressource der Interaktion ins Spiel, die als Medium weder an Kopräsenz noch überhaupt an Kommunikation gebunden ist, sondern übergreifend auch in anderen Systemen zuhause ist, aber selbst in diesem Sinn kein System ist. Mit schriftbasierter Lesbarkeit hat Sprache zudem zur Entstehung einer eigenständigen Kommunikationsbedingung beigetragen, wobei Lesbarkeit und Kopräsenz in der Regel entkoppelt sind. Das unterscheidet Lesbarkeit von Benutzbarkeit; die Benutzbarkeit der Architektur tritt besonders anschaulich gerade im Zusammenspiel mit Kopräsenz in Erscheinung. Auch darauf soll der Ausdruck Interaktionsarchitektur verweisen. Mit Körperlichkeit kommt schließlich eine Ressource ins Spiel, die die Koevolution sozialer Systeme und (neuro-)biologischer Systeme eindrucksvoll veranschaulicht und ebenfalls nicht an Kopräsenz und Kommunikation gebunden ist. Benutzbarkeit appelliert direkt an die sensorimotorische Kompetenz, was Architektur und Körperlichkeit als Ressourcen der Interaktion eng miteinander verbindet.

Mit der Interaktionsarchitektur kommt schließlich eine Ressource ins Spiel, die sich im Gegensatz zur gesprochenen Sprache durch eine den Augenblick überdauernde Materialität auszeichnet. Das gilt auch für die Schrift, die dann aber in Form der Lesbarkeit ihre den Augenblick überdauernde Qualität außerhalb der Interaktion ausspielt und eben eine eigenständige – und d.h.: nicht auf Kopräsenz beruhende – Form der Kommunikation begründet. Schrift trägt deshalb in der Regel nicht direkt zur Konfiguration von Kopräsenz bei. Anders verhält es sich bei der Interaktionsarchitektur, die wie dafür geschaffen scheint, Kopräsenz zu konfigurieren, indem sie die mit den Benutzbarkeitshinweisen verbundenen Erwartungen an das Anlaufen und die Richtung der Interaktion in einer den Augenblick überdauernden Form sichtbar, greifbar und betretbar materialisiert, so dass die Beteiligten mit ihren Körpern unmittelbar daran anschließen können. Das ist vor allem vor

dem Hintergrund der Episodenhaftigkeit der Interaktion von großer Bedeutung, weil die Benutzbarkeit der Architektur eine Form der Kommunikation etabliert, die nicht an diese Episoden des Gesellschaftsvollzugs gebunden ist. Interaktionsarchitektur macht deshalb unmittelbar fassbar, dass und wie die Gesellschaft der Interaktion ihre Komplexität zur Verfügung stellen kann und die Bedingungen der Möglichkeit von Interaktion etabliert. Das gilt auch schon für die gesprochene Sprache, aber im Gegensatz zur gesprochenen Sprache überdauern die architektonischen Erscheinungsformen die auf Kopräsens beruhenden Interaktionsepisoden. Sie sind im Gegensatz zur gesprochenen Sprache als Ausdruck von Gesellschaft nicht auf Kopräsens angewiesen. Eben deshalb können sie auch unabhängig von Kopräsens und Interaktion zur Grundlage von Kommunikation werden. Benutzbarkeitshinweise lassen sich entsprechend (wie Lesbarkeitshinweise) auch unabhängig von Interaktion rekonstruieren, was schwerwiegende methodisch-methodologische Folgen hat und das Selbstverständnis interaktionsorientierter empirischer Forschungsansätze herausfordert. Diese Herausforderung erwächst daraus, dass die Materialität der Benutzbarkeitshinweise einer objektivierenden Verdinglichung (Reifizierung) der Interaktionsarchitektur Vorschub leistet. In der neueren Architektursoziologie wird die Interaktionsarchitektur als ein »schweres Medium« verstanden,¹⁰³ das sich nicht selten durch Stein gewordene Erscheinungsformen auszeichnet, also durch eine handfeste Materialität, auf die man zeigen, die man anfassen und begreifen, die man aufsuchen, ausstellen und dokumentieren kann. Im Vergleich zur gesprochenen Sprache tritt diese relative Dauerhaftigkeit der Interaktionsarchitektur markant hervor. Sie darf aber nicht dazu verleiten, Architektur als gegebenes und objektivierbares Datum anzusehen, also zugunsten der evidenten physisch-materialen Qualität die uns interessierende soziale Qualität der Architektur zu übersehen. Auch dieser Aspekt soll im Ausdruck Interaktionsarchitektur betont werden; wie bei Anwesenheit geht es nicht um die physische Präsenz, sondern darum, dass und wie Architektur kommunikativ in ihrer Relevanz für die Interaktion durch und mit Interaktion hervorgebracht wird. Deshalb konzeptualisieren wir die Interaktionsarchitektur als Ensemble von Benutzbarkeitshinweisen, die im Moment der Nutzung relevant werden oder auch nicht relevant werden, also emergenter Natur sind. Benutzbarkeitshinweise sind also nicht schon mit der Architektur gegeben, sondern müssen anhand der Erscheinungsformen in ihrer »Valenz« rekonstruiert (interpretiert) und plausibel gemacht werden. Dabei ist einzubeziehen, dass sie (erst) im Moment der Nutzung ihre soziale Relevanz als Kommunikation entfalten.

Interaktionsarchitektur in Form von Benutzbarkeitshinweisen macht bestimmte Nutzungen möglich und wahrscheinlich, kann aber den Moment der Nutzung nicht vorwegnehmen. Das teilen die Benutzbarkeitshinweise mit den Lesbarkeitshinweisen: Sie verweisen auf Bedingungen der Möglichkeit von Kommunikation und können erklären helfen, warum bestimmte Kommunikationen naheliegen und wahrscheinlich werden (ohne dass darüber z.B. gesprochen werden muss). Die faktische Nutzung ist an den Benutzbarkeitshinweisen aber aus Prinzip nicht ablesbar. Mit der Orientierung an Benutzbarkeit kommt wie von selbst die Benutzerabhängigkeit der Benutzbarkeitshinweise ins Spiel, also die Frage, *an wen* sich die Hinweise richten und *für wen* sie »gemacht« sind. Benutzbarkeitshinweise sind, anders ausgedrückt, grundsätzlich benutzerabhängig. Das gilt für alle drei Typen von Benutzbarkeitshinweisen, die wir bereits besprochen haben.¹⁰⁴ Selbst im Fall der basalen *Navigationshinweise*, die die Sensorik und Motorik der Beteiligten direkt adressieren, liegt es auf der Hand, dass sie z.B. oftmals humanspezifische Sensomotorik und weitergehend die voll entwickelte Sensomotorik von Erwachsenen implizieren. Sie sind also nicht einfach objektivierbar, sondern abhängig von dem, was Nutzer:innen mitbringen. Im Fall der Interpretationshinweise liegt diese Abhängigkeit auf der Hand, insofern es eine Art von »architectural literacy« braucht, damit die entsprechenden Hinweise genutzt werden können. Schließlich verlangen die Nutzung und das »Verstehen« der *Partizipationshinweise* die Vertrautheit mit der entsprechenden sozialen Praxis, wie sie oftmals erst in einem Prozess der (Ein-)Sozialisation in die fragliche soziale Praxis erworben wird. Schon aus diesen Gründen sind Benutzbarkeitshinweise, die uns an der Interaktionsarchitektur interessieren, nicht einfach mit den materialen Erscheinungsformen der Architektur gegeben. Sie sind vielmehr an den Moment der Benutzung gebunden.

VII.

Als Ensemble von Benutzbarkeitshinweisen ist auch die Interaktionsarchitektur wie alle anderen Ressourcen der Interaktion als eine evolutionäre Errungenschaft zu verstehen. Man versteht die Ressourcenqualität der Interaktionsarchitektur nicht, wenn man diesen Hintergrund außer Acht lässt. Interaktionsarchitektur fällt nicht vom Himmel, sondern ist das Ergebnis von Evolution. Sie evolviert mit der Gesellschaft und ihren Kommunikationsformen. Anders wäre nicht zu erklären, woher der kommunikative Anknüpfungs- und Anschlusswert (die kommunikative »Valenz«)¹⁰⁵ der Benutzbarkeitshin-

weise kommen sollte. Damit Architektur als Kopräsenzressource wirksam werden kann, muss sie auf genuin interaktive Probleme bezogen werden können. Wir verstehen architektonische Erscheinungsformen deshalb als Antworten auf wiederkehrende interaktive Probleme und Fragen. Sie sind der erstarrte Ausdruck für Lösungen, die sich im kommunikativen Alltag bewährt haben. In diesem Sinne ist die Architektur (wie die Sprache) ein Sediment, in und mit dem eine bestimmte Lösung für ein rekurrentes kommunikatives Problem eine dauerhaft verfestigte Form gefunden hat, die auf diese Weise die Momente ihrer Nutzung überdauert und (vor-)strukturiert. Interaktionsarchitektur ist deshalb nicht gleich zeitlos, aber sie ist längst nicht mehr flüchtig und kann genau damit maßgeblich zum Aufbau immer voraussetzungsreicherer Kommunikationsprozesse beitragen. Als Formerstarrung (und »Ablagerung« aus unzähligen Problemlösungsvorgängen) ist die Architektur (wie die Sprache) hochgradig sozial implikativ (ohne dass das den Nutzern und Nutzerinnen im Moment der Aktualisierung in der Regel bewusst ist).

Interaktionsarchitekturen ähneln in dieser Charakteristik den *kommunikativen Gattungen* der Wissenssoziologie. Der Soziologe Thomas Luckmann hat sie als »Gesamt muster« des »gesellschaftlichen Wissensvorrates« bestimmt, an denen sich ein Handelnder »schon im Entwurf [...] orientiert, als dem Mittel, das seinen Zwecken dient«. Gattungen entstehen, so Luckmann weiter, als »mehr oder minder wirksame und verbindliche Lösungen von spezifisch kommunikativen Problemen«. ¹⁰⁶ Sie stellen in diesem Sinne Ablagerungen (Sedimente) kommunikativer Vorgänge dar, in denen sich sprachliche Lösungen für kommunikationspraktische Probleme verfestigt haben und dann als vorgefertigte Verfestigungen für neuerliche Kommunikationen zur Verfügung stehen. »Sie üben einerseits Zwang aus und wirken andererseits entlastend«. ¹⁰⁷ Gattungen lassen also Kommunikation immer wieder in den gleichen Bahnen laufen, machen Abfolgen von Handlungen erwartbar und bilden in ihrer Gesamtheit das, was man den »kommunikativen Haushalt« einer Gesellschaft nennen könnte. ¹⁰⁸ Kommunikative Gattungen sind im Wissensvorrat einer Gesellschaft verankert, sie können schriftlich überliefert und tradiert sein, müssen es aber nicht. Ihre Formerstarrungen betreffen jedenfalls die Sprache und die Vertrautheit von Sprechern und Sprecherinnen mit den kommunikativen Gattungen. Demgegenüber ist die Interaktionsarchitektur nicht auf Sprache angewiesen. Zwar lässt sie sich im Prinzip »versprachlichen«, und es gibt auch eine Alltags- und Fachlexik (ein Vokabular) und eine Semantik, in der man Architektur(en) auf Begriffe

bringen und über Architektur(en) reden kann. Und manchmal mag man auch über Architekturen sprechen und z.B. die »Atmosphäre« eines Raumes unter Anwesenden thematisieren.¹⁰⁹ Die Wahrnehmung und Ausnutzung der Benutzbarkeitshinweise ist aber nicht auf Versprachlichung und Verbalität angewiesen. Das hat damit zu tun, dass die Ablagerungen der Interaktionsarchitektur eine materiale Substanz haben. In der Form von Hinweisen auf Benutzbarkeit materialisieren sich die Erwartungen an die Nutzung und die Erwartbarkeit solcher Erwartungen. Wie im Fall der kommunikativen Gattungen rührt diese Kraft (und »Valenz«) der Architektur daraus, dass sich darin einmal gefundene und eingespielte Lösungen für Kommunikationsprobleme verfestigt haben: Die Interaktionsarchitektur kann so (wie die Gesellschaft, deren Teil sie ist) mit dem Leichten und Gefälligen locken.¹¹⁰ Benutzbarkeitshinweise werden deshalb vielfach direkt mit dem Körper beantwortet, ohne dass darüber reflektiert werden muss: indem man z.B. geht, wo ein Gehweg Spuren hinterlassen hat, und z.B. dahin blickt, wo die erwartete Ausrichtung der Anwesenden bereits einen Ausdruck in Raumaufteilung und Möblierung gefunden haben mag. Insbesondere die hier angesprochenen Navigationshinweise appellieren auf diese Weise direkt an humanspezifische Sensorik und Motorik, so dass die entsprechende »Nutzung« eines Raumes als höchst natürlich und selbstverständlich wirken mag. Nicht anders verhält es sich im Prinzip mit dem Wiedererkennen und -aufnehmen von sprachlichen Versatzstücken kommunikativer Gattungen: So mag es z.B. ganz selbstverständlich und »natürlich« erscheinen, ein vergangenes Handeln und Erleben im Format des Erzählens zu rekonstruieren. Ein bestimmtes kommunikatives Problem, eben das Rekonstruieren von Handlungen und Erlebnissen, hat in den narrativen Alltagsmustern des Erzählens, z.B. der Ankündigung der »reportability« des Geschehens (»Gestern ist mir etwas Komisches passiert.«), einen vorgefertigten Rahmen gefunden, der aktiviert und ausgenutzt werden kann, sobald sich die Aufgabe im Alltag (wieder) stellt. Das reicht bis in feine Verästelungen der kommunikativen Praxis, sofern und in dem Maße, in dem sich für ein bestimmtes Problem eine bestimmte Lösung eingespielt und verfestigt hat.

Ebenso verhält es sich mit den Interaktionsarchitekturen der Gesellschaft. Dafür ist die institutionelle Kommunikation ein herausragendes Beispiel, weil mit der Institutionalisierung der Interaktion und der Differenzierung spezifischer kommunikativer Muster auch eine Differenzierung musterhafter Interaktionsarchitekturen Hand in Hand geht. Man denke dazu an die bereits erwähnten Beispiele: die Vorlesung im *Hörsaal*, den Unterricht im *Klassenzimmer*, die Gerichtsverhandlung vor *Gericht*, die Kunstaussstellung im *Museum*

oder den Gottesdienst in der *Kirche*. In allen diesen und weiteren Fällen haben sich für spezifische kommunikative Aufgaben Lösungen entwickelt, die ihren Ausdruck nicht nur in kommunikativen Mustern, den »Gattungen«, sondern auch in architektonischen Mustern, den entsprechenden Interaktionsarchitekturen, gefunden haben. Die modernen Funktionssysteme der Gesellschaft verfügen wohl nicht zufällig über solche Stein gewordene Manifestationen; es sind die Schauplätze, an denen die Bindung zwischen Interaktion und Gesellschaft besonders greifbar wird. Gesellschaft wird hier im Wortsinn »betretbar«:¹¹¹ Indem sich die Beteiligten innerhalb solcher Umgebungen versammeln und »treffen« und indem sie dabei die Benutzbarkeitshinweise der Interaktionsarchitektur aufnehmen und körperlich »beantworten«, also beispielsweise bestimmte Positionen einnehmen, wird die relevante Umgebung Teil der Interaktion und wird die Kopräsenz der Beteiligten durch und mit Architektur und den in ihr materialisierten Erwartungen konfiguriert. Interaktion kann so auf eine denkbar effektive wie ökonomische Weise an Gesellschaft anschließen und sich wie selbstverständlich als Mitvollzug von Gesellschaft etablieren. Interaktionsarchitektur kann nicht determinieren, in welchen Bahnen eine konkrete Interaktion verlaufen wird. Es geht um Benutzbarkeit, also um das Nahelegen und Suggestieren von Anschlussmöglichkeiten. Die Art und Weise der Realisierung der Anschlussmöglichkeiten kann die Architektur aus Prinzip nicht vorwegnehmen. Aber sie kann erklären helfen, dass und wie bestimmte Interaktionen wahrscheinlich gemacht werden, ohne dass darüber im Einzelfall aufwendig verhandelt oder diskutiert werden müsste.

Interaktionsarchitekturen strukturieren mögliche und erwartbare Interaktionen vor, sie konfigurieren die Kopräsenz der Beteiligten kraft der Etablierung von Benutzbarkeitshinweisen. Diese Benutzbarkeitshinweise kann man auch unabhängig von Interaktion rekonstruieren, weil sie, wie schon eingangs vermerkt, einen eigenen Typus von Kommunikation begründen. Was dabei zum Vorschein kommt, ist eine Archäologie von Kopräsenzkonfigurationen, die sich auf die Sedimente konzentriert, die frühere Problemlösungen in Form von Architektur hinterlassen haben. So kann man aus der Interaktionsarchitektur eines Hörsaals, seiner aufsteigenden Sitzreihen, seines Podiums und seiner Stirnwandgestaltung die kommunikativen Probleme rekonstruieren, die mit dem Interaktionstyp Vorlesung strukturell verbunden sind, so dass der Beitrag der Hörsaalarchitektur(en) zu ihrer Lösung hervortritt.¹¹² Wer Aussagen über die Vorlesung macht, sollte also über den Hörsaal nicht schweigen. Analoges gilt für die Gerichtsverhandlung im Gerichtsgebäude,¹¹³

den Gottesdienst im Kirchenraum,¹¹⁴ den Unterricht im Klassenzimmer,¹¹⁵ die Ausstellung im Museum¹¹⁶ und den Fahrkartenschalter am Bahnhof.¹¹⁷ Was sich in solchen Fällen sehr anschaulich zeigt: wie Interaktionsarchitekturen auf kommunikative Probleme zurückweisen, wie sich daraus konkrete Benutzbarkeitshinweise ergeben und wie auf diese Weise Kopräsenz durch Architektur(en) konfiguriert wird, so dass Architektur neben Sprache und Körper als Ressource der Interaktion in Erscheinung treten kann.

Kopräsenz kann auf diese Weise höchst unwahrscheinliche Formen annehmen. Das gilt für die institutionelle Kommunikation, insofern hier das Überlappen von Anwesenheit und Mitgliedschaft durch architektonische Benutzbarkeitshinweise innerhalb der entsprechenden Funktionsgebäude vorstrukturiert werden kann: Positionierungen im Raum sind dann gleichzeitig Positionierungen in der organisierten Welt, räumliche gleichzeitig soziale Positionen.¹¹⁸ Architektur trägt so maßgeblich dazu bei, dass an sich unwahrscheinliche Ausprägungen von Interaktion möglich und erwartbar werden.¹¹⁹ Dafür ist auch die Interaktion in großen Gruppen (Massen) ein eindrucksvolles Beispiel, insofern hier Kopräsenzerfahrungen von Öffentlichkeit durch die Ausdifferenzierung spezieller Versammlungsarchitekturen möglich und erwartbar gemacht worden sind, so dass die Konfiguration kopräsenzbasierter Öffentlichkeit durch Architekturen auch in diesen Fällen besonders greifbar wird.¹²⁰

VII.

Die Ressourcenqualität der Architektur für die Interaktion ist in der Forschung lange Zeit kaum beachtet worden. Das hat damit zu tun, dass der Raum in einer traditionell sprachfixierten Konversations- und Gesprächsanalyse generell vernachlässigt worden ist. Erst mit dem Aufschwung der Videoaufzeichnung als Standarderhebungsverfahren ist der Raum in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren sichtbar und (wieder) zu einem Thema geworden. Dabei hat allerdings nicht die Architektur im Mittelpunkt gestanden, sondern die Art und Weise, wie sich die Interaktionsteilnehmenden auf den Raum und Objekte im Raum sprachlich und körperlich beziehen, im Raum agieren und dabei bestimmte Aspekte der Umgebung multimodal in Szene setzen, so dass sie die für sie gerade relevante Umgebung als »Interaktionsraum« etablieren (»doing space«).¹²¹ Es ist dabei freilich nicht unbemerkt geblieben, dass die Hervorbringung des Interaktionsraumes in vielen Fällen unseres kommunikativen Alltags innerhalb von Settings geschieht, die offensichtlich Vorgaben für

die Konfiguration von Kopräsens und konkret für das Einnehmen von Positionen machen. Settings können entsprechend danach unterschieden werden, wie stark sie die räumliche Konfiguration Anwesender »vorstrukturieren«. ¹²² Ein ebenso anschauliches wie unspektakuläres Beispiel dafür ist die »Sitzgruppe« ¹²³ und generell die Art und Weise, wie die Möblierung (z.B. Bestuhlung) eines Raumes dazu beiträgt, dass die Beteiligten einen Interaktionsraum schon dadurch aktivieren, dass sie z.B. Platz nehmen, und schon dadurch (wieder) auflösen, dass sie aufstehen. ¹²⁴

Mit dem Konzept der Interaktionsarchitektur reflektieren wir die Beobachtung, dass die Architektur von Räumen die in diesen Räumen stattfindende Interaktion (wenn auch nicht determinieren oder verhindern, so doch) in spezifischer Weise ermöglichen, nahelegen und erwartbar machen kann. Unter Architektur verstehen wir, wie schon angemerkt, heuristisch all das, was vom gebauten Raum (z.B. aus Stein, Beton, Holz) über den gestalteten Raum (z.B. Innenarchitektur, Möblierung) bis zum ausgestatteten Raum (z.B. Technik, Dekoration) reicht. Die Implikationen der Architektur für Interaktion sind der prospektiv wirksame Ausdruck davon, dass Architektur – retrospektiv – als gebaute und gestaltete Antwort (im Sinne einer Lösung) für grundlegende Probleme sozialer Interaktion analysiert werden kann. Architektur lässt sich nach diesem Verständnis als ein komplexes Ensemble von Benutzbarkeitshinweisen verstehen. ¹²⁵ Diese Benutzbarkeitshinweise sind dafür verantwortlich, dass der Raum als Ressource der Interaktion im Alltag auf höchst effektive wie unauffällige Weise fungieren kann. Sie lassen sich eigenständig anhand der Erscheinungsformen der Architektur analysieren – auch ohne dass in den fraglichen Räumen Personen anwesend sind und interagiert wird. Dieses Konzept von Architektur-als-Kommunikation, das sich in den letzten Jahren vor allem im Bereich der neueren Architektursoziologie entwickelt hat, ¹²⁶ ist bislang noch kaum mit dem konversationsanalytischen Konzept des Interaktionsraums verbunden worden. In der Tat ist der Interaktionsraum von der Interaktionsarchitektur eines Raumes strikt zu trennen: Die Interaktionsarchitektur beruht auf architektonischen Erscheinungsformen, der Interaktionsraum auf Erscheinungsformen von Kopräsens (Wahrnehmungen, Bewegungen, Handlungen der Anwesenden). Das eine sollte man nicht gegen das andere ausspielen, also z.B. einen Interaktionsdeterminismus gegen einen Raumdeterminismus. Nur dann kann man sehen, wie in der Interaktionsarchitektur eine Art »Archäologie der Interaktion« greifbar wird und umgekehrt im Interaktionsraum eine bestimmte Architektur mit den Bordmitteln der Interaktion relevant gesetzt wird (oder auch nicht).

Wenn die Interaktionsarchitektur und der Interaktionsraum die beiden Pole eines Kontinuums von Raum und Interaktion ausmachen, steht zwischen diesen Polen die »Sozialtopographie« des Raumes. Wir fassen damit die Beobachtung, dass sich Benutzbarkeitshinweise nicht nur auf basale Implikationen für Wahrnehmung und Bewegung erstrecken (in Form von Navigationshinweisen), sondern auch auf voraussetzungsreichere Implikationen für Handlungen innerhalb bestimmter sozialer Praktiken (in Form von Partizipationshinweisen). Offenkundig sind solche Handlungsimplicationen immer schon Ausdruck gesellschaftlich wie kulturell vermittelter und geprägter Interaktionsorientierungen, die Raumnutzerinnen und -nutzern vertrautheitsabhängig im Sinne handlungspraktischer Wissensgrundlagen zur Verfügung stehen. Wir fassen diese stark wissens- und vertrautheitsabhängigen Implikationen unter dem (aus der Sozialstrukturanalyse bekannten) Begriff der Sozialtopographie¹²⁷ und die entsprechenden kognitiven Ressourcen als sozialtopographisches Wissen. Die Abbildung 12 veranschaulicht die Relation der verschiedenen Konzepte und illustriert dieses Konzept mit Abbildungen leerer und besetzter Hörsäle.

Abb. 12: Interaktionsarchitektur als Ressource der Interaktion (eigene Darstellung)



Die Interaktionsarchitektur manifestiert sich auch im leeren Hörsaal in den architektonischen Erscheinungsformen dieses Raumes und seinen

sich daraus ergebenden Navigations- und Interpretationshinweisen. Die Sozialtopographie verweist auf die gleichen Erscheinungsformen als vertrautheitsabhängige »recognitionals« der Hörsaalarchitektur. Die daraus resultierenden Partizipationshinweise sind Teil der Sozialtopographie des Raumes, wie sie auch am Nutzungsverhalten Einzelner ablesbar werden. Der Interaktionsraum schließlich zeigt die Relevantsetzung der Benutzbarkeitshinweise durch Interaktion: Er ist deshalb situativ flüchtig und von Augenblick zu Augenblick dynamisch, weil auf Prozesse der Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation angewiesen. Er ist Teil der kopräsenz-basierten Interaktion der Beteiligten. Die Abbildung soll einen Eindruck davon vermitteln, dass und wie Kopräsenz im Raum durch die Sozialtopographie und die Interaktionsarchitektur konfiguriert werden.

4 Kopräsenz und verbale Interaktion: Interaktionsprobleme und ihre Lösung

Wenn immer sich Kopräsenz einstellt und über die Flüchtigkeit einer Augenblicksepisode hinausragt, haben wir es mit einem ausgewachsenen Fall von Interaktion zu tun, d.h. mit der Lösung einer Reihe interaktionskonstitutiver Aufgaben. Viel spricht dafür, dass diese Aufgaben in dem Maß an Relevanz und Profil gewonnen haben, in dem Kopräsenz durch Sprache konfiguriert wird und Sprache entsprechend als Ressource der Interaktion in Erscheinung tritt und von den Beteiligten genutzt wird. Es sind deshalb, bis auf eine Ausnahme, vordringlich Probleme der *verbalen* Interaktion, die wir in diesem Kapitel behandeln wollen – was nicht heißt, dass diese Probleme immer und alle nur durch und mit Sprache bearbeitet und »gelöst« werden.

Die Einsicht in die Probleme der Interaktion verdankt sich vor allem einer von Anfang an fast exklusiv auf *verbale* Interaktion fokussierten Forschungsrichtung: der kalifornischen Konversationsanalyse. Sie hat in gewisser Weise empirisch entdeckt, was man im Anschluss an ein theoretisches Kernkonzept der Systemtheorie die »Unwahrscheinlichkeit der Interaktion« nennen könnte. Entgegen unserer Alltagsintuition, die sich der allgegenwärtigen Teilnahme an einer kaum unterbrochenen Kette von Interaktionsepisoden verdankt, versteht sich der Alltag der Interaktion nicht von selbst. Dass wir einander begrüßen und verabschieden, uns im Gespräch abwechseln und Beiträge zu Themen austauschen, uns und unser Gegenüber dabei durch Selbst- und Fremddarstellungen ein- und zuordnen und den Austausch gesellschaftlich rahmen und situativ verankern, gehört wohl zur selbstverständlichen Alltagsroutine, über die wir weder nachdenken noch grübeln, wenn es nicht zu praktischen Handlungsproblemen kommt (derart, dass man z.B. trotz wiederholter Versuche nicht aus einem Gespräch herauskommt). Aber diese Routine ist nur scheinbar selbstverständlich und natürlich, wenn man damit beginnt, sich die Probleme zu vergegenwärtigen, die damit einhergehen. Es erfordert dafür eine bewusst

kontraintuitive Verfremdung, die erklären hilft, wie an sich unwahrscheinliche Interaktionsvorgänge wahrscheinlich und erwartbar gemacht werden, so dass sie uns im Alltag als solche gar nicht mehr auffallen. Dass die Unwahrscheinlichkeit der Interaktion in jeder Interaktionsepisode wie selbstverständlich überwunden wird, ist also Teil der Evolution kopräsenzbasierter Interaktionssysteme.¹ Damit fangen wir gleich an.

Anschließend gehen wir über zu typischen Problemen der Interaktion. Interaktion lässt sich als alltagspraktische Bearbeitung und Lösung wiederkehrender Anforderungen verstehen. Das fängt mit der Interaktionseröffnung und der Interaktionsbeendigung an, die zu den frühen konversationsanalytischen Gegenständen gehören, und führt nahtlos weiter zum Problem des Sprecherwechsels, dem die Konversationsanalyse bis heute ihr Renommee verdankt. Weniger prominent, aber nicht weniger wichtig sind weitere Themenstellungen, die mit der gesellschaftlichen Rahmung der Interaktion, der Selbst- und Fremddarstellung und der Verankerung der Interaktion im Hier und Jetzt der Anwesenden zu tun haben. Unabhängig davon, ob diese Liste als vollständig betrachtet werden kann oder nicht, zeigt sie eindrucksvoll, wie sich das Axiom der Unwahrscheinlichkeit der Interaktion im Rückgriff auf konversations- und gesprächsanalytische Forschung empirisch fruchtbar machen lässt. Wichtiger für unsere Themenstellung ist aber, dass ein Blick auf diese Aufgaben und ihre empirischen Lösungen vor Augen führt, wie sehr Kopräsenz mit dem Auftauchen von Sprache refiguriert und profiliert wird. Das wollen wir mit einem kursorischen Durchgang durch die wichtigsten Interaktionsaufgaben entwickeln.

Unter den Problemen der Interaktion ist das Reihenfolgeproblem womöglich das prominenteste. Es manifestiert sich in der Aufgabe des Sichabwechselns (Wer kommt als Nächste oder Nächster?) und mag als solches auch schon vor dem Einsatz von Sprache aufgetreten sein. Aber erst mit und durch Sprache wird es zu einem Kardinalproblem der Interaktion. Es ist deshalb vielleicht nicht zufällig gleich am Anfang der konversationsanalytischen Forschung sehr prominent in Erscheinung getreten. Im Gegensatz dazu hat das Problem der Verankerung der Interaktion im Hier und Jetzt der Anwesenden, das wir als Problem der *Situierung* einführen werden, in der Konversations- und Gesprächsanalyse lange ein Schattendasein gefristet. Tatsächlich ist es ein Problem, das gewissermaßen noch vor dem Sprechen-und-Zuhören einsetzt und dessen Bearbeitung und Lösung beim Sprechen-und-Zuhören in vielen Fällen bereits vorausgesetzt wird. Es führt also onto- wie phylogenetisch weiter zurück. Man kann daran viel über basale Formen von Kopräsenz

lernen, die noch nicht oder doch nicht primär auf Sprache verweisen, sondern primär auf Wahrnehmung (Ko-Orientierung) und Bewegung (Ko-Ordination), wie sie in Situationen komplexer Handlungen (Ko-Operation) in der Regel vorausgesetzt werden. Die Situierung ist vor allem in den letzten Jahren mit der (Wieder-)Entdeckung des Interaktionsraums in das Bewusstsein der konversationsanalytischen Forschung getreten. Wir widmen der Aufgabe der Situierung einen eigenen Abschnitt und gehen anschließend auf die aus der Situierung erwachsenden Probleme der verbalen Interaktion ein.

Die Unwahrscheinlichkeit der Interaktion

Kopräsens ist entgegen der Mythen, die mit ihr als direkt-unmittelbarer, gleichsam primordial-natürlicher Sozialform verbunden sind, alles andere als selbstverständlich. Sie ist, wie wir wiederholt betont haben, nicht einfach gegeben, sondern muss kommunikativ hergestellt werden. Sie ist in genau diesem Sinne eine evolutionäre Errungenschaft, die nicht nur für Sprache, sondern allgemein für die Menschwerdung von zentraler Bedeutung ist. Diese allgemeine Annahme soll in diesem Abschnitt konkretisiert werden mithilfe des Axioms der »Unwahrscheinlichkeit der Interaktion«. Es besagt, dass Interaktion entgegen unserer Vertrautheit mit ihrem alltäglichen Vollzug ein höchst problematisches, immerzu vom Abbruch bedrohtes Unterfangen ist. Man muss also erklären können, warum Interaktion trotzdem im Alltag immer wieder gelingt und möglich und wahrscheinlich werden kann. Dieses theoretische Axiom übernehmen wir aus der neueren soziologischen Systemtheorie.² Empirisch orientiert es sich an der Forschungspraxis der Konversations- und Gesprächsanalyse. Dabei muss berücksichtigt werden, dass sich diese Forschungsrichtung zumindest in ihren Anfangsjahren so gut wie ausschließlich und bis heute vornehmlich mit *verbaler* Interaktion beschäftigt hat.³ Die Konversationsanalyse hat die Unwahrscheinlichkeit der Interaktion also wie selbstverständlich am Gegenstand der *sprachlich* geprägten Interaktion entdeckt, und es ist noch die Frage, ob man von dieser Konfiguration von Kopräsens durch Sprache ohne weiteres abstrahieren kann. Das gilt es im Auge zu behalten, wenn wir im Folgenden den einschlägigen Forschungsstand im Hinblick auf die Unwahrscheinlichkeitsannahme rekapitulieren.

Die Analyse von Interaktion, die in verschiedenen Disziplinen, vorrangig aber in der Linguistik und Soziologie, unter verschiedenen Bezeichnungen,

vorrangig als Gesprächs- und Konversationsanalyse, betrieben wird, kann inzwischen auf eine mehr als 50-jährige Tradition zurückblicken, in der sich bei allen Unterschieden und Varianten eine Standardisierung der Vorgehensweise ergeben hat. Diese interaktionsanalytischen Standards sind in den letzten Jahren erfreulicherweise qualitativ wie quantitativ runderneuterten Einführungsliteratur ausführlich beschrieben worden.⁴ Wir können uns deshalb auf einige grundlegende methodologische Überlegungen beschränken, ohne dabei zu technisch werden zu müssen. Wir verteilen diese Überlegungen auf mehrere Abschnitte: Zunächst geht es um grundsätzliche Zugangsweisen vom Feldzugang über die Datenerhebung bis zur Datenaufbereitung. Eine herausragende Bedeutung kommt dabei dem Transkribieren und der Transkription zu: Die Transkription ist als Sekundärdatum ein in seiner Bedeutung kaum überschätzbares Schlüsseldokument konversationsanalytischer Forschung, an dem man viel über die Unwahrscheinlichkeit der Interaktion lernen kann. Weiter wird es um Grundprinzipien des Umgangs mit den erhobenen und aufbereiteten Daten und der Datenauswertung gehen. Diese Grundprinzipien lassen sich im Sinne des Unwahrscheinlichkeitsaxioms reformulieren, wie wir im Anschluss an Niklas Luhmann zeigen wollen. Die Grundprinzipien zwingen zu einer weitgehenden Verfremdung der Alltagsperspektive, die zu einem Bruch mit der Selbstverständlichkeit alltäglich erlebter Kopräsenz führt. Warum ein solcher Bruch zwingend notwendig ist, soll einleitend mit einem kleinen Exkurs illustriert werden.

I.

Am Anfang einer Rede, die der US-amerikanische Schriftsteller David Foster Wallace 2005 vor einer Abschlussklasse am Kenyon College (Ohio) gehalten hat und die mit dem Titel »This is water« überschrieben ist,⁵ steht eine kurze gleichnishafte Geschichte, auf die wir bereits in der Einleitung zu diesem Essay hingewiesen haben. Wir geben diese kurze Geschichte hier wieder, weil sie sehr anschaulich erhellte, dass die »naheliegendsten, allgegenwärtigsten und wichtigsten Dinge im Leben oftmals zu den Dingen gehören, die am schwersten zu bemerken und zu besprechen sind.«⁶

Die Geschichte geht wie folgt:

There are these two young fish swimming along and they happen to meet an older fish swimming the other way, who nods at them and says, »Morning, boys. How's the water?«

And the two young fish swim on for a bit, and then eventually one of them looks over at the other and goes, »What the hell is water?«⁷

Könnte es sein, dass das, was für die Fische das Wasser ist, für uns Menschen als soziale Wesen die Kooperation in Kopräsenzsituationen ist, unser soziales Lebenselixier, die soziale Luft, die wir atmen, wenn wir kommunizieren? Und könnte es uns, die wir im Alltag immer wieder in Kopräsenzsituationen stecken, so gehen wie den beiden »jungen Fischen« mit dem »Wasser«? Dass wir auf Fragen nach diesem sozialen Zuhause unseres sozialen Lebens ähnlich irritiert reagieren würden: »Was, zum Teufel, ist Kopräsenz?« Kopräsenz gehört zu unserem Alltag wie das Essen, Trinken, Schlafen und Träumen. Wir sitzen vis-à-vis mit Unbekannten zusammen in der Straßenbahn, treffen unterwegs Leute, die wir grüßen oder denen wir gekonnt aus dem Weg gehen, verbringen Pausen und Mittag- und Abendessen zusammen mit Freunden, Freundinnen, Bekannten, Kolleginnen und Kollegen, mögen vielleicht nicht einmal vor dem nächtlichen Einschlafen allein sein und sind dabei und darüber hinaus immer wieder in Gespräche verstrickt. Wir erleben, wie ein Wort das andere gibt, und dass Reden Silber und Schweigen oft Gold ist. Unser Kopräsenzalltag ist voll von Anforderungen der Ko-Orientierung (Wer ist noch da?), der Ko-Ordination (Worauf muss ich achten?) und der Ko-Operation (Was machen wir zusammen?), denen wir in der Regel mehr oder weniger routinisiert gerecht werden, ohne dass wir darüber nachdenken und grübeln und ohne dass wir darüber mit Anderen sprechen oder diskutieren müssten. Im Prinzip läuft dieser Kopräsenzalltag weitgehend unbemerkt ab. Wenn wir anfangen, über das nachzudenken, was im Gespräch und anderen sprachlosen Episoden von Kopräsenz passiert, ist deshalb in der Regel schon alles entschieden.

So selbstverständlich diese Praxis ist, so unverständlich ist sie freilich auch. Dass Kopräsenz auf Wahrnehmungswahrnehmung beruht, also darauf, dass ich z.B. sehen kann, dass ich gesehen werde, und wiederum auch dieses Sehen des Gesehenwerdens sehe (und so fort in unabschließbarer Selbstbezüglichkeit), ist eine im Alltag typischerweise immer schon beantwortete, aber nicht reflektierte Anforderung. Ihre Bearbeitung ist daher nicht darauf angewiesen, dass sie die Bewusstseins- und Verbalisierungsschwelle der Beteiligten überschreitet. Auch müssen die Beteiligten beim Sprechen-und-Zuhören nicht bei laufendem Motor mitvollziehen, wie sie es immer wieder fertigbringen, sich ohne größere Überlappungen abzuwechseln und mehr oder weniger sekundengenau zu wissen, wie lange sie *dran* sind, wenn sie selbst sprechen, und wie sie überhaupt *drankommen* im Gespräch, wenn sie

gerade (nur) zuhören. In allen Problem- und Aufgabenbereichen der Interaktion, die wir noch besprechen werden, verhält es sich ähnlich: Der Vollzug von Interaktion mit und durch die Erledigung interaktionskonstitutiver Anforderungen verläuft in der Regel unterhalb der Aufmerksamkeitsschwelle der Beteiligten und ragt nur dann in die Zone bewusster und thematisierter Reflexion, wenn etwas schiefgeht oder nicht so (reibungslos) klappt, wie man es gewohnt ist, und es z.B. zu mehr oder weniger aufwendigen »Reparaturen« kommt – die dann ihrerseits wieder einer Regel- und Gesetzmäßigkeit folgen, die selbst nicht reflektiert werden muss. Darin ist kein Versäumnis der Interaktionsbeteiligten zu sehen, sondern im Gegenteil eine *Conditio sine qua non* der Interaktion, in der sich anschaulich zeigt, dass Interaktion ein eigen-gesetzlich soziales Geschehen ist, das sich *zwischen* den Beteiligten abspielt. Im Alltag haben wir dafür als Interaktionsbeteiligte unter Handlungsdruck weder ein Bewusstsein noch eine Sprache. Die bekannt technische Terminologie der Konversationsanalyse zur Beschreibung des Sprecherwechsels (»turn taking«) gehört zur Sprache der Beobachter:innen, nicht zur Sprache der Teilnehmer:innen. Gesprächsbeteiligte beobachten den Sprecherwechsel aus praktischen Interessen und für praktische Belange des Drankommens und Dranbleibens, und sie vollziehen ihn auf dieser Grundlage, ohne ihn dafür auf eine Weise zu verstehen, dass sie darüber Auskunft geben könnten, wenn sie gefragt würden. Es ist, wenn überhaupt, ein stillschweigendes Wissen, das nicht von der Anwendung in einer konkreten Situation abgezogen werden kann. Und auch die Reflexion ist nicht von ihrer Anwendung in einer konkreten Situation abzuziehen. Interaktionsbeteiligte neigen deshalb dazu, Interaktion in Termini des Erlebens und Handelns⁸ zu reflektieren, das sich selbst und Anderen in Form von Motiven und Intentionen zugeordnet, zugeschrieben, bewertet und verstanden werden kann. An- und Abwesenheit werden entsprechend in der Regel als gewählt erlebt, Kopräsenz als ein sich daraufhin einstellendes Zusammensein mit Anderen behandelt, die ebenfalls anwesend sein wollen. Die genuin sozialen Regel- und Gesetzmäßigkeiten, die hinter solchen vereinfachenden Mechanismen des Erlebens und Handelns stecken, bleiben entsprechend unbemerkt – und unentdeckt. Erst unter der Bedingung der Handlungsentlastung, wie sie sich mit der Erhebung von Kopräsenzdaten in Form von Audio- und Videoaufzeichnungen von Interaktionsereignissen methodisieren lässt, entsteht die Einsicht in die Unwahrscheinlichkeit der Interaktion. Das wollen wir im Folgenden nachzeichnen.

II.

Der erste Schritt auf dem Weg einer empirisch motivierten Einsicht in die Unwahrscheinlichkeit der Interaktion besteht in der Art und Weise der Erhebung und Aufbereitung von Interaktion. Wenn es eine Gemeinsamkeit der Interaktionsanalyse über alle Schulen und Richtungen hinweg gibt, besteht sie darin, dass die Analyse von Interaktion auf Daten vom Typus der Audio- (und Video-)aufzeichnung⁹ konkreter Interaktionsereignisse angewiesen ist. Diese Feststellung ist in zweierlei Hinsicht aufschlussreich, die wir erläutern wollen, ohne dabei zu »methodisch« zu werden. Zum einen muss man das Votum für Aufzeichnungen vor dem Hintergrund alternativer bzw. komplementärer Zugänge zur Erforschung von Interaktion verstehen, und zum anderen muss man die Aufwertung der hörbaren sprachlichen Erscheinungsformen von Kopräsens nachvollziehen, die mit der Entscheidung für Daten in Form von Audio- (und Video-)aufzeichnungen von Interaktion verbunden ist. Wir gehen zunächst auf die zuletzt genannte Favorisierung *verbaler* Interaktion ein und kommen dann auf die Entscheidung für die Dokumentation von Interaktion in Form der Aufzeichnung zurück.

Das Interesse für genuine Daten, die Aufschluss über kopräsensbasierte Interaktion geben könnten, ist *zum einen* eng mit der Möglichkeit der Audioaufzeichnung von Gesprächen verbunden, also der Dokumentation von gesprochener Sprache durch Audiorekorder. Man kann auch sagen: Mit dem Sprechen-und-Zuhören, mit der Konfiguration von Kopräsens durch Sprache, werden Kopräsenssituationen in ihren akustischen Manifestationen auf eine neuartige Weise dokumentierbar, was sich dann im Nachhinein als Schlüssel für die Einsicht in die Unwahrscheinlichkeit der Interaktion und die Dekonstruktion des Kopräsensmythos erwiesen hat. Zwar gab es mit der Kamera auch schon früher die Möglichkeit der Dokumentation von Kopräsenssituationen.¹⁰ Aber die daraus resultierenden Daten haben lange vorrangig der Begleitung und Unterstützung der Aufzeichnung des Gesprochen-Gehörten gedient.¹¹ Der beste Beleg dafür ist das Konzept der »nonverbalen Kommunikation«, das sich wohl nicht trotz, sondern gerade wegen seiner Orientierung an der »Verbalität« als reine Ausschlussdefinition für all das verbreitet und durchgesetzt hat, was unter Kopräsensbedingungen neben dem Gesprochen-Gehörten noch wahrzunehmen ist. Es kommt hinzu, dass einer der innovativsten und erfolgreichsten Ansätze zur Interaktionsanalyse, die Konversationsanalyse, mit dem Telefongespräch eine Konfiguration von Kopräsens zum Gegenstand gemacht hat, die ausschließlich auf Hörbarkeit

beruht. Kopräsenz wird in diesem Fall dominant sprachlich manifest, so dass eine auf die Aufzeichnung des Hörbaren reduzierte Erhebungstechnik die sprachliche Konfiguration von Kopräsenz an einem besonders eindrücklichen Fall erfassen kann – wenngleich dabei die Besonderheit dieser Konfiguration von Kopräsenz noch zu reflektieren wäre (worauf wir noch zurückkommen).¹² Der Rückblick zeigt aber, wie sehr der Beginn der Interaktionsforschung durch die Beschäftigung und Dokumentation *sprachlicher* Interaktion geprägt ist. Die darin zum Ausdruck kommende Gleichsetzung von Kopräsenz mit verbaler Interaktion ist nicht trivial, weil sie die Konzentration vor allem auf solche Probleme der Interaktion begünstigt hat, die besonders stark durch Sprache geprägt sind – wie das schon erwähnte Problem des Sprecherwechsels, das zudem am Telefon in seiner sprachlichen Konstituiertheit markant hervortritt.

Zum anderen ist auch schon die oben thematisierte Entscheidung für die Dokumentation von Interaktion in Form der audiovisuellen Aufzeichnung nicht trivial. So gibt es bekanntermaßen auch andere Zugänge zur Interaktion, die auf Intuition, Alltagserfahrung, Erinnerung oder einer Mixtur aus dieser Art mehr oder weniger erfahrungsbasierter Introspektion eines an Kopräsenz interessierten Forschers oder einer entsprechend interessierten Forscherin beruhen und einer weitergehenden empirischen Grundlage entbehren.¹³ Näher an eine empirische Grundlegung führen dann schon Verfahren wie die teilnehmende oder intervenierende Beobachtung, mit denen sich Forschende auch lebenspraktisch und unter kaum ausschließbarem Handlungsdruck einer Kopräsenzsituation aussetzen (vom Lehnstuhl ins Feld) und die dabei gemachten Erfahrungen für die Forschung dokumentieren und aufbereiten. Aus ethnographischer Forschung dieser Art resultieren Aufzeichnungen unterschiedlichster Art, wozu längst nicht mehr nur Berichte, Tagebücher und Notizen gehören.¹⁴ Man könnte schließlich auch auf die Idee kommen, die an einer konkreten Kopräsenzsituation Beteiligten zu befragen, sei es durch Interviews, sei es durch Fragebogen, und auf diese Weise Daten generieren, die selbst Kommunikation dokumentieren (»Darstellungs-« vs. »Vollzugsmaterial«).¹⁵ Interaktionen im Fall von Interviews, lesbarkeitsbasierte Kommunikation im Fall von Fragebogen. Natürlich soll mit dieser Differenzierung von Zugängen nicht bestritten werden, dass nicht selten eine Kombination all dieser Zugangs- und Vorgehensweisen anzutreffen ist. Entsprechend sind in den neueren Methodendiskussionen in der Folge der Rezeption der Konversationsanalyse Methodenvielfalt und -ergänzung (insbesondere im Hinblick auf ethnographische Zugangsweisen) postuliert

worden. Audio- (und Video-)aufzeichnungen können gleichwohl nach wie vor als prinzipiell unverzichtbar gelten. Dieses Beharren auf Aufzeichnungen als einem Modus der registrierenden Datenkonservierung¹⁶ erscheint mit dem Postulat einer so wenig wie möglich durch Beobachtungsinteressen schon vorsortieren und -ausgewählten Datengrundlage forschungspraktisch gut motiviert. Methodologisch weiterführender ist aber der Effekt der Verfremdung, der mit der Erhebung von Daten in Form von Audio- (und Video-)aufzeichnungen verbunden ist und durch die Konfrontation mit solchen Daten provoziert wird. Tatsächlich entsteht schon mit der Audioaufnahme (und erst recht mit der Videoaufnahme) ein hoch künstliches Dokument, ein technisch voraussetzungsreiches Konstrukt, das die Vertrautheit mit der aufgezeichneten Situation auf wirksame Weise auflöst. Entgegen einer verbreiteten Unterstellung von »tape fetishism« oder Authentizitätsnostalgie« geht es nicht darum, eine Interaktionsepisode möglichst »naturgetreu« zu konservieren (wie es die Aufzeichnungssemantik in gewisser Weise nahelegt), sondern um ein »dekonstruktivistische[s] Manöver«, mit dem die fragliche soziale Wirklichkeit in einem neuen, so noch nicht wahrgenommenen Licht erscheint.¹⁷ Wer schon einmal die Aufnahme eines unspektakulären Alltagsgesprächs ohne eine irgendwie alltagsweltlich motivierte Neugier und ein irgendwie auf Bekanntheit beruhendes Interesse an den Beteiligten wieder und wieder abgehört hat, wird die Erfahrung machen, dass ihm oder ihr das Gehörte immer entstellter, fremder und verwunderlicher vorkommt. Diese Verfremdung muss ohne die Konfrontation mit Aufzeichnungen wahlweise durch theoretische Abstraktion (wie in der Systemtheorie), durch ein bewusstes Sich-dumm-Stellen gegenüber eingefahrenen Handlungsroutinen (wie in der Ethnomethodologie) oder durch eine bereits genügend unverständlich-»fremde« Gegenstandswelt (wie in der klassischen Ethnologie und -graphie) auf anspruchsvolle Weise erarbeitet werden. Auch das mehrfache Abhören von Interaktionsaufzeichnungen führt natürlich nicht wie von selbst zur Entdeckung der Probleme der Interaktion. Aber es provoziert gerade in seiner Künstlichkeit eine einzigartige Weise der Methodisierung. Der nächste elementare Schritt dazu ist die Transkription. Die Erfolgsgeschichte speziell der kalifornischen Konversationsanalyse ist eine Geschichte der Entdeckung von »Gesprächsdaten« in Form der Audioaufnahme und der nachträglichen Transkription des Gesprochen-Gehörten.¹⁸

III.

Landläufig versteht man unter dem Transkribieren einen Vorgang, bei dem (typischerweise sprachliche) Zeichen von einer (oftmals schriftlichen) Erscheinungsform in eine andere schriftliche Erscheinungsform übertragen werden. Das Ziel des Transkribierens ist also eine Umschrift, die Transkription. So kann z.B. ein Text für uns lesbar (gemacht) werden, den wir ansonsten nicht entziffern könnten, sei es, weil er in einer uns nicht vertrauten Schrift oder in einer unleserlichen Handschrift verfasst worden ist. Es kann aber z.B. auch ein Text für uns hörbar und aussprechbar gemacht werden, dessen lautliche Gestalt für uns verloren oder aus anderen Gründen noch nicht oder nicht mehr zugänglich ist. Das aus dem Fremdsprachenunterricht bekannte Internationale Phonetische Alphabet (IPA) ist eine Einrichtung, die solche Umschriften für alle Sprachen ermöglicht. Nichts davon trifft auf das in der Konversationsanalyse übliche Transkribieren gesprochener Sprache(n) in Form einer literalen Umschrift zu. Weder wird dadurch etwas verfügbar gemacht, was wir vorher nicht verstanden haben, noch wird dabei etwas umgeschrieben, was schon vorher geschrieben stand. Das in der Konversationsanalyse praktizierte und inzwischen mehr und mehr standardisierte Transkribieren gesprochener Sprache ist ein ganz und gar unpraktisches und lebenspraktisch entsprechend überflüssiges Unternehmen, bei dem auf den ersten Blick befremdlich anmutende Hybride zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit entstehen. Mit genuin (druck-)schriftlichen Mitteln wird dabei versucht, Facetten von Mündlichkeit zu erhalten und einen Eindruck von Mündlichkeit beim Lesen hervorzurufen bzw. zu suggerieren und zu inszenieren. Man kennt solche Versuche auch aus der Literatur, so etwa aus dem Drama z.B. mit der Figurenrede und entsprechenden Hinweisen auf die Sprechsituation (»(Sie pflückt eine Sternblume und zupft die Blätter ab, eins nach dem andern)«) und vielleicht auch auf die Sprechweise (»Margarete (*halblaut*). Er liebt mich – liebt mich nicht«), aus der Fingierung gesprochener Sprache in Erzählungen (»Nun«, sagte ich, »wenn ich ein Taugenichts bin, so ist's gut, so will ich in die Welt gehen und mein Glück machen.«) und auch aus der sogenannten Mundartdichtung (»med ana schwaozzn dintn«). Im Gegensatz dazu orientiert sich die konversationsanalytische Transkription nicht an Phantasie und Erinnerung, sondern an der Ton- oder Videoaufnahme des Gesprochen-Gehörten. Ohne auf eine phonetische Umschrift zurückzugreifen, soll das Gesprochen-Gehörte möglichst so wiedergegeben werden, dass der mündliche Charakter des Sprechens-und-Zuhörens erhalten bleibt, genauer

gesagt: beim Lesen der Transkription unübersehbar wird. Dafür müssen die schriftorientierten Regeln der Interpunktion und Orthographie außer Kraft gesetzt und eine Reihe von Konventionen muss eingeführt werden, mit denen insbesondere Eigentümlichkeiten des Sprechens wie die Sprechgeschwindigkeit, die Betonung und weitere Besonderheiten des Tons und der Stimme, Abbrüche und Neustarts beim Sprechen, aber z.B. auch das gleichzeitige Sprechen mehrerer Sprecher:innen mit und durch Schrift dargestellt werden können. Die Praxis des Transkribierens kann heute auf eine jahrzehntelange Phase der Entwicklung und Verfeinerung zurückblicken, in die bereits Beobachtungen und Ergebnisse konversationsanalytischer Forschung auf vielfache Weise eingeflossen sind.¹⁹ Der Anfangsphase des Transkribierens, die in der Forschungssozialisation individuell nachvollzogen werden kann, haftet dagegen noch der Reiz an, mit dem Transkribieren den mit der Datenerhebung gegangenen ersten Schritt zur Verfremdung in der Datenaufbereitung gewissermaßen noch einmal zu forcieren. Das Transkribieren besteht ja gerade in dem Zwang zum detailgenauen Hinhören, der zum zigmalig wiederholten Abhören der fraglichen Aufnahmesequenz führt. Das fängt schon damit an, den Wortlaut möglichst authentisch zu erfassen, und führt wie von selbst zur Entdeckung immer weiterer Details des Sprechens-und-Zuhörens. Es ist in gewisser Weise das, was beim schnellen (Motiv-)Verstehen der Beteiligten zwar gehört und auch ausgewertet, aber in der Regel eben gar nicht bewusst wahrgenommen wird. Das Transkribieren bürstet dieses schnelle (Motiv-)Verstehen gegen den Strich²⁰ und ist damit, wie oft betont worden ist, der erste Schritt auf dem Weg zur Entdeckung eines relevanten Phänomens. In diesem Sinn wirft das Transkribieren viel mehr Fragen auf, als es beantwortet. Es versorgt die, die transkribieren, mit einer Überfülle an neuartigen Eindrücken von dem, was in der scheinbar so alltäglich-selbstverständlichen Welt der verbalen Interaktion fragwürdig und erklärenswert sein könnte.

In ihrer Einleitung in die Herausgabe ausgewählter Aufsätze von Gail Jefferson, die zur konversationsanalytischen Gründergeneration der frühen Jahre gehört, betonen Jörg Bergmann und Paul Drew die enorme Bedeutung des entdeckenden Transkribierens in anschaulichen Worten:

The process of transcribing requires the closest – one might say, intimate – acquaintance with the very intricate, complex, and often »messy« detail of talk-in-interaction. Transcription requires the closest attention to the most minute details of talk, in the first instance for their own sake. The transcriber attempts to capture, in written form, the details of precisely how

things are said, without yet knowing what will emerge from these details, what the details will amount to, or in what way the details will turn out to be significant or will matter for the analysis of those data. In listening for and transcribing the extraordinary complexity of what is often referred to as ordinary social talk, Jefferson was alerted to a great range of what she came to regard as the most significant interactional phenomena and practices.²¹

Wenn man diese Beschreibung ernst nimmt und ahnt, wie das Transkribieren die ersten konversationsanalytischen Entdeckungen animiert und beflügelt hat, ist es nicht verwunderlich, dass Gail Jefferson auch und gerade mit ihren Transkriptionsarbeiten maßgeblich an der Konstitution des »turn taking« als eines der zentralen Gegenstände konversationsanalytischer Forschung beteiligt war. Außerdem sieht man die Arbeit des Transkribierens dann nicht als lästige Pflichtübung der »Datenaufbereitung«, sondern als einzigartigen Schritt hin zur Explikation relevanter Analyseperspektiven. Wir sehen darin einen starken Auslöser für die Einsicht in die Unwahrscheinlichkeit der Interaktion.

Dabei darf man nicht vergessen, dass die Konversationsanalytiker:innen der ersten Stunde nicht der Linguistik angehörten (sondern der Soziologie) und dass sie kein spezielles Interesse an Sprache hatten (sondern an Alltagsinteraktion). Das sieht man heute noch am Prinzip der »Lesbarkeit des Transkripts«. Damit ist gemeint, dass die »Transkription [...] auch für Nicht-Linguisten lesbar sein [soll]«. ²² Auch wenn die Notationskonventionen mit den Jahren und auf der Grundlage der Beobachtungen und Ergebnisse immer differenzierter, formbezogener und linguistisch informierter geworden sind, haftet dem gesprächsanalytischen Transkribieren bis heute das Abenteuer an, eine in vielen Jahrhunderten für die Bedürfnisse der Kommunikation mit und durch Texte geschaffene Schriftsprache auf das gesprochene Wort im Gespräch anzuwenden. In das Medium der Schriftsprache übertragen, kehrt das gesprochene Wort dann gleichsam entstellt und entfremdet zurück. Alle, die ihre eigene Rede und Sprechweise in Alltagsgesprächen schon einmal transkribiert vor sich gesehen haben und dabei auf Pausen, auf »ähs« und »hms«, auf Satzabbrüche, Wiederholungen und Stockungen gestoßen sind, können davon ein Lied singen. Das Transkribieren leistet damit eine Stillstellung und zur Zurschaustellung des Gesprochenen, die die Aufmerksamkeit auf Probleme der Interaktion lenkt. Genau dazu bedarf es der Transkription und des mit ihr einhergehenden Verfremdungsaspektes, der sich weitgehend der Schrift verdankt und fast wie von selbst die Aufmerksamkeit auf die

Wunder und Wunderlichkeiten des Sprechens-und-Zuhörens lenkt. Erst in der durch und mit Schrift(-lichkeit) erreichten Dokumentation wird sichtbar, wie wenig selbstverständlich die gesprochene Alltagsinteraktion ist. Die Konversationsanalyse beutet diesen Effekt für analytische Zwecke und Anforderungen der von ihr kultivierten Art und Weise der Beobachtung aus. Sie entdeckt darin einen genuinen Forschungsgegenstand und hat ihre Transkriptions- und Notationskonventionen immer mehr und immer stärker den damit einhergehenden Rekonstruktionsanforderungen angepasst, was sich im Prinzip der »Relevanz« manifestiert, demzufolge beim Transkribieren solche Phänomene in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rücken, die sich in der Entdeckung und Erforschung des Gegenstands der sozialen Interaktion als bedeutsam erwiesen haben. Entsprechend früh wurden mit dem Interesse am Sprecherwechsel Notationskonventionen für das überlappende Sprechen entwickelt und verfeinert, während erst in den letzten Jahren mit der Einbeziehung der Multimodalität der Interaktion Aspekte des visuell Zugänglichen auf der Grundlage von Videoaufzeichnungen notiert werden. Ein ähnlicher Beleg ist der Übergang zum Prinzip einer »formbezogenen Parametrisierung« interessierender Phänomene, dem folgend Sprechweisen nicht (mehr) mit (halb-)interpretativen Kommentaren (wie z.B. »empört«) wiedergegeben werden, sondern mit einer Identifizierung derjenigen prosodischen Phänomene, die eine solche Interpretation auslösen. Die Liste dieser (Weiter-)Entwicklungen des gesprächsanalytischen Transkribierens ließe sich vermehren. Es sollte aber auch so klar geworden sein, wie Forschung und Transkription hier ineinandergreifen und wie dabei die einfache Lesbarkeit der frühen Transkriptionen z.T. erheblich eingeschränkt wird, so dass im Endeffekt ein Text entsteht, der sich aufgrund seiner speziellen Notationskonventionen dem schnellen und routinisierten Lesen verweigert.

Es haftet der Idee des Transkribierens nach wie vor an (und steckt schon in der Rede von der Umschrift), dass die Transkription einen bloß sekundären, nachträglichen Charakter hat. Das ist nicht ganz falsch, wenn man daran denkt, dass es die Transkription des Gesprochen-Gehörten nicht geben würde, wenn es nicht irgendwann eine Interaktionsepisode gegeben hätte, in der die fraglichen Äußerungen aufgetreten wären, und nicht bereits zuvor jemand auf die Idee gekommen wäre, das fragliche Gespräch aufzuzeichnen. Die Transkription ist also, was ihren Status als Datum betrifft, ein echtes Sekundärdokument. Gleichwohl hat diese Vorstellung des bloß Sekundär-Nachträglichen der Transkription etwas Irreführendes, weil mit der Transkription etwas Neues in die Welt kommt, was es vorher nicht gegeben hat.

Man weiß inzwischen in der Phonetik, aber auch in der Linguistik der Alphabetschrift (und des Schriftspracherwerbs) sehr gut darüber Bescheid, wie sehr mit der (Alphabet-)Schrift die auditive Wahrnehmung von Sprachschall nicht nur geschult, sondern überhaupt erst kreiert wird. Die Transkription gesprochener Sprache hat deswegen nicht nur konservierenden, sondern eben auch produktiv-schöpferischen Charakter, was im Übrigen nicht nur für das linguistische Transkribieren oder die Anwendung der IPA, sondern auch schon für Darstellungen von (Sprach-)Schallwellen in Form von Oszillogrammen und Spektrogrammen gilt, mithilfe derer man z.B. gerne die physiologischen und akustischen Grundlagen der Phonetik illustriert.²³ Es geht in allen diesen Fällen zunächst um nicht mehr und nicht weniger als darum, die Welt des (Mit-)Gehörten auf eine neue Weise *sehen und lesen* zu lernen. Je erfolgreicher solche Modelle sind, desto mehr wirken sie dann auf die auditive Wahrnehmung des Gehörten selbst zurück: Wer die entsprechende Zeile in der Transkription gelesen hat, wird kaum umhinkönnen, die transkribierte Äußerung auch zu »hören«, wenn der Ton abgespielt wird (und die Transkription korrekt ist). Die Alphabetschrift, die vielleicht das erfolgreichste Modell dieser Art ist, lebt nicht zuletzt davon, dass sie suggeriert, dass mit ihr (bloß) aufgeschrieben wird, was zuvor gesprochen wurde – ein Mythos der Alphabetschrift, der inzwischen viel kommentiert worden ist²⁴ und von dem auch das gesprächslinguistische Transkribieren lebt. Anders als das literarische Fingieren von Mündlichkeit beruht das gesprächsanalytische Fingieren von Mündlichkeit allerdings nicht auf der Erinnerung an Gehörtes, nicht auf einer besonderen Vorstellungskraft von Oralität und auch nicht auf poetischem Gestaltungs- und Stilisierungsvermögen, sondern auf dem prinzipiell unendlich wiederholbaren Abhören der Tonaufzeichnung mittels eines Aufnahmegerätes (Rekorders). Die Audioaufnahme ist es, an der sich die gesprächsanalytische Transkription bewähren muss. Von dieser Orientierung am nicht nur einmal, sondern vielfach, nicht nur von einer Hörerin oder einem Hörer, sondern von vielen Hörerinnen und/oder Hörern Gehörten leben die Prinzipien des gesprächslinguistischen Transkribierens. Es wäre verheerend für die Konversationsanalyse und ihre Daten, wenn sie von diesem methodischen Credo der Transkription als eines Sekundärdokumentes abrücken wollte. Es wäre aber auch naiv, wenn man übersehen wollte, dass und wie das Lesbarmachen des Gesprächs mit der Transkription ein künstliches Konstrukt schafft, das die aufgezeichnete Gesprächssituation in vielfacher Hinsicht verzerrt – und auf genau diese Weise dazu beigetragen hat, einen bis dato unbemerkten Gegenstand zu entdecken und zu konstituieren.

IV.

Im Rückblick zeigt sich deutlich, dass und wie eine neue Technologie der Datenerhebung (der Audiorekorder, mit dem sich Telefongespräche aufzeichnen und praktisch unbegrenzt wiedergeben lassen) und eine darauf beruhende Technologie der Datenaufbereitung (die Transkription der Details des Gesprochenen, die auf der Möglichkeit der zigfachen Wiedergabe beruht) dazu beigetragen haben, einen Gegenstandsbereich zu entdecken, den es zuvor so nicht gab. In den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts bedeutete es tatsächlich etwas Neues und Ungewohntes, sich mit Tonbandaufzeichnungen von (Telefon-)Gesprächen zu beschäftigen, sich diese Aufzeichnungen immer wieder anzuhören und dann damit zu beginnen, das vielfach Gehörte in einer bis dahin nicht bekannten Form möglichst nah am Gehörten wie oben beschrieben zu verschriftlichen (transkribieren). Man benutzte also die Technologie des Audiorekorders, um damit einen neuen Typus von Sekundärdaten zu gewinnen, der sich schnell gegenüber dem Primärdokument der Aufzeichnung verselbständigte. Es erinnert das an die bei Thomas Kuhn im Rückblick auf die Wissenschaftsgeschichte der Naturwissenschaften beschriebene Konstitution eines neuen Paradigmas. Im Fall der Konversationsanalyse war die neue Praxis der Datenherstellung, das Transkribieren, offenbar »neuartig genug [...], um eine beständige Gruppe von Anhängern anzuziehen, die ihre Wissenschaft bisher auf andere Art betrieben hatten«. ²⁵

Diejenigen, die auf diese Weise angefangen hatten, Gespräche mitzuschneiden und zu transkribieren, fanden diese neuartige Praxis offenbar aufregend genug, um sich darauf vertiefend einzulassen. ²⁶ Dazu kam das, was nach Thomas Kuhn die »Offenheit« eines neuen Paradigmas ausmacht: Mit den Transkriptionen wurde nicht nur viel mehr möglich an neuen Beobachtungen. Zugleich wurde viel mehr fraglich und problematisch, als man auf Anhieb überschauen konnte. Der Umgang mit Transkriptionen war deshalb offen genug, »um der neuen Gruppe von Fachleuten alle möglichen ungelösten Probleme zu stellen«. ²⁷ Transkriptionen erwiesen sich als Auslöser für die Einsicht in die mit dem Sprechen-und-Zuhören bearbeiteten Anforderungen. Alles das, was Gesprächsteilnehmer:innen im Verlauf einer Interaktion tun, ohne es überhaupt zur Kenntnis zu nehmen, wurde damit fraglich und erklärungsbedürftig im Sinne des Aufbrechens der unhinterfragten Gewohnheiten der Interaktionsroutine. Dazu zählt schon die Frage, wie Gesprächspartner:innen es überhaupt fertigbringen, dass sie nicht ständig zur gleichen Zeit reden, sondern sich tatsächlich über weite Strecken sehr systematisch

beim Reden und Zuhören abwechseln. Die, die Gefallen daran gefunden hatten, Gespräche aufzuzeichnen und zu transkribieren, und anfangen, sich als Konversationsanalytiker:innen zu verstehen und zu bezeichnen, entdeckten auf einen Schlag alle möglichen »Probleme«, über die wir im Gesprächsalltag normalerweise nicht nachdenken, die wir aber gleichwohl alltagspraktisch lösen. Dafür ist das Problem der Gesprächsbeendigung ein prominentes Beispiel. Emanuel Schegloff und Harvey Sacks haben es in einer ihrer ersten bahnbrechenden Arbeiten auf der Grundlage erster Einsichten in den Sprecherwechsel entdeckt.²⁸ Wenn es, vereinfachend gesagt, stimmt, dass *nach* dem Sprecherwechsel *vor* dem Sprecherwechsel ist, stellt sich analytisch das Problem, wie Gesprächsbeteiligte aus diesem rekursiven Prozess des Sichabwechselns überhaupt wieder herauskommen können, ohne willkürlich das Gespräch abubrechen. Es muss, anders gesagt, eine Vorrichtung geben, die es erlaubt, dass dieser Sprecherwechselmechanismus auf eine geregelte Weise ausgesetzt werden kann, ohne dass ein nächster »turn« erwartet werden kann bzw. werden muss. Dafür gibt es die Einrichtung des aus einer Paarsequenz bestehenden »terminal exchange«, der seinerseits in einem nicht unaufwendigen Prozess der Eröffnung der Beendigung vorbereitet werden muss (der dem besagten Artikel den Namen gegeben hat: »Opening up Closings«). Ohne hier weiter in die Details des Beendigens von Gesprächen zu gehen, ist es aufschlussreich, wie Schegloff und Sacks die Art von »(Beendigungs-)Problem« eingeschätzt haben, mit der sie es hier (erstmal) zu tun hatten. In einer eher beiläufig-ergänzenden (und um einen eingeklammerten Zusatz ergänzten) Randbemerkung arbeiten sie sich daran ab, dass sie ein »Problem« entdeckt haben, das den Beteiligten in der Regel nicht bewusst ist und das sie als solches gar nicht zur Kenntnis nehmen oder sonst wie reflektieren, das aber gleichwohl kein künstliches Beobachterkonstrukt ist, sondern sehr wohl ein »Problem« der Teilnehmenden:

In the ensuing discussion [...] it should be clearly understood that the ›closing problem‹ we are discussing is proposed as a problem for conversationalists; we are not interested in it as a problem for analysts except insofar as, and in the ways, it is a problem for participants. (By ›problem‹ we do not intend puzzle, in the sense that participants need to ponder the matter of how to close a conversation. We mean that closings are to be seen as achievements, as solutions to certain problems of conversational organization. While, for many people, closing a conversation may be a practical problem in the sense

that they find it difficult to get out of a conversation they are in, that problem is different from the problem of closing that we are concerned with. [...])²⁹

Das Zitat belegt, dass es um eine bestimmte Perspektive auf das Gesprächsgeschehen geht (»problems of conversational organization«), aus der heraus (auf einmal) explikations- und erklärungsbedürftig wird, was den Teilnehmenden gar nicht auffällt als problematisch, wenn sie nicht gerade in praktischer Hinsicht damit zu tun haben (weil sie z.B. ein praktisches Problem damit haben, aus einem konkreten Gespräch herauszukommen). Beendigungen sind deshalb Leistungen im Hinblick auf eine Aufgabe und Lösungen für ein Problem (»achievements«, »solutions to [a] certain proble[m]«), das der konversationsanalytische Beobachter bzw. die entsprechende Beobachterin entdeckt hat als ein typisches Problem konversationeller Organisation – auch wenn es den Beteiligten als solches nicht bewusst ist. Dass die Gesprächsbeendigung nicht nur in speziellen Fällen, sondern *immer* ein Problem ist, muss man tatsächlich erst zu sehen lernen.

In diesem Sinn geht es über das Beendigungsproblem hinaus in der Konversationsanalyse um alle möglichen Probleme, die damit anfangen, dass Gespräche nicht nur beendet, sondern auch eröffnet und aufrechterhalten werden müssen, und z.B. damit zu tun haben, dass wir uns nicht nur abwechseln, sondern dabei zugleich unsere Beiträge auch so gestalten, dass sie sich als Beiträge zu Gesprächsthemen verstehen lassen. Die Konversationsanalyse hat diese Probleme nicht interaktionstheoretisch abgeleitet und vorgegeben, sondern in der Auseinandersetzung mit den Daten (»from the data themselves«)³⁰ – und d.h. im Erstellen und im Arbeiten mit den Transkriptionen – entdeckend rekonstruiert. In diesem Ineinandergreifen von Empirie und Theorie besteht die konversationsanalytische Innovation und der Grund der außergewöhnlichen Erfolgsgeschichte dieses Ansatzes. Der konversationsanalytische Problembegriff bringt das auf empirisch gehaltvolle Begriffe, was Luhmann die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation nennt und worauf wir jetzt auch theoretisch noch näher eingehen wollen.

V.

In einem seiner früheren Aufsätze, dessen Grundgedanken auch in späteren Arbeiten in fast unveränderter Form wieder auftauchen, verweist Luhmann auf eine allgemeine »theoretische Intention«, die er mit »einer These der Unwahrscheinlichkeit« verbindet.³¹ Was ist damit gemeint? Ausgangspunkt ist

die Unterscheidung zweier Theorieoptionen. Während die eine darin besteht, nach den »Möglichkeiten der Verbesserung der Verhältnisse« zu fragen, geht es bei der anderen (und favorisierten) Option »um eine theoretische Vorfrage aller Verbesserungen«, die sich darauf richtet, wie überhaupt die Verhältnisse, so wie sie sind, möglich und wahrscheinlich werden konnten. Sie, die relevante Option, »beginnt« deshalb »mit einer These der Unwahrscheinlichkeit« sozialer Ordnung, so dass zuallererst die Frage auftaucht, »wie Zusammenhänge, die an sich unwahrscheinlich sind, dennoch möglich, ja hochgradig sicher erwartbar werden«. Es geht in genau diesem Sinne darum, »die Routineerwartungen und die Sicherheiten des täglichen Lebens« weitgehend aufzulösen, wozu es »einer sozusagen contra-phänomenologischen Anstrengung« bedarf. Nur dann lässt sich behaupten, dass Kommunikation unwahrscheinlich ist, »obwohl wir sie jeden Tag erleben, praktizieren und ohne sie nicht leben würden.« Ein wichtiger Schritt hin zum Begreifen dieser »unsichtbar gewordenen Unwahrscheinlichkeit« besteht darin, »Kommunikation nicht als Phänomen, sondern als Problem« aufzufassen.³²

Luhmann führt das in dem vorliegenden Aufsatz auf allgemeine Weise am Beispiel dreier Grundprobleme der Kommunikation vor Augen, die so gewählt sind, dass sie auf drei »Einrichtungen« verweisen, die es möglich machen, dass diese Grundprobleme überwunden werden können. Die drei Grundprobleme begründen jeweils einen eigenen Typ von Unwahrscheinlichkeiten, die sich wechselseitig verstärken: eine Unwahrscheinlichkeit des *Verstehens* (wieso sollte überhaupt einer verstehen, was der andere meint), eine Unwahrscheinlichkeit des *Erreichens* Anderer, wenn Kommunikation den Kreis Anwesender überwinden können soll, und eine Unwahrscheinlichkeit des Erfolgs der Kommunikation im Sinne des Annehmens und des *Erfolgs* der damit verbundenen Setzungen. Auf diese drei Probleme reagiert, so die allgemeine These, die Entwicklung der »Medien«: mit *Sprache* auf das Problem des Verstehens, mit *Verbreitungsmedien* auf Probleme der Erreichbarkeit und mit *symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien* auf das Problem des Erfolgs. Medien können auf diese Weise erklären helfen, wie die Unwahrscheinlichkeiten der Kommunikation durch und mit Kommunikation immer wieder überwunden und in diesem Sinne geheilt werden können, anstatt als Schwellen der Entmutigung Kommunikation gar nicht erst zustande kommen zu lassen. Damit sind die theoretischen Grundlinien einer allgemeinen Theorie der Medien- und Gesellschaftsdifferenzierung bestimmt, die »ein breit ausgezogenes Forschungsprogramm« hervortreten lassen. So elegant die Systematik von Problemexplikation und Mediendifferenzierung entwi-

ckelt wird, so deduktiv und abstrakt wirkt freilich auch die Umsetzung der Unwahrscheinlichkeitsthese.

Im Gegensatz dazu tritt die hier in den Mittelpunkt gerückte Unwahrscheinlichkeit der Interaktion auf eine höchst anschaulich-konkrete Weise hervor. Das hat damit zu tun, dass sie sich nicht auf das Gesamte dessen bezieht, was Kommunikation und Gesellschaft ausmachen, sondern nur auf den eingeschränkten Bereich der Kommunikation unter Anwesenden, d.h. der kopräsenzbasierten Interaktion. Und vor allem hat es damit zu tun, dass die Unwahrscheinlichkeit der Interaktion nicht einer abstrakten Theorieoption folgt, sondern einer methodisierten Fremdheitserfahrung im Umgang mit aufwendig erhobenen und aufbereiteten Daten. Die »contra-phänomenologisch[e] Anstrengung«, von der Luhmann spricht (s.o.), ist im Fall der Konversationsanalyse empirisch motiviert im Umgang mit einem auf spezifische Weise erhobenen und aufbereiteten Datenmaterial. Vor allem die Transkription hat sich im Nachhinein als ein Auslöser für die Explikation von Problemen erwiesen. Beobachtete und transkribierte Erscheinungsformen von Interaktion (und sei es nur ein Räuspern, oder besser gesagt: *gerade* ein Räuspern) verlangen danach, entdeckend zu erklären, auf welches Problem sie reagieren. Hermeneutisch formuliert ist es der Konversationsanalyse gelungen, die Fragen zu finden und zu formulieren, auf die die Transkriptionen in ihren Details immer schon die Antworten liefern. In diesem Sinne kommen Probleme in großer Zahl an die Oberfläche, sobald die Transkriptionsmaschine einmal in Gang gekommen ist. Mit der kalifornischen Folkrockgruppe *We Five*, deren Sängerin Beverly Bivens in einer Videoaufnahme ihres Songs *You Were On My Mind* voller Freude und Ausgelassenheit singt: »I got troubles, whoa-oh, I got worries, whoa-oh«,³³ mag man sich die Konversationsanalytiker:innen vorstellen, wie sie im Angesicht ihrer Transkriptionen jubeln: »I got problems, whoa-oh, I got problems, whoa-oh«. Vor dem Hintergrund von mehreren Jahrzehnten konversationsanalytischer Forschung ist es heute vergleichsweise einfach, diese Probleme zu explizieren und zu systematisieren als Probleme des Anfangens und Aufhörens (Wann geht's los? Wann hört's auf?), des Sichabwechselns (Wer kommt als Nächste oder Nächster?), der Themenwahl und -bearbeitung (Was kommt als Nächstes?), der Selbst- und Fremddarstellung (Wer sind wir?), der Situierung (Wo sind wir?) und der Rahmung (Was geht hier vor?). Der Prozess der Problemexplikation ist damit nicht schon vollumfänglich abgeschlossen, zumal man sehen muss, dass sich hinter diesen »big six« der Konversationsanalyse unzählige Unter- und Unterunterprobleme verstecken, sobald man einmal anfängt, sich näher mit ihnen

zu beschäftigen (worauf wir in diesem Kapitel noch zurückkommen). Im vorstehenden Zusammenhang kommt es darauf an, dass vor dem Hintergrund in die Einsicht dieser Probleme die Alltagsroutine und Selbstverständlichkeit der Interaktion zugunsten des Axioms der Unwahrscheinlichkeit der Interaktion in verschiedenen Richtungen aufgelöst werden kann: kopräsenzbasierter Interaktion erscheint als höchst problematische, stets vom Scheitern bedrohte, überaus riskante, mit einem Wort: höchst unwahrscheinliche Kommunikation, die vor Problemen nur so wimmelt. Es dürfte kein Zufall sein, dass diese Einsicht in die Unwahrscheinlichkeit der Interaktion auf der Grundlage verbaler Daten zustande gekommen ist. Die Konfiguration von Kopräsenz durch Sprache darf man sich als einen wesentlichen Problemlösungsschub für Interaktion vorstellen, mit dem Kopräsenz auf eine Weise möglich und wahrscheinlich geworden ist, wie es vor der Errungenschaft von Sprache undenkbar gewesen sein dürfte. Die Aufgaben, die wir dazu noch skizzieren werden, machen deshalb auf Probleme aufmerksam, die dazu beigetragen haben, Sprache so zu entwickeln und zu formen, dass sie mit den neuen Herausforderungen einer immer weitergehenden sprachlichen Konfiguration von Kopräsenz zurechtkommen und Schritt halten konnte. Die Grammatik und das Lexikon natürlicher Sprachen sind der Ausdruck dieser Formentwicklung.

Wenn man allerdings an phylo- und ontogenetisch frühe Formen von Kopräsenz herankommen will, muss man die fraglichen Probleme der Interaktion so formulieren, dass damit der Anspruch erhoben werden kann, hinter das Auftauchen von Sprache und die Konfiguration von Kopräsenz durch Sprache zumindest perspektivisch zurückzutreten. Man sieht dann sofort, dass es Problemstellungen gibt, die eng an die Entwicklung und den Einsatz von Sprache geknüpft sind. Hierhin gehören offenkundig der Sprecherwechsel und die Themenorganisation, also die Aufgaben des Sichabwechselns und des Beitragens zu einem Thema. Und man sieht auch in den anderen Fällen, dass sich Gestalt und Charakteristik der Aufgabenstellung verändern, sobald – und in dem Maße, in dem – Sprache bei der Erledigung dieser Aufgaben im Spiel ist. Schließlich kommt hinzu, dass unser Modell der »big six« empirisch nur für den rezenten Bereich der verbalen Interaktion gedeckt ist. Wenn wir Probleme formulieren wollen, die auch mit Blick auf phylogenetisch frühe Formen von Kopräsenz plausibel sein sollen, müssen wir zwangsläufig über den engen Forschungsstand der Konversationsanalyse und Gesprächsforschung hinausgehen. Wir wollen dazu mit der Besprechung einer Aufgabe beginnen, die in der einschlägigen Forschung lange vernachlässigt worden ist, weil sie die

vielleicht am wenigsten durch Sprache geprägte Aufgabe darstellt. Das ist die Aufgabe der Situierung.

Das Problem der Situierung: Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation

Das Problem der Situierung besteht in der Verankerung von Kopräsenz in der sinnlich wahrnehmbaren Umgebung der Anwesenden.³⁴ Dieses Problem hat, wie wir in diesem Abschnitt erläutern werden, sehr viel mit Raum und Räumlichkeit zu tun und ist als eigenständiges Problem in der Konversationsanalyse und Gesprächsforschung lange nicht gesehen worden.³⁵ Es ist der »Interaktionsraum«, um dessen Herstellung es bei der Situierung geht. Die Situierung hat bis heute im Schatten anderer Probleme gestanden, die mit der Prozessualität der verbalen Interaktion zu tun haben. Dass Kopräsenz mit der »Sequentialität« der Interaktion eine eigene soziale Zeitlichkeit entwickelt hat, ist schon früh gesehen und empirisch wie theoretisch weiterentwickelt worden. Dass sie auch eine eigene Räumlichkeit hat, ist erst in den letzten rund fünfzehn Jahren unter dem Schlagwort des Interaktionsraums vermehrt erforscht worden. Wir werden unsere Bemerkungen zur Situierung deshalb mit einem kurzen Rückblick auf die Wiederentdeckung des (Interaktions-)Raumes einleiten, bevor wir darauf eingehen, dass die Situierung als Interaktionsproblem eine eigene grundlegende Unwahrscheinlichkeit der Interaktion begründet. Diese Unwahrscheinlichkeit reicht nicht zufällig an den Übergang von individueller Wahrnehmung zu sozialer Kopräsenz heran, insofern es zunächst um einen Raum für wechselseitig geteilte Aufmerksamkeit geht.

Eine nähere Betrachtung der Situierung führt darauf, dass der Interaktionsraum analytisch differenziert werden kann in einen Wahrnehmungs-, Bewegungs- und Handlungsraum. Die Aufgabe der Situierung umfasst entsprechend mit der Herstellung des Interaktionsraums die Schaffung von Wahrnehmungsräumen (Ko-Orientierung), Bewegungsräumen (Ko-Ordination) und Handlungsräumen (Ko-Operation). Auch wenn diese Räume empirisch in der Regel ineinander übergehen, ist es weiterführend, sie analytisch zu differenzieren. Wie wir zeigen wollen, dürfte im Übergang zur Ko-Operation der Schlüssel zur Entfaltung der uns bis heute geläufigen Interaktionsprobleme gelegen haben. Ko-Operation ist auch ohne Sprache (bis heute) möglich, aber es liegt auf der Hand, dass von hier aus weitere Anforderungen an Profil gewinnen, die mit der Markierung und Inszenierung der

Grenzen der Interaktionsepisode zu tun haben (Eröffnung und Beendigung), mit dem Sichabwechseln und dem Beitragen zum Bezug auf Welt (Sprecherwechsel und Themenorganisation) und mit der Selbstvergewisserung als Handlungskollektiv im kommunikativen Haushalt von Gemeinschaft und Gesellschaft (Selbst- und Fremddarstellung sowie Rahmung). Als sich allmählich profilierende Interaktionsprobleme dürften diese Folgeanforderungen der Ko-Operation die Schrittmacher der Evolution des Sprechens-und-Zuhörens sein.

I.

Wann immer Kopräsenz zustande kommt, impliziert das eine interaktive Verarbeitung sinnlicher Wahrnehmung. Das fängt mit der für Kopräsenz konstitutiven Reflexivität der Wahrnehmung der Beteiligten an: Mit dem Wahrnehmen des Wahrgenommenwerdens läuft die Interaktion an, indem sie individuelle Wahrnehmungsakte überführt in eine genuin soziale Situation wechselseitig geteilter Aufmerksamkeit. Damit ist offenkundig ein Prozess der Selektion verbunden, der vieles ausschließt, was die Beteiligten noch wahrnehmen und weiter wahrnehmen könnten, und manches einschließt, was die Beteiligten nur aufgrund dieser Beschränkung (und Konzentration) weiterverfolgen können. Ein wesentlicher Bestandteil der interaktiven Verarbeitung von Wahrnehmung besteht also in der Selektivität des Zugriffs, abstrakter gesagt: in der Reduktion der Komplexität des für die Beteiligten aufgrund ihrer Sinnesorgane Wahrnehmbaren. In jeder Interaktion muss entsprechend auf irgendeine Weise geklärt werden, was in einer konkreten Situation der Begegnung aus der Fülle des sinnlich Wahrnehmbaren (Sicht-, Hör-, Greif- und Tast-, Riech- und Schmeckbaren) auch tatsächlich für das (weitere) Zusammensein relevant werden soll – und was bis auf Weiteres außen vor bleiben kann. Wir nennen diese Aufgabe Situierung, weil sie dazu beiträgt, Kopräsenz mit den als relevant erachteten Aspekten der Situation zu verbinden und die Interaktion entsprechend situativ zu verankern. Das *Zeigen*, mit dem sich Gesprächsbeteiligte auf etwas in ihrer wahrnehmbaren Umwelt aufmerksam machen, ist vielleicht der auffälligste Ausdruck dieser Art von Situierung und situativer Verankerung. Zeigen hat unmittelbar mit Wahrnehmung zu tun; es ist das Medium wechselseitig geteilter Wahrnehmungen, in dem Aspekte der Umgebung überhaupt für die Interaktion relevant werden können. Zeigegesten und -ausdrücke (Deiktika) sorgen dafür, dass Wahrnehmungen selbst wahrnehmbar werden. Es hat deshalb den Anschein, als ob sie

»indexikalisch« auf die Situation zurückverweisen würden, in der sie geäußert werden. Tatsächlich tragen sie aber maßgeblich dazu bei, dass so etwas wie eine Situation überhaupt zustande kommt. Situierung meint deshalb streng genommen nicht die Verankerung in einer bereits zur Verfügung stehenden Situation (auf die sich zeigen ließe), sondern die Herstellung der zur Interaktion passenden Situation (durch Zeigen). Situative Verankerung schafft also erst die Art von situativem Hintergrund, der gerade interaktiv benötigt wird.

Diese Richtigstellung mag kleinlich erscheinen, vielleicht auch nach einer überflüssigen Verkomplizierung des Sachverhalts klingen. Sie ist aber notwendig, wenn man dem Mythos Kopräsenz entgehen will; zu diesem Mythos gehört die Annahme einer gegebenen Raum-Zeit-Stelle, auf die die Anwesenden im Sinne der »Sprechsituation« zurückgreifen können (Raum-Zeit-Apriori).³⁶ Entsprechend sind die Situation und mit ihr der Interaktionsraum oftmals eher vorausgesetzt als untersucht worden.³⁷ Das gilt konzeptionell mit wenigen Ausnahmen für die linguistische Pragmatik, wie man speziell daran studieren kann, wie anknüpfend an Karl Bühler der Raum- und Ortsbezug des Sprechens- und Zuhörens als Aspekt der Sprechsituation kanonisiert worden ist. Als vorausgesetztes »Hier« des Sprechenden bildet dieser Raum- und Ortsbezug bekanntlich eines der drei Fundamente der »Origo«,³⁸ die für das Verstehen sprachlicher Ausdrücke eine grundlegende Bedingung darstellt. Entdeckt und erforscht wurde diese Grundbedingung natürlicher Sprachen nicht zufällig am Beispiel der Deixis, und bis heute reißen die Versuche nicht ab, das von Bühler pionierhaft in die Sprachbetrachtung eingeführte »Zeigfeld der Sprache« theoretisch und empirisch zu fassen.³⁹ Dieser im deutschsprachigen Raum maßgeblich durch Bühlers Zeigfeldlehre etablierte Ausgangspunkt ist allerdings nicht frei von problematischen Vorannahmen. Dazu gehört namentlich der Ego-Zentrismus der Bühler'schen Konzeption,⁴⁰ mit deren Rezeption die Sicht auf die Sprechsituation oftmals kognitivistisch eingeengt worden ist.⁴¹ Damit hängt zusammen, dass die Sprechsituation selbst als eine gegebene Konstellation betrachtet wurde, die man dem Sprechen (und Zuhören) gleichsam gegenüberstellen kann,⁴² wie es nicht nur der Sprachfixierung der linguistischen Pragmatik geschuldet ist, sondern auch dem »correlational drive« der frühen Soziolinguistik entsprach.⁴³ Was ist daran (so) problematisch? Problematisch ist, dass es bei dem hier in Betracht kommenden Raum nicht um etwas geht, das sich gleichsam von außen als gegebenes Datum erfassen und hinzufügen lässt. Man kann sonst nicht sehen, dass die Leistung der Deixis gerade darin besteht, Wahrnehmung für die Interaktion überhaupt zugänglich zu machen und damit der Interaktion

zur Verfügung zu stellen. Die Annahme einer gegebenen »Sprechsituation« mit räumlichen Parametern verschleiert diesen Mechanismus der Wahrnehmungswahrnehmung, indem sie die Alltagsperspektive der Beteiligten einnimmt, für die Raum und Situation nicht konstruiert werden müssen, sondern bereits »da« sind, so dass man darauf ohne weiteres verweisen kann. Wenn man bei dieser Sichtweise stehen bleibt, kann man freilich nicht erklären, was am Zeigen so erstaunlich und so unwahrscheinlich ist.⁴⁴

Man kann die Problematik der Annahme einer gegebenen Sprechsituation nicht nur anhand der Entwicklung der linguistischen Deixiskonzeptionen illustrieren, sondern auch am Sprechen-und-Zuhören beim (herkömmlichen) Telefonieren. Auf den ersten Blick geht in diesem Fall der gemeinsame Sprech- und Zuhörerraum verloren. Physisch anwesend sind die Beteiligten beim Telefonieren ja gerade nicht. Nur wenn man Anwesenheit als eine im Medium der Wahrnehmungswahrnehmung hergestellte soziale Errungenschaft begreift, kann man sehen, dass Anwesenheit eben auch am Telefon tatsächlich hergestellt wird: Mit dem Abnehmen des Hörers nach dem Klingelzeichen können die Beteiligten wahrnehmen, dass sie sich wahrnehmen, auch wenn diese Wahrnehmungswahrnehmung ganz auf Hörbarkeit beschränkt ist. Für den Interaktionsraum der Beteiligten bedeutet das, dass er ganz und gar auf Hörbarkeit angewiesen ist, d.h. im Medium der auditiven Wahrnehmung entsteht und visuell und haptisch unzugänglich ist. So bleiben der Sprechort und z.B. Bewegungen der Beteiligten beim Telefonieren für die Interaktion am Telefon irrelevant, solange sie keine hörbaren Spuren hinterlassen (und z.B. thematisiert werden) und damit in den auditiv konstituierten Interaktionsraum hineinragen.⁴⁵ Man kann an diesem Spezialfall der Interaktion lernen, dass und wie der Interaktionsraum und mit ihm die Sprechsituation tatsächlich erst in und mit Interaktion geschaffen werden, so dass sie nicht als statisch, sondern als dynamisch, nicht als vorgegeben, sondern als emergent zu betrachten sind. Der Interaktionsraum hat in diesem Sinne eine eigentümliche Beschaffenheit: Er »ist« nicht, sondern »ereignet sich«.⁴⁶ Deshalb lässt er sich nicht durch eine Reihe vermeintlich gegebener Parameter von außen bestimmen. Als in und mit Interaktion jeweils fallspezifisch konstituierte Wirklichkeit muss er vielmehr als eine Hervorbringung empirisch rekonstruiert werden. Das Postulat eines eigenständigen Problems der Situierung dient dazu, diese Rekonstruktionsarbeit anzuleiten und zu systematisieren. Mit dem Postulat der Situierung wird der Raum vom Explanans zum Explanandum.

In der Interaktionsforschung ist der Raum lange vernachlässigt worden. Eine Theoretisierung der räumlichen Dimension von Kopräsenz, die mit der Theoretisierung ihrer zeitlichen Dimension mithalten könnte, steht nach wie vor noch aus. Man muss dazu nur daran denken, in welcher vielfältiger wie grundlegender Weise die Bedeutung von Zeit und Zeitlichkeit für die Interaktion in Anlehnung an das konversationsanalytische Konzept der Sequentialität elaboriert worden ist. Die Gründe für diese Vernachlässigung des Raumes dürften vor allem mit methodologischen und technologischen Aspekten der Datenkonstitution zu tun haben: Die Praxis der Transkription des Gesprochen-Gehörten hat maßgeblich dazu beigetragen, die sprachliche Interaktion aus ihrem multimodalen Entstehungskontext herauszulösen und als Gegenstand gegenüber ihrer situativen Einbettung zu verselbständigen. Mit den transkriptionsbasierten (und genau in dieser Hinsicht höchst innovativen) Untersuchungen der Konversationsanalyse⁴⁷ sind die nicht hör-, sondern nur sichtbaren Erscheinungsformen der Interaktion nach und nach aus dem Blick geraten. Sie waren zuvor in der Tradition der »context analysis« in ihrer Relevanz durchaus gesehen und auf der Basis von Videoaufzeichnungen auch bereits detailliert untersucht worden.⁴⁸ Mit dem Aufschwung und Erfolg der transkriptionsbasierten Konversationsanalyse ist diese Forschungstradition dann aber in den Hintergrund getreten. Der Raum gehörte damit wie vieles andere an »nonverbaler Kommunikation« zu dem, was man als situativen Hintergrund von Fall zu Fall ergänzen, aber nicht eigenständig analysieren konnte; in der Transkription tauchte er nicht auf, solange er nicht auch von den Beteiligten ausdrücklich thematisiert wurde.⁴⁹ Er blieb damit oftmals im wahrsten Sinne des Wortes »unsichtbar«, weil sich die Herstellung des Interaktionsraums in sehr vielen Fällen unterhalb der Schwelle der Verbalisierung abspielt. Diese Sichtweise gilt heute mit dem Aufschwung und der Verbreitung von Videoaufzeichnungen als Datenbasis und der Betonung der Multimodalität der Interaktion zu Recht als überholt. Es kommt hinzu, dass sich die Forschung inzwischen vermehrt auch solchen Settings zugewandt hat, in denen der Raum eine unübersehbar wichtige Rolle spielt und infolgedessen nicht ignoriert werden kann (worauf wir noch zurückkommen werden). In dem Maße, in dem die Videoaufzeichnung und ihre Sekundärdokumente (z.B. in Form von Standbildern) entsprechend neben die Transkription des Gesprochen-Gehörten als zentrales Bezugsdatum treten, tritt der Raum in Erscheinung und in seiner Gemachtheit für die Interaktion sichtbar und analysierbar hervor. Als Interaktionsraum (»interactional space«)

ist er eine interaktive Hervorbringung (»interactive achievement«), die es als solche zu untersuchen gilt.⁵⁰

II.

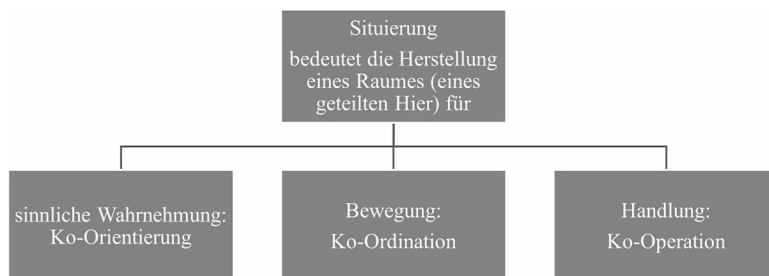
Der Interaktionsraum ist ein Element der Situation und als solches an die Wahrnehmungsleistungen der Anwesenden gebunden. Sobald die Interaktionsbeteiligten als sozial Anwesende auf irgendeine Art und Weise in Kopräsenz zusammenkommen, etablieren sie auf der Grundlage reflexiver Wahrnehmung einen gemeinsamen Aufmerksamkeitsfokus. Er geht in vielen Fällen bereits aus der Konfiguration der körperlich-räumlich eingenommenen Positionen hervor. Diese Konfigurationen tragen maßgeblich zur Konstitution des Interaktionsraums bei, ohne dass darüber in der Regel nachgedacht oder gar gesprochen werden muss. Der Interaktionsraum ist so selbstverständlich wie die Positionierungen, die dazu gehören, wenn man sich trifft, begegnet, zusammenkommt oder sonst wie einander in das Feld gegenseitiger Aufmerksamkeit gerät (»togetherness«). Die bekannteste und gewissermaßen kanonische Konfiguration dieser Art ist ein Arrangement, bei dem die Interaktionsteilnehmer:innen wechselseitig die Vorderseite ihrer Körper und damit ihre Wahrnehmungs- und Greiforgane aufeinander ausrichten und abstimmen (»face-to-face«).⁵¹ Auch wenn diese Konfiguration dem gesamten Gegenstandsbereich als »face-to-face interaction« den Namen gegeben hat, ist sie nicht alternativlos. Die Anwesenden können je nach Erfordernis der jeweiligen sozialen Praxis (darin einbegriffen: je nach Anzahl der Teilnehmer:innen) und im Prinzip jederzeit diese Konfiguration dynamisch verändern und dabei neue und andere Interaktionsräume konstituieren, die nicht mehr auf »Face-to-face«-Konstellationen, sondern beispielsweise auf »Side-by-side«-, »Face-to-back«- oder Kreis- und Halbkreis-konstellationen beruhen, um nur ein paar besonders prominente Positionierungen zu nennen. Es kommt hinzu, dass auch die »Face-to-face«-Konfiguration nicht zwangsläufig statisch ist. Kopräsenz umfasst nicht nur den Typus des »stationären« Aufenthalts der Beteiligten an einem und dem gleichen Ort in einer und der gleichen Konstellation (wie z.B. beim Gespräch am Tisch), sondern auch einen Typus, bei dem die Beteiligten »mobil« sind, d.h. sich fortbewegen und dauerhaft in Bewegung sind (wie z.B. beim gemeinsamen Spaziergehen oder einer Stadtführung). Zwischen diesen Eckpunkten fixierter und flottierender Anwesenheit gibt es vielfältige Abstufungen und Differenzierungen mit fließenden Übergängen. Man darf sich den Interaktionsraum deshalb

grundsätzlich nicht als etwas ein für alle Male Gegebenes vorstellen, sondern muss den Interaktionsraum unbeschadet der Materialität und Physis eines konkreten Raumes als eine fluide, jeweils von Augenblick zu Augenblick (lokal) im Medium geteilter Wahrnehmung emergente soziale Konstruktion vergegenwärtigen. Als in und mit Kopräsenz hervorgebrachte Konstruktion wird der Interaktionsraum *rekonstruierbar*. Genau das ist der Anspruch, den wir mit der Aufgabe der Situierung verbinden.

Die Situierung erfolgt in der Regel unterhalb der Verbalisierungs- und Bewusstheitsschwelle der Anwesenden, wozu Architektur und Mobiliar einen sehr großen Beitrag leisten (worauf wir noch zurückkommen). Es ist deshalb heuristisch weiterführend(er), sich das Problem der Situierung an Fällen zu vergegenwärtigen, in denen die Konstruktion des Interaktionsraums sichtbar(er) hervortritt und empirisch greifbar(er) wird. Das ist der Fall, wenn wir an den schon erwähnten Typus von Kopräsenz denken, bei dem die Beteiligten zusammen in Bewegung sind und die Herstellung des Interaktionsraums (= die Situierung) als Aufgabe im Vordergrund der Interaktion steht, so dass der sprachliche, sensomotorische und architektonische Situierungsaufwand in seiner Komplexität hervortritt. Solche mobilen Settings sind mit der Zuwendung zum Interaktionsraum in den letzten Jahren vermehrt untersucht worden.⁵² Was in Untersuchungen dieser Art anhand von Detailbeobachtungen von Interaktionsepisoden unterschiedlicher Art immer wieder hervortritt, ist die Komplexität des Situierungsproblems. Der Interaktionsraum ist komplex, und mit ihm ist es die Aufgabe der Situierung. Schon »face-to-face« ist deshalb nicht immer und einfach »face-to-face«, sondern eine Chiffre für eine prototypische Verkörperung wechselseitiger Wahrnehmbarkeit und ihrer Manifestation in Form von Blick(-kontakt), Mimik und Gesichtsausdruck, Nähe und Zuwendung, Körperhaltung und -ausrichtung, Gestik und Bewegung, kurz gesagt: ein Kürzel für eine multimodal im Zusammenspiel von Proxemik und Kinesik zustande gebrachte Konfiguration von Kopräsenz. Man sieht mit dem Aufschwung videobasierter Interaktionsforschung heute klarer, dass und wie Kopräsenz als Konfiguration anwesender Körper Raum zugleich impliziert und produziert: als *Wahrnehmungsraum*, der auf einem Minimum geteilter Aufmerksamkeit beruht, als *Bewegungsraum*, der nicht erst in den erwähnten mobilen Settings hervortritt, sondern grundsätzlich durch die Mobilität menschlicher Sensorik konstituiert wird, und als *Handlungsraum*, der dadurch zustande kommt, dass Wahrnehmungen und Bewegungen in der Regel eingebettet sind in eine bestimmte soziale Praxis und den mit ihr verbundenen Aktivitätstyp. Wahrnehmungs-, Bewegungs- und Handlungs-

raum machen zusammengekommen den Interaktionsraum aus. Für diese (Teil-)Räume gilt, was auch für den Interaktionsraum insgesamt gilt: Sie sind nicht einfach mit Kopräsenz gegeben, sondern werden in und mit Kopräsenz hervorgebracht. Um diese Hervorbringungsleistung zu betonen, sprechen wir von der Aufgabe der Situierung.⁵³ Sie besteht dann darin, unter Anwesenden geteilte Räume für Wahrnehmung, Bewegung und Handlung zu schaffen. Die Beteiligten müssen sich, anders gesagt, auf ein gemeinsames Hier für Wahrnehmung, Bewegung und Handlung verständigen. Um diese grundsätzlich triadische Struktur zu betonen, die sich an Vorarbeiten zu einer »Sozialpsychologie des Raumes und der Bewegung« anlehnen kann,⁵⁴ sprechen wir von drei Unteraufgaben, die mit der Situierung prinzipiell verbunden sind. Dabei handelt es sich um Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation:

Abb. 13: Die Komplexität der Situierung (eigene Darstellung)



Wann immer Kopräsenz zustande kommt, müssen die Aufgaben der Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation irgendwie bearbeitet werden, auch wenn die Erledigung dieser Teilaufgaben typischerweise im Hintergrund der Interaktion abläuft, ohne besondere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Dabei handelt es sich um genuin interaktive Anforderungen, die sich auf zwischen mindestens zwei Anwesenden *wechselseitig* geteilte (reflexive) Aufmerksamkeit, auf zwischen mindestens zwei Anwesenden *wechselseitig* aufeinander abgestimmte Bewegungen und zwischen mindestens zwei Anwesenden *wechselseitig* aufeinander bezogene Handlungen (und »Handlungsspiele«) beziehen. Das Präfix »Ko-«, das in die Benennung dieser Unteraufgaben eingegangen ist, ist deshalb von grundlegender Bedeutung. Die Aufgaben richten sich streng genommen nicht an die beteiligten Individuen, die für sich genommen natürlich ständig mit Wahrnehmungen,

Bewegungen und Handlungen beschäftigt sind. Vielmehr geht es um den Übergang von individuellen Akten der Beteiligten zu genuin interaktiven Hervorbringungen, mit denen ein zwischen den Anwesenden gemeinsames Hier etabliert wird. Das »Ko-« impliziert deshalb, dass sich die Beteiligten aufeinander beziehen müssen. Das geht nur mit geteilter Aufmerksamkeit, untereinander und aufeinander abgestimmten Bewegungen und praktizierter Zusammenarbeit. Nur auf diese Weise kommen Wahrnehmungen, Bewegungen und Handlungen als Erscheinungsformen kopräsenzbasierter Interaktion zustande. In diesem Sinne geht es um ein soziales Hier als Teil von »Ko-Präsenz«. Als solches bezieht es sich nicht auf ein kognitives Konstrukt, das einzelnen Individuen zugeordnet werden kann, sondern auf ein kommunikatives Konstrukt, das sich an der Oberfläche der Interaktion manifestiert – und dort (und nur dort) auch nachweisbar ist.⁵⁵

Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation stehen in einem Verhältnis ansteigender Abhängigkeit voneinander: Ko-Ordination setzt in der Regel Ko-Orientierung voraus, und Ko-Operation setzt ihrerseits in der Regel Ko-Ordination und Ko-Orientierung voraus. Typischerweise fallen der Wahrnehmungs-, Bewegungs- und Handlungsraum empirisch also zusammen (eben als Interaktionsraum), so dass die Unterscheidung vor allem analytischen Wert hat. Das muss aber nicht so sein. Es gibt aufschlussreiche Fälle, in denen der Interaktionsraum nicht zugleich Wahrnehmungs-, Bewegungs- und Handlungsraum ist. Zu diesen Fällen gehört womöglich das, was Goffman als unfokussierte Interaktion bezeichnet hat und worunter er z.B. flüchtige Begegnungen unter Fußgängerinnen und Fußgängern in einer Einkaufszone oder auch das gemeinsame Verweilen auf einem Bahnsteig, in einem Wartezimmer oder einem Fahrstuhl verstanden hat.⁵⁶ Es sind dies zweifellos Erscheinungsformen von Kopräsenz, weil die Beteiligten wahrnehmen können, dass sie wahrgenommen werden. Allerdings verfolgen sie damit nicht automatisch weitere Ziele und kein über das Umgehen mit und Sicheinstellen auf Wahrnehmungswahrnehmung hinausgehendes Engagement. Das ist typischerweise in der Öffentlichkeit der Fall, die gerade dadurch definiert werden könnte, dass Wahrnehmungswahrnehmung unter den öffentlich Anwesenden so gut wie nicht verhindert werden kann, so dass Interaktion mehr oder weniger zwangsläufig anläuft – wie es für das öffentliche Leben in modernen urbanen Kontexten typisch ist.⁵⁷ Natürlich kann sich auf diesem Nährboden jederzeit Weiteres ergeben, aber die Interaktion kann genauso gut auch im reduzierten Stand-by-Modus verbleiben, ohne dass ihr etwas fehlen würde. Es ist von daher nicht ganz befriedigend, wenn man diesen Fall

von Interaktion nur defizitär als *unfokussiert* beschreibt.⁵⁸ Wir schlagen vor, darin Erscheinungsformen von Kopräsenz zu sehen, in denen sich die Situierung tatsächlich dominant auf Ko-Orientierung beschränkt, wobei es immer wieder auch zu Ko-Ordination kommen kann, wenn man z. B. daran denkt, wie Fußgänger:innen einander auf dem Gehweg ausweichen.⁵⁹ Aber es muss eben nicht automatisch auch zu weitergehenden Formen der Ko-Operation kommen, die über das *Vermeiden* von Ko-Operation hinausgehen würden.

Fälle, in denen sich Kopräsenz auf Ko-Orientierung und Ko-Ordination beschränkt, sind nicht nur für den Bereich des öffentlichen Lebens in modernen urbanen Kontexten relevant. Manches spricht dafür, dass Ko-Orientierung und Ko-Ordination auch in solchen Settings besonders relevant sind, in denen sich Formen von Ko-Operation erst noch entwickeln, sei es in phylo- oder in ontogenetischer Hinsicht. Z. B. gibt es Evidenz für Formen von Ko-Orientierung zwischen Erwachsenen und Kleinkindern, die als Schrittmacher für weitergehende Formen von Ko-Ordination gelten können und in und mit denen es überhaupt erst zu rudimentären Formen von Kopräsenz im hier eingeführten Sinn kommt. Ko-Orientierung (und Ko-Ordination) könnten daher Vehikel für Kopräsenz sein, indem sie in der Ontogenese die Voraussetzung dafür schaffen, sozial »anwesend« sein zu können, um auf diese Weise so etwas wie Interaktionsfähigkeit zu erwerben. Aus dieser Blickrichtung, die mit neueren Untersuchungen aus der evolutionären Anthropologie sehr gut kompatibel ist, erscheint die Situierung nicht nur als eine Aufgabe unter anderen Interaktionsaufgaben, sondern als diejenige Aufgabe, die onto- und phylogenetisch am Anfang der Entwicklung von Kopräsenz steht. Ko-Orientierung und Ko-Ordination sind nicht nur nicht auf Sprache angewiesen, sondern auch in weiterer Hinsicht vergleichsweise voraussetzungsarm. So gibt es Evidenz für reduzierte Formen von Ko-Orientierung und Ko-Ordination (z. B. im Sinne des Folgens der Blickrichtung Anderer) ohne reflexive Aufmerksamkeit im Vollsinn sozialer Kopräsenz.⁶⁰ Ko-Orientierung und Ko-Ordination wären dann nicht nur Vehikel für die Etablierung von Kopräsenz, sondern auch mögliche Vorläufer und Vorstufen von Kopräsenz. Es wäre theoretisch gut denkbar, dass Kopräsenz daraus erwächst, dass Ko-Orientierung und Ko-Ordination allmählich als Ergebnis von Ko-Operation mehr und mehr eingespielt, erlebt und behandelt werden. Was wir oben mit Goffman als unfokussierte Interaktion behandelt haben, wäre dann schon ein evolutionär höchst voraussetzungsreicher Fall, weil das Vermeiden von Ko-Operation natürlich ein Bewusstsein und eine Erwartung von Ko-Operation impliziert, wie sie onto- und phylogenetisch gerade noch nicht vorausgesetzt werden

kann und mit Ko-Orientierung und Ko-Ordination auch noch nicht zwingend verbunden war. Im Vergleich zwischen menschlichen und nicht menschlichen Primaten (wie Schimpansen) hat Michael Tomasello diesbezüglich auf die Annahme geteilter Intentionalität als Kriterium für wechselseitig geteilte, reflexive Aufmerksamkeit (im Sinn entwickelter Kopräsenz) hingewiesen, die mit Ko-Orientierung und Ko-Ordination (noch) nicht automatisch mit vorausgesetzt werden kann.⁶¹ Diese Annahme verträgt sich gut mit dem Kommunikationsbegriff der neueren Systemtheorie, für den die Unterstellung der Absicht einer Mitteilung konstitutiv ist. Interaktion und Kopräsenz kommen demnach dadurch zustande, dass die Absicht der Mitteilung des eigenen »Anwesend«seins wechselseitig unterstellt werden kann.⁶² Kopräsenz ist also nicht voraussetzungslos, was die Unterstellungen und Erwartungen betrifft, die bezüglich der Interaktionsfähigkeit der Beteiligten im Spiel sind. Indem die Interaktionsforschung an dieser Stelle lange Zeit wie selbstverständlich von erwachsenen Menschen als Interaktionsbeteiligten ausgegangen ist, hat sie diese Frage weitgehend außer Acht gelassen. Diese »Agency«-Idealisierung gehört zum Mythos Kopräsenz. Sie hat lange den Weg verstellt, sich darüber Gedanken zu machen, worin die für Kopräsenz grundlegenden Teilnahmebedingungen bestehen und wie sie erworben worden sind (phylogenetisch) und nach wie vor erworben werden (ontogenetisch). Hier liegt zugleich ein Schlüssel zum Einblick in Phänomene des Wandels von Kopräsenz, wenn man daran denkt, wie Interaktionsfähigkeit (medien-)technisch suggeriert werden kann.⁶³

Wie immer man die entwicklungs- und evolutionstheoretische Fruchtbarkeit der Unterscheidung von Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation auch einschätzen mag, zeigt sich darin doch recht anschaulich, wie ausgehend von grundlegenden Problemen der Situierung der Interaktionsraum vom Wahrnehmungs- und Bewegungsraum zum Handlungsraum an Profil gewonnen hat. Ko-Operation zeichnet sich im Vergleich mit Ko-Orientierung und Ko-Ordination vor allem dadurch aus, dass Ko-Orientierung und Ko-Ordination von vornherein auf einen bestimmten Typ von Miteinander (»withness«), auf ein gemeinsames interaktiv zu bearbeitendes Projekt (»joint project«) und einen darauf bezogenen Aktivitätstyp bezogen sind. Das kommt bereits in den typischen Kopräsenzkonfigurationen zum Ausdruck, die wir bereits besprochen haben (»face-to-face«, »side-by-side«, »face-to-back«) und die bis in die feinen Verästelungen der ausdifferenzierten sozialen Praktiken des Ko-Operierens in unserer modernen Gesellschaft reichen. Das Sehen einer Konfiguration von Anwesenden ermöglicht es uns deshalb

in vielen Fällen, auf das fragliche interaktive Projekt zurückzuschließen. Es ist schließlich im Übergang von Ko-Orientierung und Ko-Ordination zu Ko-Operation zu lokalisieren, dass die Sequentialität als Ordnungsprinzip der Interaktion an Relevanz gewinnt. Die Gleichzeitigkeit von Wahrnehmungen und Bewegungen, wie sie in Prozessen der Synchronisation zum Ausdruck kommt, wird überführt in das geordnete Nacheinander und die Reihenfolge interaktiver Züge – mit den bekannten Implikationen für das Sichabwechseln als Folgeproblem. Nicht zufällig stoßen wir an dieser Stelle auf das Sprechen-und-Zuhören. Es ist vielleicht der spektakulärste Ausdruck des Übergangs zur Ko-Operation: Die Sprachspiele, in und mit denen wir Dinge mit Worten tun und »sprachlich handeln«, sind als »Gespräch« Ausdruck und Faktor einer weitgehenden Verselbständigung von Ko-Operation gegenüber Ko-Orientierung und Ko-Ordination. Das bedeutet nicht, dass Ko-Operation nicht auch weiterhin auf Ko-Orientierung und Ko-Ordination angewiesen wäre. Aber die Ko-Operation verlagert sich mit dem Sprechen-und-Zuhören auf den Austausch von Worten, die sich mehr und mehr von ihrer Anbindung an eine konkrete »Sprechsituation« lösen. Entsprechend treten die Ko-Orientierung und die Ko-Ordination in den Hintergrund – und in der Sprache wird die Situationsbindung des Sprechens-und-Zuhörens zu einem Spezialphänomen (Zeigfeld, Deixis). Interaktion wird mehr und mehr zur *verbalen* Interaktion. Unsere These ist, dass damit Folgeprobleme der (verbalen) Interaktion entstehen, die sich evolutionär aus der erfolgreichen Bearbeitung des Problems der Situierung ergeben (haben). Es sind dies Folgeprobleme wie das schon angesprochene Sichabwechseln, der Bezug auf Welt und das Beitragen zu Themen, die Selbst- und Fremddarstellung, die Rahmung und schließlich auch die Aufwertung von Kopräsenz in Form von markierten Episoden mit Anfang und Ende. So gesehen wäre die Situierung und hier speziell der Übergang zur Ko-Operation die Keimzelle für verbale Interaktion, wie wir sie heute kennen und beschreiben (s. Abb. 14).

Diese Darstellung gibt zunächst der Situierung, d.h. der Schaffung eines Interaktionsraums, ein besonderes Gewicht. Das hat damit zu tun, dass die Situierung mit der Ko-Orientierung unmittelbar an der für Kopräsenz zentralen Konstitution von reflexiver Wahrnehmung und geteilter Aufmerksamkeit beteiligt ist. Weiter gibt sie speziell der Ko-Operation, d.h. der Schaffung eines Handlungsraums, besonderes Gewicht für die Onto- und Phylogenese von Kopräsenz. Wie aus einer Keimzelle haben sich, so die These, aus den Anfängen der mit Ko-Operation verbundenen gemeinsamen Projekte Folgeprobleme entwickelt und profiliert, wie wir sie heute mit Kopräsenz verbinden.

Die problemorientierte Profilierung von Kopräsens hat mit dem Einsatz des Sprechens-und-Zuhörens die Evolution von Sprache, in der Form, wie sie uns heute geläufig ist, maßgeblich vorangetrieben. Diese Sichtweise trifft sich vielleicht nicht zufällig mit der herausragenden Rolle, die der Ko-Operation nicht nur für die Evolution von Sprache, sondern für die Menschwerdung generell in neueren Arbeiten aus der evolutionären Anthropologie zugesprochen wird.⁶⁴ Wir wollen auf diese Dimension der Evolution von Kopräsens hier nicht weiter eingehen und stattdessen auf die Unwahrscheinlichkeit der Interaktion zurückkommen und einen abschließenden Blick auf die Ressourcen werfen, mithilfe derer diese Unwahrscheinlichkeit der Situierung tagtäglich überwunden werden kann.

Abb. 14: Folgeprobleme von Ko-Operation (eigene Darstellung)



III.

Das Problem der Situierung begründet eine grundlegende Unwahrscheinlichkeit der Interaktion, die noch vor den Unwahrscheinlichkeitsschwellen der Kommunikation liegt, die Niklas Luhmann in seinem Konzept zur »Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation« ansetzt.⁶⁵ Dort beginnt die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation mit dem »Verstehen«, und sie wird in dieser Ausprägung nach Luhmann maßgeblich durch die evolutionäre Errungenschaft des Mediums Sprache überwunden. Wir haben es hier also bereits mit der Unwahrscheinlichkeit der *verbalen* Interaktion zu tun. Die Unwahrscheinlichkeit der Situierung ergibt sich aber noch vor dem Sprechen- und -Zuhören schon daraus, dass ein gemeinsam geteilter Interaktionsraum etabliert werden muss. Das fängt mit dem Wahrnehmungs- und Bewegungsraum an und endet beim Handlungsraum. Jeder dieser Räume begründet eine eigene Problematik (Unwahrscheinlichkeit). Wo etwa fängt der Wahrnehmungsraum an und wo hört er auf? Wie kann ich sicherstellen, dass mein Gegenüber das Gleiche wahrnimmt und als relevant erachtet, was ich gerade wahrnehme und als relevant erachte? Gegeben die Perspektivität der jeweils individuellen Wahrnehmung ist es unwahrscheinlich, dass die Beteiligten wie selbstverständlich von einer gemeinsam geteilten Situation ausgehen. Mein Gegenüber sieht z.B. aus prinzipiellen Gründen und unaufhebbar etwas anderes, als ich gerade sehe – und er oder sie kann auch nicht sicher sein, was genau ich gerade wahrnehme, weil es vielleicht nur für mich gerade überhaupt wahrnehmbar und/oder relevant ist. Gut kann man sich vorstellen, wie die Beteiligten daran scheitern würden, wenn sie sich vor jeder Interaktionsepisode untereinander zunächst ausdrücklich darüber verständigen (und »aushandeln«) wollten, was an Wahrnehmungen bis auf weiteres als geteilt anzusehen ist. Hinzu kommt, dass unsere Wahrnehmungen nicht ein für alle Male fixiert, sondern höchst dynamisch sind. Menschen sind mobile Sensoren, sie bewegen sich und mit ihren Bewegungen verändern sich die Wahrnehmungen. Es stellt sich deshalb die Frage, wie der Wahrnehmungs- in den Bewegungsraum überführt werden kann und wie bei mobilen Beteiligten überhaupt sichergestellt werden kann, dass sie »zusammen« bleiben, und was genau das heißt mit Bezug auf Nähe und Distanz, Neben-, Hinter- und Miteinander. Es ist leicht zu sehen, dass Bewegung geteilte Wahrnehmung gefährdet; für die, die um einen Tisch herumsitzen (bleiben), ist es leichter, »zusammen« zu bleiben, als für die, die zusammen einen Spaziergang machen oder ein Museum besuchen. Müssen sich die Beteiligten also fortwährend verständigen und sich

im Grunde jederzeit aufs Neue explizit vergewissern, ob sie noch über einen geteilten Wahrnehmungs- und Bewegungsraum verfügen und wie ihre Wahrnehmungen und Bewegungen auf das jeweilige Handlungsziel zugeschnitten und angepasst werden können? Offenkundig kann es so nicht gehen, aber wie geht es dann? Diese Frage führt uns zu den Ressourcen der Interaktion, die sich bei den Anforderungen der Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation besonders anschaulich zeigen.

Wir haben schon betont, dass Ko-Orientierung typischerweise im Medium reflexiver Wahrnehmung und entsprechend wechselseitig geteilter Aufmerksamkeit erfolgt. Deixis, nicht nur sprachlicher, sondern grundsätzlich multimodaler Natur, ist ein prototypisches Mittel zur Bearbeitung der Aufgabe der Ko-Orientierung. Mit ihr wird eine konkrete Wahrnehmung selbst hör- und sichtbar, d.h. wahrnehmbar als Teil des gerade relevanten Wahrnehmungsraums. Entgegen dem Sprachgebrauch muss man betonen, dass deiktische Ausdrücke und Gesten nicht »zeigen«, sondern die Aufmerksamkeit auf einen Wahrnehmungsakt, typischerweise einen Blick auf etwas in der Umgebung, lenken. Gesten sind, vereinfacht gesagt, visualisierte Blicke. Sie schalten um auf einen anderen »Kanal« und wollen die Partnerin oder den Partner wissen lassen, dass es etwas zu sehen gibt, was sich zu sehen lohnt. Sie kommunizieren also die Absicht einer Mitteilung. In dieser Etablierung einer Unterscheidung von Information (»da« ist etwas) und Mitteilung (von dem ich will, dass Du es auch siehst) liegt ihr evolutionäres Potential für Kommunikation (»joint attention«) und ein Schlüssel für die weitere Entwicklung in Richtung Ko-Operation.⁶⁶

In dem Maße, in dem der Interaktionsraum als Bewegungsraum durch Dynamik, Flexibilität und Fluidität ausgezeichnet ist, ist seine Etablierung über die Deixis hinaus auf die weitere Ausstattung beweglicher Sensoren und in Bewegung begriffener Sensoren angewiesen. Kopräsens kann dazu in vielen Fällen auf die Sensorik und Lokomotorik des Menschen zurückgreifen. Dazu gehört ein komplexes Zusammenspiel von Kinesik⁶⁷ und Proxemik,⁶⁸ das sich z.B. in so etwas wie Rudel- und Herdenverhalten (»pack behavior«) zeigt,⁶⁹ aber grundsätzlich das System wechselseitig abgestimmter Bewegungen im Raum meint, mit dem Bewegungen nicht nur reguliert, sondern auch in ihrer für die Andere oder den Anderen relevanten Dimension verdeutlicht werden. Während der Bewegung auf verlässliche und nicht zufällige Weise »synchron« in Reich- und Hörweite zu verbleiben, ist insofern ein Mittel, das Problem des Zusammenbleibens zu lösen, ohne dass darüber gesprochen werden muss. Synchronisation ist nicht nur ein effektives, sondern auch anspruchs-

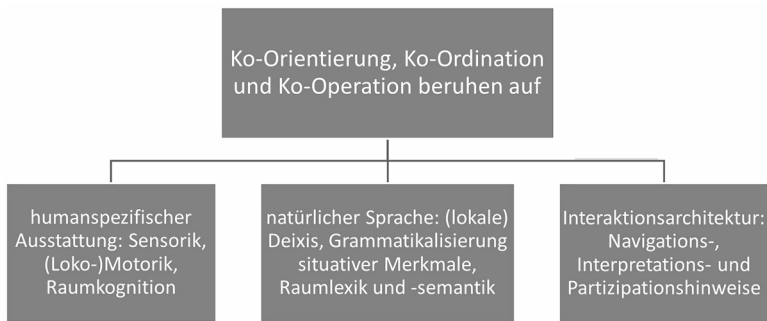
volles Mittel, das in Spezialfällen der Etablierung von Bewegungsräumen (= Ko-Ordination) spezielle Heraus- und Anforderungen an die Beteiligten stellt. Der Tanz ist dafür ein gerne zitiertes Beispiel.⁷⁰ Er leitet zugleich über zum Problem der Ko-Operation, weil er zeigt, dass und wie Wahrnehmung und Bewegung Teil einer bestimmten sozialen Praxis sind. Typischerweise hinterlässt diese Praxis auch im Raum selbst ihre Spuren in Form von Interaktionsarchitektur.⁷¹ Ein sehr illustratives Beispiel dafür ist der Sport, hier speziell der Bereich der Mannschaftssportarten, die von der Bewegung im Raum leben und dafür auf besonderen »Plätzen« ausgetragen werden. Man denke an ein Fußball- oder Handballfeld mit seinen klaren Begrenzungen und Markierungen in Form von Linien, Feldern und Behältnissen, um einen Eindruck davon zu bekommen, wie ein konkreter Handlungsraum zum Spielraum wird und wie dieses hoch unwahrscheinliche Handlungsspiel durch die Interaktionsarchitekturen der Spielfelder möglich und wahrscheinlich gemacht werden kann. Ein Blick in eine Mehrzweckhalle erhellt, wie komplex die Markierungen sein können, mit denen der Handlungsraum zum Spielraum wird (s. Abb. 15).

Abb. 15: Handlungsraum als Spielraum (Quelle: ASVZ-Archiv der ETH Zürich)



Zugleich zeigt die Abbildung, dass solche Markierungen auf die Spielregeln für die fragliche soziale Praxis verweisen, wobei sich die Markierungen in diesem Fall überlagern und auf eine für die Laien oder den Laien verwirrende Weise auf unterschiedliche Regeln und unterschiedliche Spiele mit unterschiedlichen Feldern hinweisen. Solche »Benutzbarkeitshinweise«⁷² sind offenkundig stark wissens- und vertrautheitsabhängig. So künstlich dieses Beispiel wirkt, so anschaulich demonstriert es, wie durch die Gestaltung des Raumes (hier u.a.: durch die Markierung des Fußbodens) Räume für Wahrnehmung, Bewegung und Handlung geschaffen werden. Die, die in dieser Halle spielen wollen, können sich darauf wie selbstverständlich beziehen, indem sie bestimmte Positionen einnehmen, bestimmte Felder tunlichst nicht betreten und/oder bestimmten Zonen besondere Beachtung schenken.⁷³ Weiter zeigt das Beispiel, wie sehr Kopräsenz durch die Interaktionsarchitektur konfiguriert werden kann als ein Beisammensein unter den Vorgaben des Raumes. Natürlich kann keine Interaktionsarchitektur verhindern, dass die Beteiligten dort etwas machen, was vom Raum nicht vorgesehen ist (z.B. auf dem Hallenboden Kaffee trinken). Aber es ist auch klar, dass die Beteiligten in diesem Fall nicht die Ressourcen nutzen, die der Raum für eine bestimmte soziale Praxis bereitstellt und die er damit möglich und wahrscheinlich macht. Speziell die Welt der institutionalisierten Interaktion ist voll von solchen architektonischen Ressourcen, die prinzipiell nicht anders als in der Sporthalle auf die »Spielregeln« hinweisen, die für die fragliche soziale Praxis Geltung beanspruchen. Man denke nur an das Beispiel des Gerichtssaals mit seiner differenzierten Aufteilung von Plätzen, die als Positionen im Raum zugleich soziale Positionen sind, in denen Zuständigkeiten, Befugnisse und Verpflichtungen vertrautheitsabhängig zum Ausdruck kommen.⁷⁴

Die Beispiele für Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation zeigen, nicht überraschend, die schon eingeführten rezenten Ressourcen der Interaktion: Körperlichkeit, Sprache und Architektur, wie sie sich mit Bezug auf die Gegenwart entwickelt haben.⁷⁵ In schematischer Vereinfachung lassen sie sich mit Bezug auf das übergreifende Problem der Situierung wie in Abb. 16 dargelegt zusammenfassen.

Abb. 16: *Rezente Ressourcen der Situierung (eigene Darstellung)*

Die Abbildung spezifiziert die Ressourcenqualität von Körper, Sprache und Architektur für das Problem der Situierung. Wie ausgeführt kann die Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation auf den menschlichen Körper als einen hoch entwickelten, mobilen und intelligenten Sensor für die Navigation im Wahrnehmungs- und Bewegungsraum zurückgreifen. Die Lösung dieser Interaktionsprobleme manifestiert sich entsprechend im Blicken, Zeigen, Bewegen, Annähern und Abstandhalten. Die humanspezifische Ausstattung des Menschen ist auch die Antwort auf diese Probleme der Interaktion. Das alles geht auch ohne Sprache – aber es geht sehr effektiv *mit* Sprache, wenn sie evolutionär zur Verfügung steht. Wenn sich die Ko-Operation zwischen den Beteiligten in Sprachspielen manifestiert, also die Form des Sprechens-und-Zuhörens annimmt, ist auch die Sprache sehr effektiv an der Herstellung des Interaktionsraums beteiligt, indem sie spezifische Leistungen erbringt. Charakteristisch ist deshalb die Ausnutzung körperlicher *und* sprachlicher Ressourcen. Das zeigt sich z.B. in der Multimodalität lokaler Deixis, die auf Gesten, Blicken, Körperzuwendungen und deiktischen Ausdrücken beruht und so sprachliche Raumreferenz mit der Konfiguration der Körper im Raum verschränkt, so dass man ohne weiteres von verkörperter Raumreferenz sprechen kann (»embodiment«, »intercorporeality«).⁷⁶ Das gilt auch und gerade für die Grammatikalisierung situationsbezogener Merkmale, wie sie in Ausdrücken wie »hier« und »da«, »oben« und »unten«, »links« und »rechts«, »vorne« und »hinten«, »hin« und »weg« zum Ausdruck kommt. Auch ohne dass solche Ausdrücke Wahrnehmung unmittelbar adressieren müssen (wie das bei »starker« bzw. »echter« Deixis der Fall ist), beziehen sie sich auf den Interaktionsraum, wie er als »konkret-anschaulicher (<deiktischer>) Kommunikationsraum [...] durch die leibliche Konfiguration der miteinander

sprechenden Personen gebildet ist«. ⁷⁷ Mit ihnen haben wiederkehrende Situierungsanforderungen eine sprachliche Sedimentierung gefunden, so dass man von einer Grammatikalisierung vielfach bewährter Navigationsparameter sprechen könnte. Das gilt z.B. für die »Dimensionen der Leiblichkeit«, die im Deutschen in den Lokaladverbien als »Vertikalität« (oben/unten), »Frontalität« (vorne/hinten), »Lateralität« (rechts/links) und »Interiorität« (innen/außen) zum Ausdruck kommen. ⁷⁸ Grammatikalisierungen wie diese setzen deshalb (nur noch) ein Minimum geteilter Aufmerksamkeit voraus, auf dessen Grundlage beim Sprechen-und-Zuhören der Interaktionsraum im Hintergrund der Interaktion sprachlich aufscheinen kann.

Oftmals wird die Situierung im Hier und Jetzt durch den menschlichen Körper im Vollsinne seiner sensomotorischen Qualitäten »geleistet«, typischerweise auch ohne dass – oder bevor – gesprochen wird. Wenn gesprochen und auf Raum in irgendeiner Weise Bezug genommen wird, lässt sich zeigen, wie dieses Sprechen-und-Zuhören mit der körperlichen Konfiguration der Beteiligten unmittelbar verknüpft ist. Dieses komplexe Zusammenspiel von körperlichen und sprachlichen Ressourcen ist vielfältig beschrieben worden. Was dagegen in diesem Zusammenhang bis heute noch weitgehend außer Acht gelassen wurde, ist die Ressourcenqualität des Raumes selbst, wie sie beispielsweise in den o. illustrierten Markierungen von Spielfeldern in der Sporthalle zum Ausdruck kommt (s.o. Abb. 15). Wir schlagen vor, diese Ressourcenqualität des Raumes als Interaktionsarchitektur zu verstehen, die sich in architektonischen Benutzbarkeitshinweisen manifestiert. Im Gegensatz zum Interaktionsraum, der auf Anwesenheit beruht und ein Teil von Kopräsenz und deshalb emergent, dynamisch, flexibel und fluide ist, beruht die Interaktionsarchitektur als Ausdruck von Kommunikation auf Benutzbarkeit. Sie liefert Anknüpfungspunkte für Kopräsenz und macht insbesondere Prozesse der Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation hochgradig möglich und wahrscheinlich – ohne dass darüber gesprochen werden muss, »einfach« dadurch, dass die Beteiligten Positionen im Raum einnehmen und damit Navigations-, Interpretations- und Partizipationshinweise relevant setzen. ⁷⁹ Mit der Konfiguration von Kopräsenz durch Interaktionsarchitektur werden entsprechend höchst anspruchsvolle Formen der Situierung zu einer alltäglich-routinisiert vollzogenen Selbstverständlichkeit, an die u.a. das Sprechen-und-Zuhören unmittelbar anknüpfen kann. Welche Folgeprobleme verbaler Interaktion über die Situierung hinaus damit ins Spiel kommen, wollen wir im Folgenden erläutern.

Mehr als nur Sprecherwechsel: Aufgaben in der verbalen Interaktion

So abstrakt das theoretische Axiom von der Unwahrscheinlichkeit der Interaktion ist, so konkret und unmittelbar empirisch fruchtbar sind die Beobachtungen, die man auf der Grundlage dieses Axioms machen kann. Entsprechend findet sich der Grundgedanke von Interaktion als einem aufgabenlösenden Problemzusammenhang in vielen interaktionsanalytischen Ansätzen aus den 1970er Jahren, besonders prominent z.B. in der »Rahmenanalyse« von Erving Goffman.⁸⁰ Markant hervor tritt die Idee der interaktiv zu bearbeitenden Aufgaben (»jobs«) in den frühen Aufsätzen der Konversationsanalyse, wenn es darum geht, »Probleme« und Fragen zu explizieren, als deren »Lösungen« und Antworten die dokumentierbaren sprachlichen Erscheinungsformen der Interaktion entdeckend rekonstruiert werden können. In der Frühphase der deutschsprachigen Rezeption der Konversationsanalyse hat dieser Gedanke in einem viel zitierten Aufsatz von Werner Kallmeyer und Fritz Schütze eine gewisse Prominenz erlangt.⁸¹ Kallmeyer und Schütze hatten in diesem Aufsatz, der in den 1970er Jahren viel dazu beigetragen hat, die Konversationsanalyse in der deutschsprachigen Linguistik bekannt zu machen (und der zugleich ein eindrucksvolles Dokument für ein kongeniales Miteinander von Linguistik und Soziologie ist), die Idee entwickelt, dass sich Interaktion auf eine theoretische Systematik von konstitutionslogischen Anforderungen zurückführen lassen müsste. Mit diesem Konzept, das über die Rezeption der Konversationsanalyse bereits hinausging, hatten die Autoren allerdings dem empirischen und methodologischen Stand der Forschung sehr weitgehend vorgegriffen.⁸² Knapp 50 Jahre später, vom Erscheinen des genannten Aufsatzes an gerechnet, lässt sich der seinerzeit erhobene Anspruch, interaktionskonstitutive Probleme auf eine systematische Weise zu explizieren, zumindest in Ansätzen und empirisch gut fundiert einlösen. Wir schlagen dazu eine Systematik von sechs konstitutiven Aufgaben vor (Interaktionseröffnung und -beendigung, Sprecherwechsel, Themenorganisation, Selbst- und Fremddarstellung, Rahmung und Situierung), die sich auf grundlegende Fragen und Probleme der Interaktion beziehen lassen, und skizzieren zunächst allgemeine Merkmale dieser Aufgaben. Im Anschluss gehen wir dann auf jede Aufgabe näher ein, wobei wir uns auf eine allgemeine Darstellung beschränken, ohne Aufgabe für Aufgabe in die Details zu gehen. Wir wollen an dieser Stelle keine weitere Einführung in die Konversationsanalyse schreiben, sehen es aber als eine Art von Bestätigung an, dass man entlang dieser Aufgaben und ihrer in der Sekundärliteratur inzwischen zahlreich beschriebenen Lösungsverfahren

ohne weiteres eine solche Einführung schreiben könnte.⁸³ Stattdessen greifen wir neben der allgemeinen Charakteristik ein paar Punkte heraus, die uns vor dem Hintergrund unserer Fokussierung auf Kopräsenz und angesichts des aktuellen Forschungsstandes besonders relevant erscheinen.

I.

Wie einleitend ausgeführt, stellen wir uns Interaktion als Bearbeitung der mit Kopräsenz emergierenden Problemstellungen vor. Wenn man Anwesenheit nicht als äußerliche Bedingung von Kopräsenz auffasst, sondern als eine Errungenschaft, ist die *Herstellung von Anwesenheit* die erste und grundlegende interaktive Leistung, als deren Entfaltung sich alle weiteren Aufgaben bis in die feinsten Verästelungen moderner Interaktionssysteme verstehen lassen. Die Differenzierung interaktiver Aufgaben lässt sich also als schrittweise Entfaltung der in Kopräsenz angelegten Problemstellungen begreifen, wobei wir nicht vergessen dürfen, dass wir in unserer Darstellung zumeist von gegenwärtigen Erscheinungsformen von Kopräsenz ausgehen, die z.B. die Konfiguration durch Sprache bereits voraussetzen. Von diesem Bias können wir unsere Darstellung nicht (ganz) befreien. Aber immerhin sind wir in unserem Modell auf eine Aufgabe gestoßen, mit der ein Fenster aufgeht und den Blick auf frühere, weniger anspruchsvolle Entfaltungen von Kopräsenz freigibt. Das ist die Aufgabe der Situierung, die wir deshalb vorausgehend in einem eigenen Unterabschnitt behandelt haben.

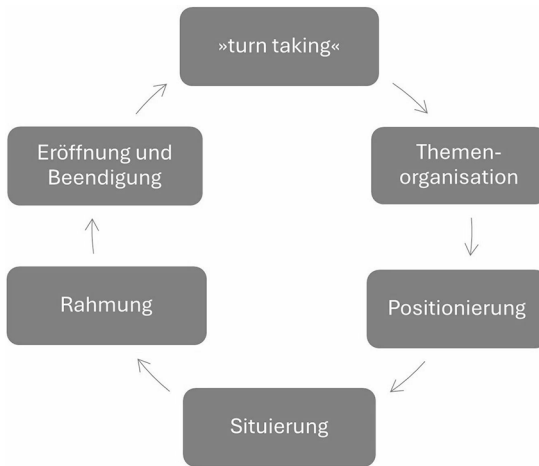
Wenn man keine Angst vor Vereinfachungen hat, lassen sich die grundlegenden Probleme der Interaktion auf einen Zusammenhang von sechs Fragebereichen bringen. Die folgende Übersicht (s. Abb. 17) veranschaulicht diesen Zusammenhang, aus dem heraus die einzelnen Fragen jeweils auf ein in und mit Interaktion zu lösendes Problem hinweisen. Darin spiegelt sich nicht zufällig die neuere Forschungsgeschichte der Konversationsanalyse und Interaktionslinguistik.⁸⁴

Abb. 17: Die Unwahrscheinlichkeit der Interaktion (eigene Darstellung)



Die hier aufgeführten Fragen sind so gemeint, dass sie auf Probleme im Gegenstandsbereich selbst verweisen – also auf Probleme, die in und mit Interaktion (vereinfacht gesagt: durch die, die durch Teilnahme an Kopräsenz zu Interaktionsbeteiligten werden) irgendwie gelöst werden müssen, damit Interaktion überhaupt in Gang kommen kann. Vor dem Hintergrund dieser Fragen zeigt sich, worin die Schwellen der Entmutigung im Fall von Interaktion bestehen und dass Interaktion tatsächlich ein unwahrscheinliches Unterfangen ist, weil eine Reihe von Schwellen überwunden werden muss, die, vereinfacht gesagt, mit dem Anfangen und Aufhören, dem Drankommen und Beitragen, dem Sichpositionieren mit und gegenüber Anderen, dem Sichzurechtfinden in einer Situation und dem Sicheinordnen in einen Interaktionskontext zu tun haben. Die analytische Aufgabe besteht dann darin zu rekonstruieren, wie diese Fragen interaktiv beantwortet werden. Es geht dabei um Probleme, so die These, die so grundlegend sind, dass sie in jeder x-beliebigen Interaktion auf irgendeine Weise gelöst werden müssen. Von daher handelt es sich um Anforderungen an die Interaktion, die in der einschlägigen Forschung (meistenteils) gut bekannt sind. Die Übersicht in Abb. 18 weist die Aufgaben der Interaktion entsprechend durch (meistenteils) gut bekannte Stichworte aus.

Abb. 18: Interaktion als Problemlösung (eigene Darstellung)



Eröffnung und Beendigung stehen dafür, dass sowohl der Beginn als auch der Abschluss der Interaktion nicht extern vorausgesetzt, sondern mit Bordmitteln der Interaktion geleistet werden müssen. Anfang und Ende gehören zur Interaktion dazu. »Turn taking« verweist darauf, dass in dem Maße, in dem gesprochen-und-zugehört wird, die Beteiligten sich als Sprecher:in und Hörer:in abwechseln müssen. Themenorganisation meint, dass geklärt werden muss, worüber zu sprechen ist und wie einzelne Beiträge sich zu einem gemeinsamen Thema verbinden (lassen). Positionierung hat damit zu tun, dass es, etwas altmodisch gesagt, neben dem Inhalts- auch einen Beziehungsaspekt der Kommunikation gibt, unter dem Selbst- und Fremddarstellungen kommuniziert werden müssen. Situierung bezieht sich darauf, dass die laufende Interaktion in der sinnlich wahrnehmbaren Umgebung irgendwie verankert werden muss. Schließlich deutet Rahmung darauf, dass der gesellschaftliche Kontext in den für die laufende Interaktion relevanten Aspekten bestimmt werden muss. Die hier benutzten Stichworte sind in der einschlägigen Forschung unterschiedlich gut etabliert, und auch die dahinter stehenden Aufgaben können als unterschiedlich gut erforscht gelten. Sehr prominent ist die Aufgabe des *Sichabwechselns* mit ihrer »Who comes next«-Orientierung (»turn taking«, Sprecherwechsel), die bis heute als *die* Entdeckung der Konversationsanalyse gelten kann. Die Konfiguration von Kopräsenz durch Sprache macht sich bei diesem Problem besonders deutlich bemerkbar: Es steht stellvertre-

tend für die Art von Reihenfolge- und Nacheinanderproblemen, die ko-evolutionär mit Sprache (und den Vorläufern von Sprache) in die Kopräsenzsituation gekommen sind und ihrerseits die Evolution von Sprache massiv herausgefordert haben dürften. Auch die *Eröffnung und Beendigung* können zu den klassischen Aufgabenbereichen zählen, die von der Konversationsanalyse früh untersucht worden sind (mit Einschränkungen auch die *Themenorganisation*). Dagegen ist die Aufmerksamkeit für das Problem der *Rahmung* (und das der damit eng verwandten »Kontextualisierung«) eher über die Soziolinguistik und die Ethnographie der Kommunikation in die Interaktionslinguistik gekommen.⁸⁵ Erst später, dann aber sehr intensiv ist schließlich auch die *Positionierung* (als Oberbegriff für die Selbst- und Fremddarstellung) wieder in den Fokus gerückt, was speziell für den Bereich der sozialen Kategorisierung⁸⁶ gilt, nachdem diese über lange Jahre im Schatten des Sprecherwechsels stand. Schließlich findet sich in diesem Katalog auch die Aufgabe der *Situierung*, die über lange Jahre vergleichsweise wenig erforscht worden ist und erst in den letzten ca. 15 Jahren mit dem Aufschwung der videobasierten Interaktionsforschung vermehrt untersucht worden ist.⁸⁷ Es ist diejenige Aufgabe, die vielleicht am wenigstens durch Sprache geprägt ist, wie wir bereits betont haben.

Bevor wir auf die Aufgaben im Einzelnen eingehen, seien ein paar allgemeine Charakteristika vorausgeschickt. Wie schon einleitend angemerkt, adressieren diese Aufgaben nicht die Beteiligten und ihre psychischen Systeme, sondern das Interaktionssystem, in einer nicht ganz strengen Terminologie: die Beteiligten als Interaktionsteilnehmer:innen. Die Erledigung der Anforderungen verlangt deshalb weder das Bewusstsein noch die Reflexion der Beteiligten; es gehört zu dem, was sie routinemäßig erledigen, ohne darüber ins Grübeln zu kommen: Man sieht jemanden und grüßt, man stellt dem Gegenüber eine Frage (und bringt ihn damit zum Zug), man spricht ein Thema an, das man schon lange anschneiden wollte, man macht einen Vorwurf und stellt sich selbst damit in ein positives moralisches Licht, man zeigt auf einen Gegenstand im Raum, weil sich dort etwas Komisches bewegt hat, man wählt eine förmliche Ansprache, um dem formellen Charakter der Begegnung gerecht zu werden. Die Aufgaben, die mit solchen Aktivitäten bearbeitet werden, bleiben typischerweise verdeckt, und sie kommen nicht zur Sprache. Schon die Vorstellung eines ständigen Erledigens von Aufgaben ist im Alltag kontraintuitiv. Dessen ungeachtet wollen wir hier davon ausgehen, dass die fraglichen Aufgaben zum einen nicht ein für alle Male erledigt werden, sondern immer wieder von Neuem anfallen, und dass zum anderen die Aufgaben nicht nacheinander, sondern gleichzeitig erledigt werden. In-

teraktion ist so gesehen ein ständig arbeitendes »multitasking system«, in und mit dem fortlaufend die genannten Aufgaben (in ihren unzähligen Verfeinerungen und Verästelungen) bearbeitet werden. Jede Erscheinungsform der Interaktion ist manifester Ausdruck dieser Form von Problemlösung. Wann immer Interaktion anläuft, so die These, sind die genannten Aufgaben ausnahmslos im Spiel. Die Erledigung der Aufgaben kann sich im Falle sehr kurzer, flüchtiger Begegnungen, die vielleicht aus nicht viel mehr als einem etwas längeren Blickkontakt bestehen, auf ein Minimum beschränken, ohne dass die Interaktion in allen ihren Aufgabenbereichen überhaupt angelaufen ist – und gerade dadurch ihre Charakteristik als flüchtige und vielleicht sogar fragwürdige Begegnung erhalten. Sobald die Schwelle zur Verbalität überschritten wird, kann man davon ausgehen, dass der gesamte Apparat in Gang kommt.

Auch wenn alle Aufgaben stets gleichzeitig im Spiel sind, sind nicht alle Aufgaben in jedem Moment gleichermaßen relevant und fokussiert. Ein Effekt von Multitasking besteht vielmehr darin, dass die Komplexität von Kopräsenz zunimmt und deshalb ein erhöhter Fokussierungsbedarf entsteht im Hinblick auf das, was interaktiv gerade besonders dringlich zu erledigen ist, d.h. welche Aufgabe gerade interaktiv im Vordergrund steht. In der Interaktion geschieht alles, was überhaupt geschehen kann, unter der Bedingung der Wahrnehmungswahrnehmung, vereinfacht gesagt: der Bedingung wechselseitig geteilter Aufmerksamkeit.⁸⁸ Wenn man dieses für Kopräsenz unabdingbare Minimum wechselseitig geteilter Aufmerksamkeit *Interaktionsfokus* nennt, ist alles, was dazu beiträgt, diesen Interaktionsfokus zu etablieren, zu verschieben oder sonst wie zu verändern, Ausdruck von Fokussierung. In diesem weiten Sinn ist auch Fokussierung eine konstitutive Anforderung der Interaktion, die immer anfällt und immer irgendwie gelöst werden muss: Sobald Interaktion über eine flüchtige, gleich wieder aufgelöste Begegnung hinausgeht, entsteht ein Interaktionsprofil, das zwischen einem Minimum und einem Maximum Unterscheidungen von Dringlichkeit ausdrückt. Das, was in der Interaktion am dringlichsten zu erledigen ist, steht im auffälligen Vordergrund, das was am wenigsten dringlich ist, im unauffälligen Hintergrund der Interaktion. Fokussierungen dienen dazu, dieses Profil von Vorder- und Hintergrund zu entwickeln, aufrechtzuerhalten und zu modifizieren. Sie sind notwendig, damit Anschlussbedingungen für nächste interaktive Züge wirksam werden können und das Nacheinander interaktiver Züge, insbesondere von Redebeiträgen, als organisierte Reihenfolge erlebt und behandelt werden kann.

Bindet man Fokussierungen auf diese Weise an Probleme der Interaktionsfortsetzung, rücken unter dem Aspekt der Fokussierung sofort *konditionelle Relevanzen* in den Blickpunkt. Das sind interaktive Zugzwänge, mit denen Erwartungen manifest und damit zu strukturell wirksamen Erwartungserwartungen⁸⁹ werden. Alles, was dazu beiträgt, konditionelle Relevanzen zu etablieren, trägt so gesehen zur Fokussierung bei. Das, was durch ein Maximum an konditionellen Relevanzen als maximal dringlich signalisiert wird, ist zugleich das, was im auffälligen Vordergrund der Interaktion steht; das, was als minimal dringlich signalisiert wird, ist zugleich das, was im unauffälligen Hintergrund der Interaktion steht. Das Paradebeispiel für maximale Dringlichkeit sind lokale Zugzwänge, wie sie innerhalb von Paarsequenzen auftreten. So kann durch einen verbalen Gruß etwa ein vielleicht noch labiler, unsicherer Wahrnehmungsfokus durch die Etablierung der Erwartbarkeit der Erwartung des Zurückgrüßens stabilisiert werden und auf diese Weise die Aufgabe der Interaktionseröffnung als maximal dringlich in den Vordergrund der Interaktion rücken. Das, was als dringlich und vordergründig gelten soll, muss also durch starke konditionelle Relevanzen ausgestattet werden, die eindeutige Reihenfolgeerwartbarkeiten etablieren. Konditionelle Relevanzen sind nach dieser Auffassung der genuin interaktive Ausdruck von Fokussierungen. Nicht immer freilich muss dieser Zusammenhang in der Interaktion so klar und deutlich hervortreten wie im Falle von Paarsequenzen. Die analytische Herausforderung erwächst deshalb daraus zu zeigen, wie alles, was gesprochen und gehört wird, grundsätzlich dazu beiträgt, Erwartungen an das Nächste zu manifestieren und damit als solche erwartbar zu machen.⁹⁰ In diesen Prozess der Fokussierung ist die Erledigung der konstitutiven Interaktionsaufgaben unmittelbar einbezogen; in jeder x-beliebigen Interaktion, die über eine flüchtige Begegnung hinausgeht, sind Erwartungserwartungen in ganz unterschiedlichen Richtungen und Dimensionen im Spiel – je nach Aufgabe, die gerade im interaktiven Vordergrund steht. Fokussierungen lassen sich deshalb darauf beziehen, welche der immer gleichzeitig zu bearbeitenden Aufgaben gerade im Vorder- bzw. Hintergrund stehen. Daraus erwächst ein Interaktionsprofil abnehmender aufgabenorientierter Dringlichkeit, das die soziale Typik einer konkreten Interaktionsepisode ausmacht. Die soziale Typik ergibt sich kurz gesagt daraus, welche oder welcher der Aufgabenbereiche im Vorder- und welche oder welcher im Hintergrund stehen.

Das Zustandekommen eines Interaktionsprofils mit Vorder- und Hintergrund der Aufgabenerledigung hängt u.a. damit zusammen, wie die Ressourcen der Interaktion eingesetzt werden. Dass Interaktion sich über-

haupt so effizient und so ökonomisch als Problemlösungszusammenhang etablieren und überhaupt in dieser Ausprägung von Kopräsens möglich und wahrscheinlich werden kann, lässt sich nur vor dem Hintergrund der Ressourcen plausibel machen, auf die in und mit Interaktion zurückgegriffen werden kann. Wir konzentrieren uns an dieser Stelle, wie schon an anderer Stelle ausgeführt, auf Körper, Sprache und Architektur als drei grundlegende evolutionäre Errungenschaften. So kann man wissen – um nur drei plakative Beispiele illustrierend anzuführen –, dass die Ressourcenqualität der Sprache im Bereich der Syntax für das Problem des »turn taking« besonders ausgeprägt ist, die Ressourcenqualität des Körpers im Bereich der menschlichen Sinneswahrnehmung für die Probleme der Eröffnung und Situierung besonders ausgeprägt ist und etwa die Ressourcenqualität der Architektur im Bereich der gesellschaftlichen Funktionsräume für die Rahmung besonders ausgeprägt ist. Und man kann weiter wissen, dass der Einsatz von Sprache, pauschal gesagt, grundsätzlich einen Zugewinn an Dringlichkeit der jeweiligen Aufgabenerledigung mit sich bringt. Aufgabenerledigungen, die sich nur im Medium der Wahrnehmungswahrnehmung abspielen – wie z.B. die Wahrnehmung von Zugehörigkeit im Kontext der Positionierung –, sind grundsätzlich hintergründiger als solche, die eine sprachliche Form annehmen – wie z.B. das Anzeigen von Zugehörigkeit mittels der Verwendung deiktischer Ausdrücke. Und natürlich wäre dann auch noch zwischen verschiedenen sprachlichen Verfahren weiter zu differenzieren – nur im Falle der Klärung von Zugehörigkeit (Wo kommst Du her?), in der z.B. Herkunft zum Gegenstand einer eigenen Prädikation wird, erreicht die Positionierung ein Höchstmaß an Dringlichkeit und Vordergründigkeit.⁹¹ Das Beispiel zeigt, wie sich an dieser Stelle jeweils aufgabenspezifisch komplexe Forschungsfelder auftun, innerhalb derer das Verhältnis von Aufgaben- und Ressourcendifferenzierung empirisch zu beschreiben ist und in vielen Bereichen auch schon beschrieben worden ist. Wir werden darauf im Folgenden bei der Besprechung der einzelnen Aufgaben exemplarisch zurückkommen.

II.

Wir fangen mit dem Anfangen an. Beim Anfangen kann viel mehr schiefgehen (oder auch: *gar nicht* gehen), als man gemeinhin annimmt. Anfänge sind »zugleich notwendig und prekär«.⁹² Es heißt zwar anschaulich bei Luhmann: »Gesetzt den Fall, zwei oder mehr Personen geraten einander ins Feld wechselseitiger Wahrnehmung, dann führt allein diese Tatsache schon zwangsläufig

zur Systembildung.«⁹³ Aber wie genau »ger[ät] man einander ins Feld wechselseitiger Wahrnehmung«, wenn das nicht mehr oder weniger zwangsläufig (wie im Fahrstuhl) passiert, sondern in einer z.B. leicht unüberschaubaren Umgebung, in der es viele andere Reize gibt, die die Aufmerksamkeit auf sich ziehen? Wie können sich die Beteiligten überhaupt sicher sein, in ein Feld wechselseitiger Wahrnehmung gekommen zu sein? Wie wahrscheinlich ist es, dass sich ein Akt wechselseitiger Wahrnehmung in der freien Wildbahn ergibt, in der alle Beteiligten mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt sind (und z.B. mit guten Gründen Blickkontakt vermeiden)? Und selbst wenn Blickkontakt zustande kommt, ist doch nicht selbstverständlich, dass er ausreicht, ein genügend belastbares Feld wechselseitiger Wahrnehmung zu etablieren. Und wie ist sichergestellt, dass dieses Feld nicht nur etabliert, sondern auch aufrechterhalten wird und nicht gleich wieder zusammenbricht? Wie kann ich, mit anderen Worten, die Andere oder den Anderen dazu bringen, mir für eine ungewisse Zeit ihre oder seine Aufmerksamkeit zu schenken?

Schließlich kommt eine Fülle von Problemen ins Spiel, die damit zu tun haben, dass sich im Erfolgsfall der Etablierung wechselseitiger Wahrnehmung sofort weitere Fragen aufdrängen, die leicht als Schwellen der Entmutigung dazu beitragen könnten, sich besser erst gar nicht auf eine Interaktionseröffnung einzulassen. Z.B. kommt sofort die Frage auf, in was für eine Art von Austausch der entstandene Kontakt überführt werden soll und welche Form der Begrüßung dafür angemessen ist. Auch ist nicht sichergestellt, dass ein genügend großer Themenvorrat bereitsteht und angezapft werden kann. Bei all dem muss in der Regel auch bereits geklärt sein, ob sich die Beteiligten schon einmal begegnet sind, ob sie sich namentlich kennen und wie vertraut sie miteinander sind. Oft ist es mit Worten zudem nicht getan, so dass zwischen verschiedenen Formen körperlicher Annäherung entschieden werden muss, die vom distanzierten Stehenbleiben über das Nicken und den Gruß bis zum Handschlag, der Umarmung und dem Sichküssen gehen können. In allen Dimensionen drohen Fehlschläge und Gesichtsverluste, wenn Nähe und Distanz von einer Seite falsch eingeschätzt werden, eine Bekanntheit übersehen oder überschätzt wird. Man muss die im Falle des Anfangens typischerweise in Sekunden zu treffenden Entscheidungen nicht weiter ausmalen, um deutlich vor Augen zu haben (und vielleicht auch zu erinnern), was alles im Rahmen der Interaktionseröffnung auf eine nicht mehr rückgängig zu machende Art und Weise schiefgehen kann. Die Unwahrscheinlichkeit der Interaktion ist im Fall des Anfangs nicht so weit von unserer Alltagsintuition entfernt, wie das sonst typischerweise der Fall ist – was tatsächlich mit einer Besonderheit des

Anfangens zu tun hat: Sehr viele Fragen müssen in sehr kurzer Zeit (verdichtet) in und mit Interaktion beantwortet werden. In all den illustrierten Richtungen lassen sich ohne weiteres empirische Untersuchungen anschließen, um nachzuzeichnen, wie es angesichts dieser Entmutigungsschwellen immer wieder gewagt und erfolgreich in Angriff genommen werden kann, sich auf Interaktion einzulassen.

Die Reichhaltigkeit des diesbezüglichen empirischen Forschungsstands kann hier nicht aufgearbeitet werden.⁹⁴ Stattdessen sollen lediglich ein paar konkrete Teilprobleme der Interaktionseröffnung und etablierte Lösungsmöglichkeiten skizziert werden, um zu zeigen, wie dabei die verschiedenen Ressourcen der Interaktion ineinandergreifen und einander ergänzen. Bereits angedeutet haben wir das Problem der wechselseitigen Wahrnehmung, das im Grunde mit der Anforderung der Wahrnehmungswahrnehmung einhergeht. Die Errungenschaft des Blickkontakts, die evolutionär u.a. die Beweglichkeit des Augapfels voraussetzt, so dass die Blickrichtung von anderen gesehen und mehr oder weniger genau antizipiert werden kann, ist ein starkes Mittel, Wahrnehmungswahrnehmung zu suggerieren und Interaktion anlaufen zu lassen, was immer dann noch geschehen mag. Blickkontakt sorgt dafür, dass die Beteiligten nicht nur einander sehen, sondern sehen können, dass sie einander sehen.⁹⁵ Letztlich hat es wohl vor allem mit Blickkontakt zu tun, dass Personen einander so leicht, wie es oben hieß, »ins Feld wechselseitiger Wahrnehmung« geraten können – ohne dass damit aber suggeriert werden soll, dass Blickkontakt für die Interaktion(-seröffnung) unerlässlich sei. Allenfalls bringt der Blickkontakt die Reflexivität der Wahrnehmung (das Wahrnehmen des Wahrgenommenwerdens) besonders anschaulich, vielleicht sogar prototypisch zum Ausdruck. Schon das Telefongespräch zeigt, dass und wie die Unterstellbarkeit und Erwartbarkeit wechselseitiger Wahrnehmung auch auf andere Weise in genügend belastbarer Form sichergestellt werden kann. Und nur darauf kommt es an. Im Übrigen fällt auch der Blickkontakt nicht vom Himmel. Er ist nicht voraussetzungslos, sondern muss systematisch vorbereitet werden. Man kann ihn nicht erzwingen, aber auf verschiedene Weisen nahelegen. Dazu gehören vor allem Verfahren der Annäherung und Zuwendung (Proxemik),⁹⁶ die auf dem Einsatz des menschlichen Körpers als motorisch komplex navigierbarem Sensor beruhen und in spezifische Körperkonfigurationen von Kopräsenz einmünden (wie die sogenannte F-Formation).⁹⁷ Annäherung und Zuwendung können durch Interaktionsarchitekturen von Umgebungen der Begegnung auf vielfältige Weise unterstützt werden. Hierhin gehören die schon beschriebenen architektonischen Benutz-

barkeitshinweise, insbesondere die Navigationshinweise. Mit dem Ausnutzen körperlicher und architektonischer Ressourcen kann die Herstellung eines für Blickkontakt höchst förderlichen Milieus auf sehr effektive und zwingende Weise vorbereitet werden, um Interaktion über Wahrnehmungswahrnehmung anlaufen zu lassen. Die dafür prinzipiell notwendige Synchronisierung der beteiligten Wahrnehmungsprozesse kann in anspruchsvollen Fällen zudem technisch durch akustische Signale zusätzlich erleichtert werden. Der Gong, der im Hörsaal den Vorlesungsbeginn markiert, ist dafür ein gutes Beispiel. Aber auch das hörbar-vernehmbare Schließen der Tür kann eine solche Funktion erfüllen. Die Beispiele lassen sofort weitere Fragen nach anderen Situationen aufkommen. Sie illustrieren aber schon, worauf es ankommt: dass und wie beobachtbare Phänomene im Kontext von Interaktionseröffnungen tatsächlich als Antworten auf konkrete Fragen und Probleme rekonstruiert werden können. Das zeigt sich konkret auch, wenn man einen nur flüchtigen Blick auf die sprachlichen Phänomene der Eröffnung wirft und dabei auf Grüße und Begrüßungen stößt. Ohne hier in die Details zu gehen, finden sich an dieser Stelle nicht zufällig Paarsequenzen der Begrüßung (in unzähligen Variationen). Paarsequenzen, die sich durch eine besonders starke konditionelle Relevanz zwischen dem ersten und dem zweiten Element der Sequenz auszeichnen, sind als solche von entscheidender Relevanz, weil sie die Flüchtigkeit und Fragilität einer nur auf Wahrnehmungswahrnehmung beruhenden sozialen Situation auf einen Schlag in die Verlässlichkeit eines stabilen Austausches überführen. Mit ihnen erhält die Reflexivität der Wahrnehmung eine hörbare Gestalt. Zugleich tritt die Interaktionseröffnung als das relevante interaktive Problem in den Vordergrund: Es wird, wie oben beschrieben, zu der am dringlichsten zu bearbeitenden Anforderung, indem es in Form einer Paarsequenz mit der stärksten Form konditioneller Relevanz ausgestattet wird.

Paarsequenzen lösen also das Problem, Wahrnehmungswahrnehmung verlässlich zu etablieren und aufrechtzuerhalten und zugleich von Wahrnehmungsprozessen ein Stück weit abzulösen und unabhängig zu machen. Wer in Hörweite Anderer spricht, kann davon ausgehen, dass ihr oder sein Sprechen wahrgenommen wird, ohne sich dessen in der Regel immer wieder rückversichern zu müssen. In der Phase der Etablierung dieser Sicherheit dient die Paarigkeit der Begrüßung gewissermaßen dazu, sich diese Reziprozität der Wahrnehmung auf eine nicht bestreitbare Weise gegenseitig aufzuzeigen. An dieser Stelle kann man konkret sehen, wie die verschiedenen Ressourcen der Interaktion ineinandergreifen und wie die Sprache hier ihre besondere Funk-

tionalität ausspielen kann: Das Sprechen ist ein seinerseits so anspruchsvolles und unwahrscheinliches Ereignis von Formgebung, dass es unter Anwesenden nur sehr schwer überhaupt ignoriert werden kann – und selbst dann in der Regel als Interaktion verstanden werden muss (was die Unmöglichkeit von Selbstgesprächen unter Anwesenden begründet).⁹⁸ Gleichwohl gilt: Das Auftreten von Paarsequenzen setzt eine für Wahrnehmungswahrnehmung bereits hergerichtete soziale Situation voraus. Darin besteht die »späte Verbalität« innerhalb von Interaktionseröffnungen: »Sprache kommt erst zu einem relativ späten Zeitpunkt ins Spiel. Werden die Interaktionsbeteiligten verbal aktiv, kann man in der Regel analytisch nachweisen, dass sie sich [...] in der Regel bereits intensiv ausgetauscht und die Möglichkeiten für den verbalen Austausch aktiv hergestellt haben.«⁹⁹ Die Vorbereitung der (verbalen) Begrüßung ist dabei selbst schon Teil der Interaktion – und muss streng genommen als solche auch ihrerseits vorbereitet werden. Tendenziell entzieht sich der Beginn der Interaktion damit einer endlichen Fixierung: Die Intervalle werden immer kleiner, aber theoretisch auflösen lassen sie sich nicht. Eher greifen an dieser Stelle irgendwann Grenzen der Auflösung, was die Möglichkeiten der Beobachtung betrifft. Auch aus dieser Sichtweise heraus wird die Interaktionseröffnung zu einem höchst unwahrscheinlichen Unterfangen. Das staunenswerte Wunder liegt dann darin, dass und wie diese Unwahrscheinlichkeit immer wieder in die Sicherheit und Verlässlichkeit einer Interaktionsepisode überführt werden kann.¹⁰⁰

Wenn und in dem Ausmaß, in dem sich eine solche Interaktionsepisode nicht auf eine flüchtige Begegnung oder auf Prozesse von Ko-Orientierung und Ko-Ordination mit weitgehendem Wegfall weiterer Ko-Operation(en) beschränkt, zeichnet die Interaktionseröffnung ein oft beschriebenes hohes Maß an Verdichtung aus, das gerade Prozesse des Anfangens zu einem höchst beliebten Gegenstand der Interaktionsforschung macht, an denen man sehr viel über die fragliche Interaktionsepisode lernen kann. Verdichtung bezieht sich dabei auf die Kondensierung der Fallstruktur einer konkreten Begegnung, aber auch auf die starke Strukturiertheit der Interaktion: So »sind gerade der Anfang und das Ende eines Gespräches [...] höchst sensible und komplexe interaktive Angelegenheiten. Wie so oft erweist sich gerade an scheinbar unbedeutenden Ereignissen, die schnell und nebenher erledigt werden, die hochgradige Strukturiertheit alltäglicher Interaktion.«¹⁰¹ Vor dem Hintergrund der Interaktion als einem »multitasking system«, in dem stets mehrere Aufgaben gleichzeitig bearbeitet werden müssen, lässt sich diese Strukturverdichtung der Interaktion an ihrem Beginn damit erklären,

dass im Grunde spätestens mit dem Übergang zur Begrüßung alle genannten Aufgaben und Probleme auf einen Schlag erledigt werden müssen. Man kann das insbesondere an der Aufgabe der Positionierung (darin eingeschlossen: der sozialen Kategorisierung) sehr anschaulich zeigen, weil schon die Realisierung des Grüßens hochgradig implikativ ist für das Verhältnis der Sichbegrüßenden, das gerade dabei ist, sich in einer Interaktionsepisode zu materialisieren. Das fängt mit der Frage des gegenseitigen (Wieder-)Erkennens an, geht über Fragen der Zugänglichkeit der oder des Anderen für einen längeren als nur flüchtigen Kontakt und reicht bis zu Fragen der sozialen Beziehung und des persönlichen Kontaktes zwischen den Beteiligten.¹⁰² Wie in einem Samenkorn die daraus aufgehende Pflanze scheint die interaktive Fallstruktur in der Gestaltung der Interaktionseröffnung vorgezeichnet.¹⁰³ Es ist deshalb kein Zufall, dass sich an dieser hochgradig implikativen Schwelle der Interaktionseröffnung in besonders hohem Maße Routinen entwickelt haben, die maßgeblich dabei helfen, den Anfang immer wieder zu wagen und diese Schwelle immer wieder zu überwinden. Die bereits herausgegriffenen Paarsequenzen sind deshalb nicht zufällig stark formelhaft ausgeprägt. Es sind die vorgefertigten Standardlösungen für ein offensichtlich wiederkehrendes kommunikatives Problem in all seinen Facetten, sprich: in der Komplexität der an dieser Stelle zu bearbeitenden Aufgaben.

Von Routinen ist es nur ein kleiner Schritt zu Ritualen, von der im Grunde nicht vermeidbaren Routinisierung der Interaktionseröffnung zu einer weitergehenden Ritualisierung, mit der die Interaktionseröffnung eine Aufwertung um ihrer selbst willen erfährt. Es geht also nicht nur darum, irgendwie anfangen zu müssen, indem die damit verbundenen Aufgaben (der Annäherung, der Vergewisserung wechselseitiger Wahrnehmung, der Synchronisierung, ...) gelöst werden. Es geht darum, das Anfangen auch *als* Anfang von etwas, *als* Beginn zu markieren. Je stärker das Anfangen die Form einer ausgebauten Eröffnungsphase annimmt, desto mehr wird die Aufmerksamkeit auf das Anfangen gelegt, das Anfangen selbst angefangen. Mit der Reflexivität des Anfangens geht nicht nur eine Aufwertung des Anfangs, sondern auch eine Aufwertung der folgenden Interaktionsepisode einher. Das Anfangen bekommt sozusagen immer mehr Eigenleben und verselbständigt sich mit markanter Ausgestaltung der Formen.

Verselbständigungen der Interaktionseröffnung zeigen sich auch dann sehr deutlich, wenn es – wie häufig in der institutionalisierten Kommunikation – zu performativen Äußerungen kommt, die das Begrüßen selbst auffällig hervortreten lassen: »Hiermit begrüße ich Sie sehr herzlich zu unserer heuti-

gen Vorlesung.«¹⁰⁴ Im Vordergrund steht dann nicht mehr die Dringlichkeit der Aufgabenerledigung (das konditionell relevant gemachte Zurückgrüßen), sondern schon abgelöst davon die Teilnahme an einer (feierlich ausgestaltbaren) Begrüßungszeremonie. Das ist hier mit Ritualisierung gemeint.¹⁰⁵ Mit Ritualisierung wird zwangsläufig Zeit verbraucht. Es dauert also länger, bis es mit dem losgeht, was auf die Eröffnung folgt. Darin ist kein Nachteil, sondern im Gegenteil ein gewünschter Effekt von Ritualisierung zu sehen. Roland Barthes hat in den »Mythen des Alltags« am Beispiel eines Auftritts von Billy Graham im Pariser Velodrome d'Hiver gezeigt, dass und wie der Aufschub und die Verzögerung dazu dienen, die fragliche Interaktionsepisode aufzuwerten. Je stärker die Eröffnung als Zeremonie zelebriert und feierlich in die Länge gezogen wird, desto stärker ist »in dieser ersten Phase der Zeremonie die große soziologische Bewegkraft der Erwartung« im Spiel.¹⁰⁶ Man kann auch sagen: Das Erleben von Kopräsens wird mit der Ritualisierung der Interaktionseröffnung strategisch aufgewertet. Es fängt nicht einfach an, sondern das Anfangen wird eigens markiert und hervorgehoben. Im Anschluss an eine Strategie aus der schriftlichen Kommunikation könnte man auch von einem *emphatischen* Interaktionsbeginn sprechen.¹⁰⁷ Die Interaktion hat schon längst begonnen, wenn der Beginn noch einmal emphatisch gefeiert wird. In diesen Fällen nimmt das Eröffnungsritual die Form einer Zeremonie an.

Auch unabhängig von solchen Fällen, die wie angedeutet häufig in der institutionalisierten Kommunikation anzutreffen sind, wo die zeremonielle Ausgestaltung der Begrüßung bereits zur Rahmung des Geschehens beiträgt, werden Interaktionseröffnungen auch sonst häufig zum Schauplatz mehr oder weniger alltäglicher Ritualisierungen, mit denen sich die Beteiligten nach Goffman ihrer wechselseitigen Wertschätzung und ihrer sozialen Beziehung versichern.¹⁰⁸ Hierhin gehören formelhafte Ausgestaltungen der Eröffnungsphase unterschiedlicher Art (Wie geht's?), insofern sie den Moment des Interaktionsbeginns gleichsam verlängern und ausdehnen. Wie häufig bei Ritualisierungen geht es dabei auch und gerade um Zugehörigkeit, die auf mehr abstellt als die auf Wahrnehmungswahrnehmung basierende soziale Anwesenheit, eben wahlweise auf etwas den flüchtigen Moment der Interaktion Überdauerndes wie soziale Gemeinschaft im Sinne von Bekanntheit, Vertrautheit oder Freundschaft innerhalb einer sozialen Beziehung. Kopräsensrituale im Rahmen der Interaktionseröffnung haben deshalb das Potential, die Grenzen von Kopräsens zu transzendieren, in diesem Fall: die Flüchtigkeit und zeitliche Begrenztheit der Interaktionsepisode zugunsten

einer schon früher andauernden und die Interaktion überdauernden sozialen Gemeinschaft. Genau das macht den Kern der Ritualisierung aus.¹⁰⁹

III.

Sobald eine Interaktionsepisode den Moment einer flüchtigen Begegnung überdauert und sich verfestigt, drängt mit Macht ein weiteres interaktionskonstitutives Problem in den Vordergrund: das Problem des *Sichabwechselns*, das bereits innerhalb der Eröffnungsphase im Spiel ist, wenn z.B. einer der Beteiligten grüßt und eine andere Beteiligte wenig später zurückgrüßt. Gleichwohl beruht die für Kopräsenz konstitutive Reflexivität der Wahrnehmung nicht auf einem Nacheinander aufeinander bezogener Wahrnehmungen, sondern auf der *Gleichzeitigkeit* von Wahrnehmungen, z.B. dem gleichzeitigen Sehen des Gesehenwerdens. Kopräsenz kann insbesondere im Rahmen von Ko-Orientierung und Ko-Ordination auch über die Eröffnungsphase hinaus und weitgehend auf multimodal realisierter Gleichzeitigkeit beruhen. Mit dem Übergang zur Ko-Operation im Rahmen gemeinsam geteilter Projekte (»joint projects«)¹¹⁰ wird Kopräsenz dann aber mehr und mehr ausgenutzt für anspruchsvolle, Zug-um-Zug-basierte Austauschprozesse. Das, was wir landläufig als Gespräch bezeichnen, ist ein solcher Zug-um-Zug-basierter Austauschprozess. Für ihn ist die Aufgabe des Sichabwechselns charakteristisch: Der oder die aktuell Sprechende muss sich darauf einstellen, zu dem oder der nächsten Hörenden zu werden, und umgekehrt muss sich der aktuelle Hörer, die aktuelle Hörerin darauf einstellen, zum nächsten Sprecher, zur nächsten Sprecherin zu werden. Das Sichabwechseln ist für den sprachlichen Austausch eine notwendige Folgelast: Das gesprochene Wort überdauert bekanntlich nicht den Moment seiner Hervorbringung und ist deshalb auf seine simultane Wahrnehmbarkeit (Hörbarkeit) angewiesen. Diese Wahrnehmbarkeit ist erheblich eingeschränkt, wenn nicht gleich ausgeschlossen, wenn mehrere Sprecher:innen gleichzeitig sprechen. Der Gebrauch von Sprache-in-Interaktion ist deshalb auf Reihenfolge und Nacheinander der Sprechenden angewiesen, anders gesagt: Sprecher:innen müssen sich abwechseln und ihr Nacheinander organisieren. Dazu sind sie nicht darauf angewiesen, die Reihenfolge ihrer Beiträge vorab zu klären und festzulegen (wiewohl auch das unter Anwesenden möglich ist). Sie müssen nicht einmal die Beiträge selbst vorab fabrizieren und dann nur noch abspulen (wiewohl auch das unter Anwesenden möglich ist). In sehr vielen Fällen gehen wir in eine Interaktion (»geraten einander ins Feld wechselseitiger Aufmerksamkeit«), ohne dass wir

uns vorher überlegt haben, was wir wann wie sagen wollen und wer wann »drankommen« soll. Selbstverständlich ist das freilich nicht. Im Gegenteil zeigt sich die Unwahrscheinlichkeit der verbalen Interaktion an dieser Stelle besonders anschaulich. Woher wissen die Beteiligten, wer als Nächste oder Nächster drankommt? Wie bringen sie es fertig, dass sie nicht immer wieder und über längere Zeit gleichzeitig sprechen? Wie vermeiden sie es umgekehrt, dass nicht immer wieder und über längere Zeit Schweigephasen entstehen? Woher können die Beteiligten wissen, wann die aktuelle Sprecherin, der aktuelle Sprecher »fertig« ist und ob eine Andere oder ein Anderer etwas sagen will? Wollte man Fragen dieser Art metasprachlich klären, käme der Austausch über Fragen der Regulation und Ordnung des Sprecherwechsels kaum hinaus. So geht es also nicht. Aber wie geht es dann?

Tatsächlich gibt es Interaktionen, in denen die aufgeworfenen Fragen weitgehend vorab geregelt werden und z.B. ein eigens für die Aufgabe der Rederechtszuweisung zuständige Funktion geschaffen und mit einer oder einem der Teilnehmenden besetzt wird, die oder der für nichts anderes als die Organisation des Sprecherwechsels (Moderation) zuständig ist, Listen führt und den »turn« jeweils übergibt an diejenigen, die ihr Redeinteresse auf eine vorab verabredete Weise »anmelden«. Es ist aber klar, dass wir es hier mit einer gleichsam domestizierten Form des Sichabwechselns zu tun haben, die nicht dem Alltag der freien Wildbahn entspricht (und im Übrigen auch nicht immer funktioniert). Näher an diesem Alltag ist die Einsicht, dass man das Sprechen-und-Zuhören nicht von außen an das Problem des Sichabwechselns herantragen muss (als käme es später dazu), sondern dass es von Anfang an – onto- wie phylogenetisch – in das Sichabwechseln unter Anwesenden eingebunden ist und als Kommunikationsmedium durch dieses Sichabwechseln maßgeblich geprägt worden ist. Dass sich mit dem Gespräch ein Zug-um-Zug-System des Sichabwechselns herausgebildet hat, ist also Teil der Evolution von (gesprochener) Sprache. Daher verwundert es nicht, dass die Sprache eine einzigartige Ressource für die Lösung der Teilprobleme des Sichabwechselns ist, mehr noch: für die Zwecke des Sichabwechselns »designt« worden ist. Sprechen unter Anwesenden impliziert deshalb eine fortlaufende Signalisierung nicht nur des aktuellen Dranseins, sondern auch der erwartbaren Dauer des weiteren Dranseins. Zuhören unter Anwesenden impliziert entsprechend eine fortlaufende Auswertung dieser Signale des Dranseins und der erwartbaren Dauer des Dranseins einschließlich insbesondere der Auswertung aller Signale für ein mögliches eigenes Drankommen. Wahrscheinlich ist es nicht übertrieben zu sagen: Sprechen-und-Zuhören *sind*

genau das, produzieren genau das: Signale für Dransein und Drankommen. Dabei gilt es, sich daran zu erinnern, dass unter Kopräsenzbedingungen Sendung und Empfang von Signalen nie einseitig verteilt sind: Jede Senderin und jeder Sender ist zugleich Empfänger:in, jede Empfängerin und jeder Empfänger zugleich Sender:in von Signalen.¹¹¹ Das Nacheinander von Sprechen- und -Zuhören, von Sprecher:in und Zuhörer:in lebt deshalb von der Gleichzeitigkeit der Multimodalität des Sendens und Empfangens von Signalen des Dranseins und möglichen Drankommens. Sprecher:innen liefern deshalb im Alltag keine vorgefertigt-vorfabrizierten Beiträge ab, sondern passen das, was »ihr Beitrag« werden wird, während der Produktion (»online«) an, so dass es im Kleist'schen Sinn tatsächlich zu einer »allmählichen Verfertigung der Gedanken beim Reden« kommt, zu einer »inkrementell« erfolgenden Produktion von Redeeinheiten.¹¹² Darin ist keine besonders anspruchsvolle (»künstlerische«) Leistung ausgewählter Sprecher:innen zu sehen, sondern ein unvermeidlicher Nebeneffekt der Produktion und Rezeption gesprochener Sprache unter Bedingungen von Kopräsenz: Sprecher:innen können nicht umhin (wenn sie nicht spezielle künstliche Vorkehrungen treffen) wahrzunehmen, wie das, was sie gerade von sich geben, von den Anwesenden auf- und wahrgenommen wird. Man kann sich vorstellen, dass es unter diesen Bedingungen höchst naheliegend ist, das eigene Sprechen entlang dieser Wahrnehmung zu modellieren. Das betrifft nicht nur, aber auch und gerade Signale, die sich auf das Sichabwechseln beziehen lassen, also z.B. auf das Drankommen-Wollen der Gesprächspartnerin oder des Gesprächspartners. Auf der anderen Seite können Zuhörer:innen ihrerseits nicht umhin, den im Werden befindlichen Beitrag des Sprechers oder der Sprecherin im Hinblick auf Signale des Dranbleibens auszuwerten, um das eigene Drankommen vorzubereiten und möglichst passend zu vollziehen, ohne die Andere oder den Anderen zu unterbrechen.

Wenn diese Beschreibungen halbwegs zutreffen, sollte sich insbesondere die Sprache in ihren grundlegenden Strukturen als Ressource des »turn taking« erweisen, die es z.B. auf Seiten der Zuhörerin oder des Zuhörers erlaubt, redeübergaberelevante Stellen nicht nur zu erkennen, sondern im Voraus antizipieren zu können, d.h. Erwartungen auszubilden, wie lange der oder die Andere noch dran sein wird und wann man selbst voraussichtlich dran kommen können wird, um diese Erwartungen durch entsprechende Signale zu etablieren und für die Sprecherin oder den Sprecher erwartbar zu machen. Auf Seiten der Sprecherin bzw. des Sprechers sollte es nicht nur möglich, sondern geradezu notwendig und unvermeidbar sein, mit dem Sprechen Signale des Dran-

seins und der Dauer des weiteren Dranseins auszusenden, also Erwartungen zu manifestieren und ihrerseits erwartbar zu machen, die das eigene weitere Sprechen, aber auch das Sprechen Anderer betreffen. Es ist nicht übertrieben zu behaupten, dass die Konversationsanalyse diese Nachweise in großer Fülle und Detailliertheit erbracht hat. Das gilt insbesondere für die Syntax der gesprochenen Sprache, die bereits in den ersten Arbeiten der Konversationsanalyse als wesentliche Ressource für die Konstruktion mehr oder weniger voraus-sagbarer und vorhersehbarer Redeeinheiten (»Turn«-Konstruktionseinheiten) (an)erkannt wurde. Syntax ist wohl nicht zuletzt und gerade das: ein System von Einheiten- und Abgrenzbarkeitshinweisen, das für Zug-um-Zug-Systeme wie das Gespräch konstitutiv ist – und wahrscheinlich genau deshalb entstanden ist:

Einer der Gründe, warum es in der menschlichen Sprache überhaupt so etwas wie Syntax gibt, scheint zu sein, dass die Syntax es ermöglicht, unabhängig vom Inhalt Vorhersagen über Abschlusspunkte von Redebeiträgen im Gespräch zu treffen. [...] Ohne Syntax und die damit verbundenen Projektionsmöglichkeiten wäre die erstaunliche Schnelligkeit und Reibungslosigkeit des Sprecherwechsels nicht erklärbar.¹¹³

Es versteht sich, dass die Syntax dabei nicht isoliert erscheint, sondern eingebettet in die gesamte Bandbreite der Multimodalität der Interaktion. Das betrifft auch weitere sprachbezogene Ressourcen wie die Prosodie, die Semantik und die Pragmatik von Äußerungen. Der Rückgriff auf diese unterschiedlichen Ressourcen kann von Fall zu Fall sehr unterschiedlich ausgeprägt sein. Es ist bekannt, dass in einer weitgehend an praktischen Tätigkeiten orientierten Ko-Operation die Sprache und alle sprachbezogenen Ressourcen stark zurücktreten können, während in gesprächslastigen (verbosen) Interaktionen, in denen die auf Sichtbarkeit beruhenden Modalitäten eingeschränkt oder wie am Telefon ganz ausgeschaltet sind, die Sprache als Ressource prägnant hervortritt. Wenn gesprochen-und-zugehört wird, ist grundsätzlich neben der Syntax auch die Prosodie als Ressource für Einheitenhinweise im Spiel. Vor allem Betonungen und Akzente, Tonhöhenbewegungen (insbesondere zum Einheitenende hin) und Sprechgeschwindigkeitsveränderungen tragen dazu bei, dass Intonationseinheiten entstehen, die als solche wahrgenommen und ausgewertet werden können für die Projektion einer Gesprächseinheit und ihres erwartbaren Abschlusses. Neben den formalen Einheitenhinweisen gibt es natürlich auch semantisch und pragmatisch definierte Einheitenhinweise, die

mit dem Bezug auf Welt und Handlung zu tun haben und ebenfalls erheblich dazu beitragen, dass das Sprechen-und-Zuhören tatsächlich der Erzeugung und Auswertung von Signalen des Dranseins und Drankommens entspricht. Es ist leicht vorstellbar, dass die Rekonstruktion von Einheitenhinweisen und ihres komplexen Zusammenspiels in der verbalen Interaktion ein weites Feld an Standardisierung und Variation eröffnet, das in einer mehr oder weniger situations- und kontextabstrahierenden, zudem oft stark schriftorientierten Grammatik – wenn überhaupt – nur ansatzweise erfasst werden kann. Darin ist einer der Gründe zu sehen, warum die Rezeption der Konversationsanalyse vor allem in der Linguistik auf einen sehr fruchtbaren Boden gefallen ist und mit der Gesprächsanalyse eine eigenständige linguistische Forschungsrichtung begründet hat, die nach wie vor auch und gerade mit Bezug auf das Sichabwechseln verfeinert und weiterentwickelt wird.¹¹⁴

In der Aufgabe des Sichabwechselns manifestiert sich auf besonders markante Weise ein allgemeines Strukturprinzip verbaler Interaktion, das Kopräsenz mit Nacheinander und Reihenfolge verknüpft (»Who comes next?«). Sprache dürfte als evolutionäre Errungenschaft maßgeblich dazu beigetragen haben, unter Bedingungen der auf Gleichzeitigkeit beruhenden Wahrnehmungswahrnehmung ein Zug-um-Zug-System zu etablieren, das weitgehend – wie am Sprecherwechsel soeben beschrieben – auf der Etablierung von Anschlussmöglichkeiten für nächste Züge beruht. Damit erhält das chronologische Vergehen von Zeit den Charakter sozial erlebter und behandelte Zeit, in der sich Erwartungserwartungen an das, was als Nächstes kommt, manifestieren können. In der Konversationsanalyse wird dieses Phänomen mit dem Terminus Sequentialität verbunden. Sequentialität meint viel mehr als nur Zeitlichkeit und Prozessualität.¹¹⁵ Über das Verstreichen von Zeit hinaus verweist Sequentialität auf eine grundlegend und genuin soziale Strukturebene der Selektivität von Kommunikation, die sich in der Zeit entfaltet. Kommunikation ist nicht nur ein zeitbindender Prozess, sondern ein Prozess, in und mit dem Zeit als Sinnfestlegung erfahrbar wird, die sich in der Erzeugung von Anschlussmöglichkeiten, -bedingungen und -erwartbarkeiten manifestiert. Im Sprecherwechsel kommt dieser Prozess wie die Spitze des Eisbergs an die Oberfläche.¹¹⁶

IV.

Der Aufgabe des Sichabwechselns steht die Aufgabe des Beitragens und der Themenorganisation nahe, dem »Wer-kommt-als-Nächste oder -Nächster?«

das »Was-kommt-als-Nächstes?«. Das Sichabwechseln der Sprecher:innen impliziert den Bezug (die Referenz) auf Welt und das Beitragen zu einem Thema, das das Gespräch zusammenhält und insbesondere in institutionalisierter Kommunikation auch den Anlass für die Begegnung darstellen kann. Bezüge auf Welt gehören zu Kopräsenz wohl von Anfang an dazu. Sie dürften zunächst aber kaum über das hinausgereicht haben, was für die Anwesenden situativ wahrnehmbar ist, vereinfacht gesagt: über das, worauf *gezeigt* werden kann und was auf diese Weise Teil der gemeinsam geteilten Aufmerksamkeit werden kann. Das ändert sich mit der Konfiguration von Kopräsenz durch Sprache, mit der es möglich wird, auf Welt auch außerhalb des sinnlich Wahrnehmbaren Bezug zu nehmen, Welt in einem umfassenden Sinn zu thematisieren. Ungeachtet dessen bleibt die Wahrnehmung – gerade zu Interaktionsbeginn – eine wichtige Ressource für den thematischen Einstieg in ein Gespräch und für das, worüber man relativ voraussetzungslos sprechen und wozu man beitragen kann.

Wie alle anderen Aufgaben schafft auch die Anforderung des Beitragens eigene Schwellen der Entmutigung, die zur Unwahrscheinlichkeit der Interaktion beitragen. Worüber sollen wir sprechen? Wie stimmen wir uns darüber ab, worüber wir reden wollen? Bekanntlich ist es dafür nicht notwendig, vorab eine Tagesordnung mit Besprechungspunkten festzulegen oder am Anfang einer Begegnung das Thema oder die Themen explizit auszuhandeln. Aber wie funktioniert es dann? Wie kommt man in ein Gesprächsthema hinein, und woher kann man wissen, worüber die oder der Andere gerne reden möchte und welches Thema auf keinen Fall angeschnitten werden sollte? Woher kann man wissen, dass mögliche Themen nicht schnell erschöpft sind und der gemeinsame Themenvorrat überhaupt genügend Stoff hergibt? Wer ist für die Themenwahl und -initiierung zuständig? Wieso führt die Frage, was als Nächstes kommen soll, nicht zu einem Dauerstress für die Beteiligten, der sie daran hindert, sich überhaupt auf ein Gespräch einzulassen? Wie beim Sichabwechseln beruht auch das Beitragen auf dem Aufbau und der Etablierung von Erwartungen, die in diesem Fall die Frage betreffen, *worüber* geredet werden soll. Es versteht sich, dass die Etablierung thematischer Erwartungen mit Erwartungen an die nächste Sprecherin oder den nächsten Sprecher einhergehen (können) und umgekehrt. Das Beitragen ist so gesehen Teil der Sequentialität der Interaktion, d.h. der Organisation von Reihenfolge und Nacheinander. Die thematische Struktur eines Gespräches ist deshalb grundsätzlich eine sequentielle Struktur (»why that now«),¹¹⁷ die sich in Themaeinführungs-, -beibehaltungs-, -entwicklungs-, -abschluss- und -wiedereinführungshinweisen

manifestiert,¹¹⁸ mit denen sich die Beteiligten aufzeigen, dass ein bestimmtes Thema auf eine bestimmte Weise an einer bestimmten Stelle des Gespräches eingeführt (»bounded topic«),¹¹⁹ beibehalten, weiterentwickelt (»shaded topic«),¹²⁰ abgeschlossen¹²¹ und womöglich noch einmal wiederaufgenommen wird. Worüber geredet wird, ergibt sich auf diese Weise in vielen Fällen alltäglicher Interaktion aus dem Gespräch selbst.

Wie genau das im Einzelnen funktioniert und welche Ressourcen dabei genutzt werden, ist in der Konversationsanalyse immer wieder untersucht worden.¹²² So ist bekannt, dass am Anfang der Interaktion der Bezug auf Welt weitgehend ritualisiert ist durch kürzere Austauschaktivitäten in Form von Paarsequenzen. Sie konstituieren eine Art »vorthematische Eröffnungssequenz«¹²³ im Sinne eines Vorlaufs, in dem es um allgemeine »interaktionsgeschichtliche Präliminarien«¹²⁴ geht, die noch nicht zu gesprächsspezifischen Themen gehören und deshalb den Themendruck zu Beginn des Gespräches erheblich entlasten und gleichzeitig auch schon Möglichkeiten für Expansionen bieten. Dazu können etwa die Vorstellung und Identifizierung gehören und der Austausch von Erkennungssignalen, insbesondere wenn es sich um Erstkontakte handelt, Erkundigungen nach dem Wohlbefinden und Ergehen der oder des Anderen und auch Fragen nach der Verfügbarkeit für ein Gespräch. Daneben macht sich in dieser Vor- und Frühphase des Beitragens auch die Wahrnehmung der Beteiligten als Ressource für ein thematisches »warming-up« bemerkbar. Unter bestimmten Umständen können Aspekte der sinnlichen Wahrnehmung, insbesondere wenn sie irgendwie auffällige und außergewöhnliche Umstände betreffen, leicht die Schwelle der Thematisierbarkeit überschreiten. Dazu gehört bekanntlich das Wetter, das sich auch unter Unbekannten als thematische Ressource in der Frühphase des Gespräches eignet.¹²⁵ Aufgrund ihres rituellen Austauschcharakters werden diese Sequenzen noch zur Gesprächseröffnung gezählt, wenngleich sich daraus, wie schon erwähnt, leicht erste thematische Expansionen ergeben können.¹²⁶ Den Übergang in die thematische Phase und die Aufgabe des Beitragens im engeren Sinn markiert dann die Einführung des »ersten Themas« (»first topic«).¹²⁷ Es ist nicht nur chronologisch das erste Thema, das im Anschluss an die Eröffnungssequenz mit ihren Austauschritualen gesprächsspezifisch angeschnitten wird. Es hat als solches auch einen besonderen Status als besonders wichtiges Thema, insofern es häufig den Anlass und Grund des Gespräches ausmacht und in dieser Funktion durch Gliederungssignale auch markiert wird. Mit der Initiierung des ersten Themas nimmt die Aufgabe des Beitragens erkennbar Fahrt auf. Aber natürlich braucht nicht jede Inter-

aktion einen Grund und Anlass, mit dem eine oder einer der Beteiligten in das Gespräch hineingeht. Kopräsens kommt auch zustande, indem sich die Beteiligten mehr oder weniger zufällig in das Feld wechselseitiger Wahrnehmung geraten und daraufhin ein Gespräch starten, das keinen vorgegebenen Zweck hat, sondern aus einer Gelegenheit heraus entsteht (Small Talk). Für die Anforderung, unter diesen Bedingungen geeignete Themen ausfindig zu machen, haben sich insbesondere in Erstkontakten unter einander nicht schon bekannt-vertrauten Gesprächspartnerinnen oder Gesprächspartnern sogenannte »which«-type questions« bewährt, die sich auf die kategorielle Zugehörigkeit der oder des Anderen beziehen. Zugehörigkeit ist eine Ressource für das Ausfindigmachen von Gesprächsthemen, wenn die Beteiligten nicht genügend voneinander wissen, um bereits über verlässliche und ergiebige Gesprächsthemen zu verfügen. In derartigen Situationen sind explizite Klärungen von Zugehörigkeit keine Seltenheit, weil Zugehörigkeiten in diesem Zusammenhang als Topoi (aufgrund) der Person fungieren, mit deren Hilfe konversationelle Anschlussmöglichkeiten für das Beitragen zu einem Thema ausfindig gemacht werden können. In diesem Zusammenhang berichtet Harvey Sacks über einen speziellen Typus von Fragen, die schon genannten »which«-type questions«, die die Klärung von Zugehörigkeit initiieren, indem sie als Antwort eine bestimmte soziale Kategorisierung verlangen, die die thematische Gesprächsfortsetzung erleichtern und ankurbeln: »When you get some category as an answer to a ›which‹-type question, you can readily formulate topics of conversation based on the knowledge stored in terms of that category.«¹²⁸ Die Klärung von Zugehörigkeit ist demzufolge häufig ein Motor der Themenprogression, der dazu beiträgt, Themenpotentiale aus einer Schritt-für-Schritt- bzw. »turn-by-turn«-spezifizierten sozialen Zugehörigkeit hervorgehen zu lassen und auf ihre Ergiebigkeit für das weitere Gespräch zu testen. Zugleich drängt mit der Klärung von Zugehörigkeit bereits die Aufgabe der Positionierung und sozialen Kategorisierung in den Vordergrund der Interaktion (auf die wir noch zurückkommen), mit der sich – allgemein gesprochen – die Gesellschaft als Themenressource bemerkbar macht, die dafür aufkommt, dass die Beteiligten ihre thematischen Ressourcen nicht ad hoc aufbauen und entwickeln müssen. Die Gesellschaft stellt so gesehen einen Themenvorrat zur Verfügung, der die Vielfalt der möglichen Themen einschränkt mit Bezug auf besonders naheliegende und erwartbare Themen. Niklas Luhmann spricht in diesem Sinne von »Kultur« und »Semantik«:

Themen werden nicht jeweils fallweise neu geschaffen, sind aber andererseits auch nicht durch die Sprache, etwa als Wortschatz, in ausreichender Prägnanz vorgegeben (denn die Sprache behandelt alle Worte gleich und disponiert noch nicht über die Themafähigkeit in kommunikativen Prozessen). Es wird demnach ein dazwischenliegendes, Interaktion und Sprache vermittelndes Erfordernis geben – eine Art Vorrat möglicher Themen, die für rasche und rasch verständliche Aufnahme in konkreten kommunikativen Prozessen bereitstehen. Wir nennen diesen Themenvorrat Kultur und, wenn er eigens für Kommunikationszwecke aufbewahrt wird, Semantik.¹²⁹

Kultur und Semantik gehören zu den wichtigsten Ressourcen für das Beitragen der Teilnehmer:innen zu Gesprächsthemen. Sie gehen über die grammatisch-syntaktischen Ressourcen der Sprache hinaus, mit denen z.B. thematisch relevante Referenzen im Zuge der Themaeführung auffällig hervorgehoben werden können,¹³⁰ indem sie erklärbar machen, dass und wie sich das Finden und Bearbeiten von Themen im Gespräch scheinbar wie von selbst ergibt. So versteht sich, dass die Beteiligten nicht davor zurückscheuen, sich auf die Anforderung des Beitrags immer wieder und auch ohne thematischen Vorsatz auch unter Unbekannten einzulassen. Zugleich wird im sprachlich konstituierten gesellschaftlichen Themenvorrat und seiner Nutzung beim Beitragen manifest, dass Interaktion »kein Staat im Staate«¹³¹ ist, sondern Mitvollzug von Gesellschaft: Auch unter Bedingungen von Kopräsenz sind die, die sozial anwesend sind, zugleich in komplexer Weise zugehörig zu sozialen (Wir-)Gruppen, die Anwesenheit und episodisch gebundene Kopräsenz überdauern, worauf wir bei der Besprechung der Aufgabe des Positionierens im Folgenden näher eingehen.

V.

Mit den »which-type questions« haben wir bereits die Aufgabe des *Positionierens* angesprochen. Die mit diesen Fragen verbundene Klärung von Zugehörigkeit innerhalb einer Frage-Antwort-Sequenz stellt freilich bereits eine sehr auffällige Umgangsweise mit der ansonsten oft im Hintergrund miterledigten Aufgabe der Selbst- und Fremddarstellung dar. Die Anforderung, sich selbst und die Anderen darzustellen und zu präsentieren, dürfte unmittelbar aus der Situation der Kopräsenz mit wechselseitiger Wahrnehmung hervorgegangen sein. In dem Maße, in dem die Beteiligten füreinander wahrnehmbar und aufeinander aufmerksam werden, machen sie sich auch in ihrer Präsenz zugäng-

lich und mit Bezug auf die oder den jeweils Anderen empfänglich für eigene und fremde Aspekte ihrer Identität und der ihrer Partner:innen, die über die wechselseitige Wahrnehmung bloßer Anwesenheit hinausgehen. In einem allgemeinen Sinn ist das Positionieren deshalb eine allgegenwärtige Praxis, die geradezu unvermeidbar anläuft und dabei auf Klärungsfragen wie die eingangs genannten in der Regel nicht angewiesen ist. Vor allem in der Soziologie und Sozialpsychologie ist das gut bekannt, wie die beiden folgenden Zitate belegen: »Wenn ein Fremder uns vor Augen tritt, dürfte uns der erste Augenblick befähigen, seine Kategorie und seine Eigenschaften, seine ›soziale Identität‹ zu antizipieren.«¹³² Und von der Aussage ähnlich: »We only have to look as far as the first street corner, where long hair, a police uniform or skin colour warrant quick assignment to a category from which further inferences can then be drawn.«¹³³ Kategorisierungen dieser Art, die wir zum Positionieren zählen (s.u.), sind offenbar alltäglich und unvermeidlich. Sie sind folgenreich und wirksam, insofern sie direkt zur Gruppenbildung beitragen, die als tiefe gesellschaftliche Implikation der Aufgabe des Positionierens zu verstehen ist. Auch das ist gut bekannt: »Die Bildung einer menschlichen Gruppe ist [...] ein symbolischer, nicht ein physischer Sachverhalt.«¹³⁴

Insbesondere mit Blick auf die Konstitution eines Wir, dem Andere (ihr) gegenübergestellt und von dem Andere abgegrenzt werden können (sie), ist die Kraft alltäglicher Kategorisierungen oft beschrieben worden. Kategorisierungen können sich dabei weitgehend freimachen von »natürlichen« Beschränkungen:

[D]ie Wir-Gruppen-Konstruktion [wird] als ein extrem variabler, ohne Muß- und Idealgrößen territorialer oder zahlenmäßiger Art auskommender Vorgang in der Reihe moderner ›Fabrikationen der Fiktionen‹ (Carl Einstein) ausgedeutet – als Erfindung einer Tradition, als Sinngebung absolut kontingenter Existenz, als Erzählung. [...] Es kann sich dabei um fiktive Abstammungsgemeinschaften und erweiterte Verwandtschaftsgruppen handeln, aber ebenso kommen Alters- und Generationskohorten, Religionsgemeinschaften, korporative Verbände und räumliche Nachbarschaften in Frage. Über alle solchermaßen konstruierten Wir-Gruppen werden Ressourcen und Besitzverhältnisse bestimmt, konstituiert sich Teilhabe an der Macht und werden moralische Instanzen organisiert. Ein selbstreferentielles, für selbstverständlich genommenes Zugehörigkeitsgefühl, das Rechte schafft, Pflichten begründet und vor allem Vertrauen schafft, kann sich einer endlosen Palette von inputs und symbolischer Formen bedienen. Die Wir-Gruppen-Konstruktion ist demnach ein elementares, zweiwertiges Klassifi-

kationsmuster. Der Code »wir und sie« (oder innen und außen) funktioniert ähnlich exklusiv wie die Geschlechterdifferenz, die politische Rechts-Links-Dichotomie, die Hierarchie von oben und unten oder der Gegensatz von Zentrum und Peripherie.¹³⁵

Natürlich vollziehen sich solche Prozesse der Gruppenbildung nicht ausschließlich und in der Gegenwartsgesellschaft vielleicht nicht einmal mehr primär unter Bedingungen von Kopräsenz. Aber wenn man sich fragt, wo und wie für solche voraussetzungsreichen Gruppenbildungen phylo- und ontogenetisch die Grundlagen gelegt werden, stößt man auf die Kernaufgabe des Positionierens, die als Anforderung bereits aus frühen Formen von Ko-Operation hervorgegangen sein dürfte. Dabei darf man sich den Sachverhalt allerdings nicht schon durch die Brille der Gegenwart(-sgesellschaft) heraus vorstellen. Es ist nicht so, dass die Beteiligten eben einfach vieles von ihrem Gegenüber sehen, was mit seiner und ihrer – als mehr oder weniger gegeben – gedachten »Identität« zu tun hat und womöglich darüber Aufschluss gibt, was für eine oder einer die oder der Andere und man selbst jeweils »ist« (z.B. gemäß uns Gegenwartsmenschen gewohnten sozialen Kategoriensammlungen wie z.B. Geschlecht, Alter, Herkunft, Konfession, Beruf oder Klasse). Vielmehr sind solche Rückschlüsse und Interpretationen auf der Grundlage von Zugehörigkeitsdarstellungen¹³⁶ bereits das voraussetzungsreiche Ergebnis von Kopräsenzsituationen, innerhalb derer die Beteiligten allmählich damit begonnen haben dürften, auf die für ihre jeweilige Kooperation relevanten Seiten der oder des Anderen (und an sich selbst) aufmerksam zu werden. Die Reichhaltigkeit der sozialen Kategorien geht mit der Komplexität der Ko-Operation Hand in Hand. Je komplexer die kopräsent erlebte und vollzogene Ko-Operation, desto reichhaltiger und vielfältiger die Seiten der oder des Anderen und die an sich selbst erfahrenen Seiten, die bei neuerlichen Zusammenkünften beobachtet und mehr und mehr auch erwartet werden können. Es ist anzunehmen, dass routinisiert eingespielte Ko-Operationen im Format gemeinsamer Aktivitäten dann auch allmählich ihre Spuren in Selbst- und Fremdbildern hinterlassen, die ihrerseits Formen annehmen können: Formen des ritualisierten Umgangs miteinander, Formen also des Verhaltens, aber auch Formen der Präsentation, in denen man sich der oder dem Anderen in einem bestimmten Licht zeigt und Aktivitäten in einem auf die Andere oder den Anderen angepassten Zuschnitt ausführt. Man zeigt sich (vor dem und für die Andere oder den Anderen, aber auch für sich selbst) mit dem, was man tut, und vor allem auch damit, *wie* man es

tut. All das hinterlässt Spuren im Auftreten, in Gebärden und in der Art, wie man sich hinstellt (eine Position einnimmt), und vielleicht auch in der Art, wie man seine äußere Erscheinung (Kleidung, Schmuck, Kosmetik, ...) auf eine bestimmte Kopräsenssituation hin vorbereitet und zurechtmacht. All das wiederum geschieht nicht in Isolation, sondern als Bestandteil geteilter Aufmerksamkeit. Leicht kann man sich vorstellen, wie im Kontext einer auf einen bestimmten Zweck zugeschnittenen Ko-Operation aus geteilter Aufmerksamkeit (für ein Projekt) so etwas wie »geteilte Intentionalität« wird mit Aufgaben, Zuständigkeiten und Verantwortungen, aus einem Wir, das hier und jetzt den Augenblick teilt, ein kollektives Wir, das über den Augenblick hinaus Werte und Normen bei »uns« unterstellt und voraussetzt – womit wir dann bereits bei frühen Formen von Wir-Gruppen-Bildung wären.¹³⁷ An dieser Stelle zeigt sich anschaulich, wie das Problem der Selbst- und Fremddarstellung (Wer sind wir?) und die darauf bezogene Aufgabe der Positionierung unmittelbar aus dem Problem der Situierung und der Aufgabe der Ko-Operation hervorgehen. Als direkte Folge von Ko-Operation trägt das Positionieren jedenfalls maßgeblich zu Prozessen der gesellschaftlichen Gruppenbildung bei und hilft erklären, wie aus anwesenheitsgebundenen Kopräsensgemeinschaften Gruppen entstehen können, die die Zufälle und Unwägbarkeiten von Kopräsensepisoden im Sinne sozialer Gruppen überdauern, die nicht auf Kopräsens, sondern auf Gesellschaft verweisen. Wie schon angedeutet bei der Besprechung der Interaktionseröffnung (s.o. Abschnitt II. in diesem Kapitel) ist u.a. das Positionieren dafür verantwortlich, dass sich Interaktion als Vollzug von Gesellschaft verwirklichen kann.¹³⁸ Je stärker die Entwicklung von Interaktion, Organisation und Gesellschaft und mit ihnen die Eigenständigkeit der damit verbundenen Bildung sozialer Systeme vorangeschritten ist, desto anspruchsvoller, unüberschaubarer, vielfältiger und reichhaltiger werden die Positionierungsmöglichkeiten und -herausforderungen, die in die Interaktion eingeschwemmt werden. Man sieht daran sehr anschaulich, wie sich die Interaktion mit dem Positionieren Potentialen von Zugehörigkeit öffnet, die jenseits von Anwesenheit liegen und auf Gesellschaft verweisen. Das zeigt sich auch schon an den sozialen Kategorien, die in den sogenannten »which-type questions« von den Teilnehmenden genutzt werden können, um Themen zu generieren für die Gesprächsfortsetzung. Die fraglichen sozialen Kategorien (die wir eingangs schon zitiert haben: Alter, Geschlecht, Herkunft, Konfession, Beruf, Klasse, ...) können ihre Rolle als Themenauslöserinnen nur spielen, weil sie als bekannt und relevant mehr oder weniger vorausgesetzt werden können (was nicht heißt, dass man mit ihnen nicht Schiffbruch

erleiden kann)¹³⁹ und in einer bestimmten Gesellschaft als »Kategoriensammlung« und «-inventar»¹⁴⁰ weit verbreitet sind.¹⁴¹ Gesellschaften zeichnen sich womöglich genau dadurch aus, was für Sammlungen und Inventare sie für das Positionieren, Kategorisieren, Typisieren, Gegenüberstellen, Zuordnen, Zuschreiben und Bewerten von Mitgliedschaften bevorzugen und vorrangig zur Verfügung stellen, kurz gesagt: nach welchen Kriterien und Maßstäben sie die soziale Welt aufteilen.¹⁴²

Die Breite der Aufgabe des Positionierens, die wir hier angefangen von ersten Sedimentierungen früher Zweck- und Intentionsgemeinschaften bis zur Komplexität sozialer Kategorisierungen unserer modernen Gesellschaft skizziert haben, spiegelt sich in der Vielfalt der Terminologie zur Bezeichnung und Untersuchung der Phänomene, die der Sache nach zu dieser Aufgabe gehören – wie die Reihung der Verben im letzten Satz des vorausgehenden Absatzes bereits andeutet. Wir halten hier am Positionierungsbegriff fest, weil es sich um einen vergleichsweise dehnbaren und zugleich anschaulichen Begriff handelt. Anders als die Interaktionseröffnung, der Sprecherwechsel und die Themenorganisation ist das Positionieren keine konversationelle Aufgabe, die in den Einführungen in die Konversationsanalyse wie selbstverständlich als eigene Aufgabe mitbesprochen wird. Dabei hat diese Aufgabe in der frühen Konversationsanalyse mit Harvey Sacks Studien zu den sogenannten »membership categorization devices« eine lange zurückreichende Forschungstradition, die in der Rezeption vor allem mit dem Konzept der sozialen Kategorisierung verbunden wird. Positionieren erscheint dann als eine Aufgabe, bei der es vor allem um das Zuordnen von Personen zu sozialen Gruppen und um das Zuschreiben und Bewerten gruppenspezifischer Eigenschaften und Verhaltensweisen geht.¹⁴³ Der Positionierungsbegriff kommt dagegen aus einer sozialpsychologisch geprägten Forschungstradition.¹⁴⁴ Dort erscheint das Positionieren eher im konkret-anschaulichen Sinn des Wortes als Art und Weise, sich gegenüber anderen im Gespräch zu »positionieren«, d.h. eine bestimmte Haltung und Position (z.B. für oder gegen eine Einstellung oder Haltung) einzunehmen. Dieser Positionierungsbegriff ist auch in nicht metaphorischer Weise darauf bezogen worden, wie Interaktionsbeteiligte in einem Raum bestimmte räumliche Positionen beziehen, sich dazwischen hin und her bewegen, andere verdrängen bzw. auf Plätze verweisen und selbst Plätze einnehmen.¹⁴⁵ Schließlich wäre auch noch auf die gesprächsanalytisch viel rezipierte Begrifflichkeit der Selbst- und Fremddarstellung hinzuweisen, die auf Erving Goffmans Konzept der Selbstdarstellung im Alltag zurückgeht¹⁴⁶ und z.B. bei der Analyse »[n]ationale[r] Selbst- und Fremdbilder« im Zuge der Umbruchsitua-

tionen in Ostmitteleuropa in den 1980er und 90er Jahren oft wiederaufgenommen worden ist.¹⁴⁷ Als Selbst- und Fremddarstellung erscheint Positionierung als eine Art unvermeidliche Begleiterscheinung des Sprechens-und-Zuhörens, die nicht nur aus dem resultiert, *was wir sagen*, sondern vor allem daraus, *wie wir es sagen*, und die maßgeblich an der Beziehungsdefinition der Teilnehmer:innen beteiligt ist.¹⁴⁸ Positionieren lebt als Aufgabe in diesem Zusammenhang vor allem davon, dass sie sich eher implizit und zwischen den Zeilen ergibt, also interaktiv hintergründig erledigt wird. Das muss natürlich nicht der Fall sein. Wie jede Aufgabe kann auch die Positionierung in den Vordergrund der Kommunikation geraten. Das ist vor allem bei Formen der Selbstthematizierung (und Fremdthematizierung) der Fall, in denen das eigene Selbst ausdrücklich zum Thema gemacht wird.¹⁴⁹

Der Durchgang durch die Breite der mit Positionierung verbindbaren Konzepte ist keineswegs abgeschlossen,¹⁵⁰ aber er dürfte andeuten, wie komplex und vielschichtig diese Aufgabe ist. Vor der Folie dieser Aufgabe entfaltet sich eine spezifische Unwahrscheinlichkeit der Interaktion daraus, dass die Beteiligten zu gemeinsam Beteiligten an einer Aufführung werden, die für alle Anwesenden verschiedene Positionen vorsieht, die von diesen gleich mit Beginn der Interaktion einzunehmen sind. Je komplexer die Gesellschaft ist, in der sich Kopräsens ereignet, desto vielfältiger und unvorhersehbarer werden die möglichen Präsenz- und Beteiligungsfiguren, die – zumal wechselseitig – in Rechnung zu stellen und zu übernehmen sind. Woher weiß ich, von welcher konkreten Seite ihrer oder seiner Identität sich die oder der Andere nähert und ich selbst mich ihr oder ihm nähern soll/will? Worauf muss ich in der Interaktion mit ihr oder ihm Rücksicht nehmen und welche Aspekte unserer Beziehung gilt es, in der Begegnung in den Vordergrund zu stellen? Was für eine Art von Gruppenbildung werde ich mit ihr oder ihm eingehen können? Als was präsentiere ich mich selbst und welche der vielen Aspekte unserer Zugehörigkeit(en) sollen in der Episode zum Tragen kommen? Welche Haltungen und Ansprüche soll ich der oder dem Anderen gegenüber einnehmen? Wer bin ich – und wenn ja, wie viele? Fragen wie diese, die in einer identitätssensiblen Gegenwartsgesellschaft vielleicht gar nicht so kontraintuitiv klingen (wie sie gemeint sind), deuten positionierungstypische Schwellen der Entmutigung an, die danach fragen lassen, warum und aufgrund welcher Ressourcen solche Schwellen im Alltag immer wieder überwunden werden.

Wenn wir uns bei der Kommentierung der Ressourcen an empirischen Studien aus unserer historisch rezenten Gegenwart orientieren, ist es naheliegend, zunächst auch in diesem Zusammenhang auf Wahrnehmung als

Ressource hinzuweisen. Die Wahrnehmung von Zugehörigkeit erlaubt eine vergleichsweise niedrigschwellige und hintergründige Miterledigung des Positionierens. Die Beteiligten sehen und hören sich – und haben mit ihrer wechselseitigen Wahrnehmung bereits weitreichende Zugehörigkeitsschlüsse gezogen, auf deren Grundlage sie die Interaktion in einer Weise fortsetzen können, dass darin basale Kategorisierungen bereits impliziert sind. Man denke daran, wie sehr eine bestimmte Situation, die äußere Erscheinungsform und Zurechtmachung des Körpers und weiterreichende Kleidungs- und Gestaltungsmöglichkeiten Zugehörigkeiten hochgradig nahelegen können, ohne dass darüber gesprochen werden muss. Freilich bleiben Positionierungen, die lediglich auf der Erwartbarkeit von Wahrnehmungen beruhen, typischerweise vage und unbelastbar. An dieser Stelle schafft die natürliche Sprache schon mit der Grammatik der Personalreferenz und dann noch einmal mit der weitergehenden Möglichkeit der expliziten Thematisierung Klarheit.¹⁵¹

Aber wie immer verändern die Aufgaben ihre Charakteristik und ihr Aussehen, wenn und sobald Sprache bei ihrer Erledigung die Hauptrolle übernimmt. Das gilt auch und gerade für das Positionieren, wenn man daran denkt, welcher Schub in die Selbst- und Fremddarstellung und in die damit verbundenen Prozesse der Gruppenbildung hineinkommt, wenn Zugehörigkeiten nicht länger mit augenblicks- und ortsbegrenzten Kollektivitäten verbunden werden, sondern auf Begriffe gebracht werden, d.h. über das »Wir« (und »Sie«) hinausgehen zugunsten der Semantik zugehörigkeitsbezogener Begrifflichkeiten. An historischen Kategorien zur Unterscheidung und Gegenüberstellung von Gruppen lässt sich diese Dynamik besonders gut studieren. So hat der Historiker Reinhart Koselleck speziell die Kraft von Begriffen als Indikatoren und Faktoren der Gruppenbildung herausgestellt. Begriffe gewinnen demnach ihre Eigentümlichkeit daraus, wie sie einerseits auf die Erfahrung mit »politisch wirksamen Handlungseinheiten« reagieren und wie sie andererseits die Erwartung an solche Handlungseinheiten auf einen Begriff bringen, der sich der zeitgenössischen Erfahrung zunächst gerade noch entzieht und deshalb zwangsläufig vorgreift.¹⁵² Koselleck weist entsprechend darauf hin, dass für die Bildung von sozialen Gruppen im Sinne politisch wirksamer Handlungseinheiten »Begriffe« notwendig sind,

in denen sich eine Gruppe wiedererkennen und selbst bestimmen muss, wenn sie als Handlungseinheit will auftreten können. Ein Begriff in diesem hier verwendeten Sinne indiziert nicht nur Handlungseinheiten, er

prägt und schafft sie auch. Er ist nicht nur Indikator, sondern auch Faktor politischer oder sozialer Gruppen.¹⁵³

Im Gegensatz zum »schlichten Gebrauch des ›wir‹ und des ›ihr‹«¹⁵⁴ zeichnet es Begriffe – das sind in Bezug auf Zugehörigkeit soziale Kategorien – aus, dass eine politische oder soziale Handlungseinheit damit »Kollektivnamen wie ›Nation‹, ›Klasse‹, ›Freundschaft‹, ›Kirche‹ usw.« erhält, die jeweils einen »konkreten Allgemeinheitsanspruch« zum Ausdruck bringen.¹⁵⁵ Erst mithilfe solcher Begriffe werden »Aus- und Eingrenzungen« auch über den Kreis der gerade Anwesenden, über das Hier und Jetzt von »wir« und »ihr« möglich und wahrscheinlich. Anders gesagt: »Die Wirksamkeit gegenseitiger Zuordnungen steigert sich geschichtlich, sobald sie auf Gruppen bezogen werden«.¹⁵⁶

Sie steigert sich noch einmal erheblich, sobald diese gruppenbezogenen Zuordnungen ihrerseits auf Kollektivnamen bezogen werden, in denen sich gruppenkonstitutive Einheit auch »begrifflich artikuliert«.¹⁵⁷ Soziale Kategorien dienen also nicht nur der Bezeichnung und Benennung der Gliederung der sozialen Welt, sondern genauso ihrer Bildung und Ausprägung. Die Verwendung und Schaffung von Selbstbezeichnungen im Gespräch, mithilfe derer sich Anwesende als Zugehörige einer sozialen Gruppe als solche wiederfinden, erleben und engagieren können, ist insofern ein Beleg dafür, wie auch unter den beschränkten Bedingungen von Kopräsens dazu beigetragen wird, politische bzw. soziale Handlungseinheiten zu schaffen und auszufüllen.

VI.

Die Aufgabe der *Rahmung* hängt eng mit der Aufgabe der Positionierung zusammen, geht aber nicht darin auf. Mit der Aufgabe der Rahmung ist ergänzend zur Positionierung gemeint, dass sich die Anwesenden Gewissheit darüber verschaffen, was, salopp gesagt, zwischen ihnen gerade abläuft (»What's going on?«). Wer sie gerade füreinander sind, hängt eng mit dem zusammen, was sie gerade zusammen miteinander machen (und umgekehrt). Insofern gehen Positionierung und Rahmung in der Regel Hand in Hand. Die Rahmung beinhaltet z.B. schon die Frage, ob es sich um fokussierte Interaktion handelt, bei der die Beteiligten ein gemeinsames Projekt mit wechselseitigem Austausch verfolgen, oder um unfokussierte Interaktion, bei der sich die Kooperation weitgehend auf Ko-Orientierung und Ko-Ordination beschränkt (wie z.B. in einer Wartezimmersituation). Natürlich steigen die Rahmungsanforderungen in fokussierter Interaktion noch einmal an, z.B.

mit Bezug auf die Frage, ob es einen speziellen Anlass und Grund des Treffens (»social occasion«)¹⁵⁸ gibt, wie im Falle institutionalisierter Interaktion (und worin der gegebenenfalls besteht), oder ob es sich um eine mehr oder wenige offene, z.B. dem Small Talk gewidmete Begegnung handelt, bei der der Ausgang noch offen ist. Rahmung findet in der institutionalisierten Interaktion einen besonders markanten Ausdruck (worauf wir noch zurückkommen werden), aber sie beschränkt sich nicht darauf. Wenn wir den Situationsbegriff nicht für die Aufgabe der Situierung reserviert hätten (s.o.), könnte man auch sagen, dass die Rahmung auf eine Art von Situationsdefinition hinausläuft: Die Beteiligten müssen sich im Klaren darüber sein, in was für einer sozialen Situation sie sich gerade befinden – und davon ausgehen können, dass sie diese Definition der sozialen Situation bis zu einem bestimmten Grad teilen. Das fängt eben nicht erst bei institutionell konfigurierter Kopräsenz an, sondern mit einer Art zumeist stillschweigender Begründung (»account«) für das aktuelle Zusammensein. Diese Begründung wird nicht ein für alle Male »gegeben«, sondern entsteht, wächst, entwickelt und verändert sich flexibel und dynamisch mit der Interaktion mit. Wenn man auch in diesem Punkt an frühe Formen von Rahmung herankommen will, darf man sich dazu nicht die in unzählige Aktivitätstypen sehr fein ausdifferenzierte moderne Gesellschaft vorstellen. Vielmehr wird man an einen noch gut überschaubaren gesellschaftlichen Zusammenhang ausgewählter gemeinschaftlicher Veranstaltungen denken (in enger Anlehnung an die Aktivitäten der täglichen Lebensnotwendigkeiten), die dem Beisammensein seinen sozialen Sinn, d.h. seinen für alle mehr oder weniger einsichtigen gemeinsamen Handlungsrahmen (»frame«) und den dazugehörigen Handlungsablauf (»script«) vermittelt haben. Die Aufgabe der Rahmung besteht dann eher in der Form einer unauffällig-unaufwendigen Kontextualisierung dessen, was gerade geschieht. Mitgebrachte und auch von Anderen gesehene Gegenstände, aber auch die Orte und Plätze, an denen man zusammenkommt, können im Sinne eines »Kontextualisierungshinweises«¹⁵⁹ reichen, die Interaktion als einen bestimmten Aktivitätstyp hinreichend festzulegen. Wahrscheinlich muss man davon ausgehen, dass sich relativ schnell mit der Wiederholung von bestimmten Formen der Kooperation auch entsprechende Interaktionsmuster herausgebildet haben, um die Frage, was gerade läuft, hinreichend zu beantworten und zur Grundlage voraussetzungsreicherer Aktivitätstypen zu machen.

Die Unwahrscheinlichkeit der Interaktion, die aus der Anforderung der Rahmung erwächst, hat mit dem notwendig sozialen Charakter von Koprä-

senz zu tun. Woher wissen die Beteiligten, in was für einen Aktivitätstyp sie gerade hineingeraten sind und dass ihre Auffassungen von dem, was abläuft, übereinstimmen? Sind alle Beteiligten für die Situationsdefinition gleichermaßen zuständig oder übernimmt eine oder einer der Beteiligten eine Führungsrolle? Wie zeigen sich die Beteiligten den gerade relevanten Gesprächsrahmen auf und wie kommen sie im Zweifelsfall von einem bestehenden zu einem neuen und anderen Gesprächsrahmen? Mit welchen und wie vielen Aktivitätstypen muss ich rechnen und wie bereite ich mich darauf vor? Fragen wie diese könnten leicht dazu führen, sich auf das soziale Wagnis einer Interaktion gar nicht erst einzulassen. Offensichtlich ist es nicht nötig, die aufgeworfenen Fragen vorab und explizit zu beantworten und »auszuhandeln«. Auch die Rahmung geschieht zusammen mit all dem, was im Gespräch noch geschieht, ohne dass wir davon viel Notiz nehmen. Versuche mit dekontextualisierten Ausschnitten aus Transkripten, die keine expliziten Hinweise darauf enthalten, aus was für einem Kontext die Ausschnitte stammen, zeigen, dass Versuchspersonen relativ schnell erschließen können, um was für einen Typ von Aktivität es sich handelt, wenn sie die entsprechenden, z.T. auch sehr kurzen Transkriptionsausschnitte vor sich haben. Unser Sprechen ist also auch mit Bezug auf diese Aufgabe eine starke Ressource: Es ist, wenn man so will, voll von Kontextualisierungshinweisen, die wir auf unterschiedlichsten Ebenen erzeugen und beim Zuhören wie selbstverständlich auswerten. Man sieht der Sprache deshalb in vielen Fällen noch den Kontext an, aus dem sie herausgerissen wurde. Sprechen-und-Zuhören lernen heißt insofern immer auch: Aktivitätstypen kennenlernen oder – in einer klassischen Terminologie – zu lernen, wie man Dinge mit Worten tut.¹⁶⁰ Es bedarf deshalb in der Regel gar keiner bewussten Reflexion, um das, was man mit Worten tut, entsprechend einzuahmen – weder als Sprecher:in noch als Hörer:in. Nur in Zweifelsfällen und wenn etwas schiefgeht, mögen wir tatsächlich unser Gegenüber fragen: »Was geht hier eigentlich gerade vor?« Dass das so selten geschieht, hat auch mit der Auswertung weiterer Ressourcen zu tun, die in unserer Darstellung schon angeklungen sind. Die für eine Gesellschaft besonders wichtigen Aktivitätstypen manifestieren sich nicht nur in der Sprache (z. B. auch als »Kommunikative Gattungen« und »Traditionen des Sprechens«)¹⁶¹ und in der Körperlichkeit (bestimmter Bewegungen und »Aufführungen«). Sie hinterlassen ihre Spuren auch an den Orten, an denen sie typischerweise stattfinden. In dem Maße, in dem sich solche Spuren verfestigen und zum mehr oder weniger gezielt aufgesuchten ortsfesten Bestandteil einer Praxis werden, entstehen allmählich eigene »Interaktionsarchitekturen«: materiale Sedimente der Lösung kommuni-

kativer Anforderungen.¹⁶² Von hier aus führt ein direkter Weg zu den gebauten Räumen und Funktionsgebäuden der modernen Gesellschaft, in und mit denen die vielen Formen institutionalisierter und organisierter Interaktion ein Zuhause gefunden haben. Von der Aufgabe der Rahmung her gesehen sind solche Interaktionsarchitekturen ausgesprochen leistungsfähige Ressourcen: Sie materialisieren feingliedrige Konfigurationen für gesellschaftlich ausdifferenzierte Kopräsenzkonstellationen und können als solche interaktiv in Anspruch genommen werden. Rahmung geschieht dann beispielsweise dadurch, dass sich die Beteiligten an einem bestimmten Ort (zu einer bestimmten Zeit) versammeln, z.B. im Hörsaal, und schon dadurch (vor-)klären, was zwischen ihnen demnächst ablaufen soll, z.B. eine Vorlesung. Natürlich kann die Interaktionsarchitektur nicht vorwegnehmen (determinieren), was für eine Art von Interaktion in ihr anlaufen wird, aber sie kann es hochgradig erwartbar und wahrscheinlich machen, dass ein bestimmter Aktivitätstyp von den Beteiligten als naheliegend erlebt und behandelt wird. Für das Zusammenfallen von Interaktion und Organisation, Anwesenheit und Mitgliedschaft,¹⁶³ ist die »richtige« Rahmung offenkundig von großer Bedeutung, damit die Beteiligten wissen, auf was sie sich gerade wechselseitig einlassen. Die Architektur trägt wesentlich dazu bei, diese Rahmung auf denkbar ökonomische und effektive Weise herzustellen. Intermittierend zwischen Interaktion und Gesellschaft, tritt die Organisation als spezifisch ausgeformte Interaktionsarchitektur in Erscheinung.

Wie die Positionierung taucht auch die Rahmung als Aufgabe in der klassischen gesprächsanalytischen Einführungsliteratur in der Regel nicht auf, obwohl sie in Goffmans Arbeiten sehr prominent vertreten ist.¹⁶⁴ Es ist in diesem Zusammenhang vielleicht auch kein Zufall, dass die Konversationsanalyse in ihrer Frühzeit um institutionalisierte Kommunikation einen Bogen gemacht hat, weil sie davon ausgegangen ist, dass die sie interessierenden Phänomene (z.B. des »turn taking«) dort nur in einer gegenüber dem Alltag verzerrten (z.B. vorstrukturierten) Form anzutreffen seien. Hier macht sich womöglich noch der Mythos Kopräsenz in der Annahme eines Ur- und Reinzustandes »natürlicher« Kommunikation bemerkbar. Diese Engführung ist in der einschlägigen empirischen Forschung inzwischen längst aufgegeben. Institutionalisierte Kommunikation ist zu einem eigenständigen Forschungsgegenstand geworden. Die Frage, wie sich dieser spezielle Kontext in der Interaktion bemerkbar macht, wie Kopräsenz durch Organisation und Institution konfiguriert werden kann, ist vielfältig dokumentiert und analysiert. Das Phänomen der Rahmung zeigt sich empirisch entsprechend vielschich-

tig: etwa als spezielle Art des Fragenstellens,¹⁶⁵ als Versuch, eine szenische Erzählung in einem Gespräch beim Sozialamt unterzubringen¹⁶⁶ oder darin, wie ich in einem Gespräch die Thematisierung von Sorgen und Nöten meines Gegenübers hervorlocke und darauf eingehe.¹⁶⁷ Diese Liste ließe sich mit Blick auf die gesprächsanalytische Untersuchung »institutioneller Kommunikation« nahezu endlos fortsetzen. Es dürfte aber auch so deutlich werden, dass und wie sich die Erledigung der Rahmung auf das Sprechen-und-Zuhören in Gesprächen auswirkt.

VII.

Wir hören mit dem Aufhören auf und kommen damit abschließend zu einer Aufgabe, die sich zwangsläufig ergibt, nachdem Kopräsenz einmal zustande gekommen und Interaktion einmal angelaufen ist. Die Anforderung der Beendigung ergibt sich allerdings nicht schon zwangsläufig aus der Zeitlichkeit und Episodenhaftigkeit der Interaktion mit Anfang und Ende, also daraus, dass Interaktion eben typischerweise irgendwann ausläuft. Es wäre ja nicht ausgeschlossen (und passiert vielleicht auch gelegentlich), dass die Beteiligten eben irgendwann »Abwesenheit wählen«, d.h. von einem Moment auf den anderen auseinandergehen und damit Kopräsenz auf einen Schlag auflösen. Auch wenn das aus praktischen Gründen nicht ganz einfach vorstellbar ist (man kann sich nicht einfach in Luft auflösen), zeigen die Erfahrungen mit auf Telekopräsenz beruhenden Videokonferenzen, worum es geht; hier kann es tatsächlich passieren (und passiert auch zuweilen), dass Teilnehmende warum auch immer auf einen Schlag nicht mehr dabei sind und der Bildschirm »einfriert« oder abschaltet. Auch diese vermeintliche Ausnahme bestätigt allerdings die Regel: Das plötzliche Wählen von Abwesenheit wird unter den nach wie vor Anwesenden typischerweise auf eine technische Unzulänglichkeit zurückgeführt (Bist du noch da?), als eine plötzliche Ohnmacht gegenüber höherer Gewalt. Diese Praxis verrät, dass das Aufhören tatsächlich eine interaktive Anforderung darstellt für die, die noch dabei sind, dass, anders gesagt, das Ende der Interaktion noch ein Teil der Interaktion ist. Für die Beendigung gilt so gesehen auch das, was wir bereits für die Eröffnung festgestellt haben: Es gibt eine eigenständige Sequenz für den Ein- und Austritt in die Interaktion hinein und aus der Interaktion heraus. Die Ränder der Interaktion werden interaktiv ausgestaltet mit und in Sequenzen, die ihrerseits eröffnet und beendet werden müssen. Das Problem des Anfangens und des Aufhörens wird sozusagen interaktiv verdoppelt und damit in die Interaktion

hereingeholt. Die Grenze zur Außenwelt dessen, was *noch* nicht oder nicht *mehr* Interaktion ist, wird dadurch interaktiv bearbeitet, dass sie zu einer Binnengrenze gemacht wird. Es ist deshalb zutreffend zu sagen, »dass die Gesprächsteilnehmer bei der Beendigung eines Gesprächs komplementäre interaktive Aufgaben bearbeiten müssen wie am Beginn«. ¹⁶⁸

Zu diesen Aufgaben gehört zunächst, »in spiegelbildlicher Reihenfolge«, ¹⁶⁹ die Einleitung der Abschlussphase, mit der sich die Beteiligten z. B. aufzeigen, dass die thematischen Erwartungen, die mit der Episode verknüpft und aufgebaut wurden, auch eingelöst und zudem keine dringenden oder aus welchen Gründen auch immer anliegenden Themen unbearbeitet geblieben sind. Die Einleitung der Abschlussphase ist deshalb prinzipiell offen für Nachträge und Ergänzungen, generell für bislang noch nicht Thematisiertes bzw. Erwähntes, das aber sehr wohl erwartbar thematisierbar und erwähnbar wäre (»unmentioned mentionables«). ¹⁷⁰ Komplementär zur Eröffnungsphase gehört weiter auch zur Beendigungsphase die ritualisierte Würdigung der Episode in Form der Bekundung der Achtung der Gesprächspartnerin oder des Gesprächspartners. Darin eingebettet sind Paarsequenzen der Verabschiedung, die bis an den Rand der (verbalen) Interaktion reichen und diese tatsächlich abschließen (»terminal exchange«). ¹⁷¹ Zuvor sind natürlich noch weitere Austauschpaare möglich wie Wunsch-Dank-Sequenzen, rückblickende Versicherungen des Wertes der Episode oder auch vorausschauende Ausblicke auf späteres Wiedersehen. Man weiß, wie sehr sich solche Achtungsrituale am Ende von Gesprächen in die Länge ziehen können – und über Umwege dann (doch noch) auf weitere Themenpotentiale stoßen können, die die Abschlussphase bis auf weiteres wieder außer Kraft setzen. Es gehört zu den Eigentümlichkeiten der Gesprächsdynamik, dass die Gesprächsbeendigung zwar mehr und mehr erwartbar und wahrscheinlich gemacht, aber tatsächlich nicht vorweggenommen werden kann. Dies gilt, solange wahrgenommen werden kann, dass wahrgenommen wird. In der Regel markiert auch der letzte Austausch deshalb noch nicht das Ende der Interaktion. Dazu bedarf es vielmehr der Auflösung wechselseitiger Wahrnehmung (»disengagement«), ¹⁷² die typischerweise erst nach dem Sprechen-und-Zuhören mit der Abwendung der Körper und dem Auseinandergehen einsetzt. Dem *späten* Einsetzen der Verbalität im Rahmen der Eröffnung entspricht so gesehen in vielen Fällen ein *frühes* Verebben der Verbalität im Rahmen der Beendigung. Nur unter telekopräsenten Bedingungen scheint es jedenfalls möglich, sich in einem Zuge mit dem »terminal exchange« aus der Interaktion auszuklinken. Man denke auch daran, dass die körperliche Konfiguration der Beteiligten oftmals

nicht einfach aufgelöst, sondern zunächst zugunsten körperlicher Verabschiedungszeremonien (z.B. Händedruck oder Abschiedsumarmung) verändert wird. Das kann überlappend zur Verabschiedung, aber auch sequentiell, d.h. nach dem Abschiedsgruß, erfolgen.

Die Unwahrscheinlichkeit der Interaktion ergibt sich im Fall der Beendigung unmittelbar aus der erfolgreichen Erledigung der anderen Aufgaben, insbesondere aus der Erledigung des Sichabwechsels: *Nach* dem Sprecherwechsel, kann man mit Fug und Recht sagen, ist *vor* dem Sprecherwechsel! Mit dieser Entdeckung im Hintergrund hatte die frühe Konversationsanalyse paradigmatisch am Beispiel der Gesprächsbeendigung die Unwahrscheinlichkeit der Interaktion entdeckt und analytisch ausgebeutet. Wie sollen die Beteiligten, wenn ein Gespräch erst einmal in Gang gekommen ist, gemeinsam und gleichzeitig zu einem Ende kommen, wenn dieses nicht von außen z.B. durch einen Gong signalisiert wird? Und selbst wenn es einen Gong oder ein anderes Signal von außen gibt, bricht die Interaktion daraufhin ja nicht gleich ab, sondern muss – gemäß dem, was wir eingangs ausgeführt haben – geregelt zu einem eigenen Ende geführt werden. Bei der Synchronisation kann ein Gong behilflich sein, aber er löst das Problem noch nicht. Und erst recht, wenn wir nicht bereits an institutionalisierte Veranstaltungen mit vorher feststehendem zeitlichen Limit denken, ergibt sich aus der Art und Weise, wie das Sichabwechseln rekursiv gelöst wird, ein massives Folgeproblem: Wie sollen es die Beteiligten schaffen, gemeinsam an einen Punkt in der Interaktion zu gelangen, an dem erstens keine neuen Themen mehr eingeführt und alte Themen nicht mehr weiterentwickelt werden und zweitens der Mechanismus des Sprecherwechsels außer Kraft gesetzt ist, ohne dass dies als einseitiges Schweigen oder plötzlicher Abbruch der Interaktion verstanden wird?¹⁷³ Man kann an dieser Stelle anschaulich nachvollziehen, wie der Einblick in die Probleme des Sprecherwechsels wie von selbst ein weiteres Problem entstehen lässt. Die Rekonstruktion der Art und Weise, wie das Sichabwechseln praktisch gelöst wird, läuft im Grunde darauf hinaus, einen Sprecherwechsel immer wieder wahrscheinlich zu machen und damit Schweigen der Tendenz nach zum Verschwinden zu bringen (auch wenn es natürlich situations- und kontextabhängig immer wieder auch längere Gesprächspausen geben kann).¹⁷⁴ Es muss deshalb auch eine Vorkehrung dafür geben, den Sprecherwechsel nicht nur zeitweilig (wie z.B. beim Erzählen- und -Zuhören),¹⁷⁵ sondern dauerhaft zum Ende der Episode hin außer Kraft zu setzen. Die analytische Fruchtbarkeit (wohlmeinend könnte man auch sagen: der empirische Beweis) der konversationsanalytischen Vorgehensweise

zeigt sich also darin, dass sie mehr und mehr Unwahrscheinlichkeiten der Interaktion zutage fördert und damit mehr und mehr an Verfahren zur Lösung dieser Unwahrscheinlichkeiten ans Licht bringt. Der letzte Austausch (»terminal exchange«) ist deshalb nicht nur ein Achtungsritual, und er ist auch nicht einfach nur zeitlich und im Nachhinein gesehen der *letzte* Austausch (gewesen). Der »letzte Austausch« ist vor allem ein Mechanismus, um aus dem Sprecherwechsel ohne Schaden wieder herauszukommen. Er ist insofern eine echte konversationelle Errungenschaft und Institution: Mit dem erfolgreichen Vollzug des letzten Austausches wird das anschließende Schweigen und Auseinandergehen erwartbar gemacht. Man weiß diesen Mechanismus nur zu schätzen, wenn man zuvor auch die gesamte Problematik des Sprecherwechsels vor Augen hat. Im Übrigen muss nicht nur das Sichabwechseln ein geregeltes Ende finden. Auch das Beitragen und die damit verbundene Themenprogression hören nicht von selbst einfach auf. Die Einleitung der Abschlussphase geht deshalb häufig einher mit Themaabschlusshinweisen (und womöglich mit Themawiedereinführungshinweisen), worauf wir bei der Besprechung der Themenorganisation bereits hingewiesen hatten.

Mit dem Abschluss der Besprechung des Beendens beenden wir auch unseren kursorischen Durchgang durch die zentralen Problem- und Aufgabenstellungen verbaler Interaktion. Alle diese Probleme lassen hervortreten, worin die genuine Unwahrscheinlichkeit der Interaktion besteht. Der Blick auf die empirische Bearbeitung der mit diesen Problemen verbundenen Aufgaben zeigt, wie dabei die Ressourcen der Interaktion – allen voran die natürliche Sprache – genutzt werden, um Interaktion im Einzelfall immer wieder möglich und wahrscheinlich werden zu lassen. In ihrer Konfiguration als verbale Interaktion hat sich Kopräsens zu einem komplexen »multitasking system« entwickelt, mit dem durch das Anfahren und Beenden Episoden des Gesellschaftsvollzugs gebildet werden, innerhalb derer sich die Beteiligten als Sprechende und Zuhörende abwechseln und mit ihren Beiträgen ausgewählte Themen bearbeiten. Über die Realisierung von Anwesenheit hinaus zeigen und positionieren sie sich in den für ihr Beisammensein gerade relevanten Aspekten ihrer sozialen Identität und rahmen das laufende Geschehen als (Mit-)Vollzug von Gesellschaft. Interaktionsfähigkeit erweist sich dabei als ein komplexes Kürzel für die Bedingungen der Möglichkeit, an dieser Form von Kopräsens teilnehmen zu können. Dabei haben wir am Beispiel der in vielerlei Hinsicht basalen Aufgabe der *Situierung* bereits Aspekte des evolutionären Wandels von Kopräsens angedeutet: Bevor es Sprache gab, gab es bereits Phänomene von Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation. Im folgenden Ka-

pitel wollen wir diesen Fokus auf Kopräsenz im Wandel aufnehmen, die Blickrichtung umdrehen und abschließend ausgewählte Zukunftsperspektiven thematisieren.

5 Kopräsens im Wandel – zum Abschluss ein Blick nach vorn

Wenn in diesem Essay von Kopräsens die Rede ist, geschieht das auch unter dem Anspruch, zumindest punktuell über eine rein synchrone Perspektive hinauszugehen und nach Kopräsens im Wandel zu fragen. Es hat das nicht primär mit einem historischen oder evolutionstheoretischen, geschweige denn mit einem prognostisch-prophetischen Interesse zu tun. Vielmehr geht es darum, den Gegenstand so zu bestimmen und zu fassen zu bekommen, dass er nicht in seinen rezenten Erscheinungsformen aufgeht und wir dem auf den Leim gehen, was in dieser Schrift mit dem Mythos Kopräsens verbunden wird.¹ Auch wenn Kopräsens das soziale Zuhause von Sprache ist und durch Sprache selbst maßgeblich geprägt wird, braucht es deshalb einen hypothetischen Rück- und Seitenblick auf Kopräsens *ohne* Sprache. Nur so kann in Ansätzen plausibel werden, wie und warum sich Sprache in diesen Interaktionszusammenhang so erfolgreich und so folgenreich einnisten konnte. Es gilt diese Perspektive nicht nur mit Blick auf die Genese und bisherige Entwicklung von Kopräsens, sondern auch mit Blick auf die weitere Entwicklung und Zukunft von Kopräsens. Es zeichnet sich an dieser Stelle zwar (noch) kein Jenseits verbaler Interaktion ab. Aber es gibt andere Entwicklungen, die es lohnen, abschließend näher betrachtet zu werden. Zwei dieser Entwicklungen wollen wir in diesem letzten Kapitel herausgreifen. Beide tragen auf ihre Weise zur Dekonstruktion des Kopräsensmythos bei. Da ist zunächst die Frage danach, was wir auf der Seite der Akteure und Akteurinnen voraussetzen müssen, damit sie als kopräsent Beteiligte für Interaktion überhaupt in Betracht kommen können. Es mehren sich die Anzeichen, dass es sich dabei nicht nur um Menschen im Vollsinne entwickelter und uneingeschränkter Sensomotorik und Kognition handeln muss, wie es der »Agency«-Idealisierung vom »isolierten vollkompetenten Akteur«² entspricht. Unter bestimmten Bedingungen können bekanntlich auch Kleinkinder, Menschen mit fortgeschrittener Demenz, Haustiere, Gott-

heiten und Geister sowie Gespenster »kopräsent« mit Menschen sein, mehr und mehr in jüngster Zeit auch Roboter und künstlich intelligente Technik. In der einschlägigen Forschung spricht man diesbezüglich (noch) von Grenzfällen und -bereichen des Sozialen. Aber was sind das für »Bedingungen«, die wir an dieser Stelle ansetzen müssen, und wie zeigen sich darin Anzeichen für einen Wandel von Kopräsenz? Darauf wollen wir gleich einen Blick werfen, ohne dass wir dabei systematisch und mit großer Tiefenschärfe auf einen sich an dieser Stelle rasant entwickelnden Forschungsstand eingehen können.

Die andere Entwicklung, die wir abschließend in Augenschein nehmen wollen, greift ein Phänomen auf, mit dem wir bereits viel vertrauter sind, obwohl es erst mit der Pandemie in den letzten Jahren vermehrt ins Bewusstsein gedrungen ist. Es ist das Phänomen, dass wir offenbar auch dann kopräsent sein können, wenn wir nicht nah beieinander, sondern einander räumlich fern sind. Das Telefon ist der inzwischen schon recht altmodisch anmutende Prototyp dieser Art von Telekopräsenz. Aber was genau ist damit gemeint, wenn wir hier in Anlehnung an einen Vorschlag aus der Sekundärliteratur von Telekopräsenz sprechen? Und gilt das, was für das Telefonieren gilt, abgesehen von der Verfügbarkeit einer Videoaufzeichnung, in gleicher Weise für die Beteiligung an Videogesprächen und -konferenzen, wie wir sie in den letzten Jahren in großer Zahl praktiziert haben? Das ist nicht nur ein viel diskutiertes Zeitgeistthema in den Feuilletons. Es ist für uns relevant, weil telekopräsente Interaktion das Raum-Zeit-Apriori des Kopräsenzmythos in Frage stellt, nach einem *sozialen* anstelle eines *physischen* Anwesenheitsbegriffs verlangt und Interaktion als eine gesellschaftlich robuste und technisch-medial wandlungsfähige Sozialform hervortreten lässt. Mit einem Blick auf solche Anzeichen für zukünftige Entwicklungen von Kopräsenz, die mit Refigurationen durch Kommunikationstechnologie zu tun haben, wollen wir den vorliegenden Essay beschließen.

Interaktionsfähigkeit: Wer kann kopräsent sein?

Vielfach sind die Konversationsanalyse und die Gesprächsforschung wie selbstverständlich davon ausgegangen, dass es sich bei den Interaktionsbeteiligten um Menschen handelt, oftmals und typischerweise um erwachsene, nicht speziell in ihren Wahrnehmungs-, Bewegungs- und Handlungsmöglichkeiten eingeschränkte Menschen. Das heißt nicht, dass es nicht auch Untersuchungen von Interaktionen mit Kleinkindern oder »Menschen mit

Beeinträchtigungen« geben würde.³ Gemeint ist, dass über die Frage, wer überhaupt als Interaktionspartner:in in Frage kommt und von welchen Voraussetzungen man bezüglich der Teilnahme an Interaktion auszugehen hat, vielfach nicht reflektiert worden ist. Interaktionsfähigkeit ist bis heute kein etabliertes Konzept in der Konversationsanalyse und Gesprächslinguistik. Wahrscheinlich kommt es der Forschungspraxis recht nahe, von der Annahme auszugehen, dass es sich bei den beteiligten Akteurinnen und Akteuren um Menschen handelt, die als solche fähig sein müssen, sinnhaft-kommunikativ zu handeln. Mit Alfred Schütz und mit Blick auf die Spezifik sinnhaft-kommunikativen Handelns kann man das z.B. so verstehen, dass die »grundsätzlichen Voraussetzungen für kommunikatives Handeln« in einer »Idealisierung der Reziprozität der Relevanzsysteme und [...] der Austauschbarkeit der Standpunkte« bestehen, vor deren Hintergrund eigenes Handeln entworfen, geprüft und umgesetzt wird.⁴ Mit Michael Tomasello und mit Blick auf den Menschen und die Menschwerdung kann man das so verstehen, dass »kooperative Akteure« durch gattungsspezifische Kompetenzen ausgezeichnet sind:

Es bedarf (1) der kognitiven Fertigkeiten zur Erzeugung gemeinsamer Intentionen und Aufmerksamkeit (und anderer Formen eines gemeinsamen begrifflichen Hintergrunds) mit anderen; und (2) sozialer Motivationen, anderen zu helfen und Dinge mit anderen zu teilen (und gegenseitige Erwartungen hinsichtlich dieser kooperativen Motive zu bilden).⁵

Die Liste solcher Kompetenzen ließe sich fortsetzen.⁶ Aber braucht es überhaupt eine auf diese Weise handlungstheoretisch und/oder anthropologisch aufgeladene Vorabbestimmung der Teilnahmebedingungen an Interaktion? Oder könnte man gerade auch mit der ethnomethodologischen Konversationsanalyse davon ausgehen, dass sich die Interaktion schon die Art von Interaktionsfähigkeit (be)schafft, die es braucht? Und was genau ist mit Interaktionsfähigkeit dabei gemeint? Und wie könnte sie in und mit Interaktion hergestellt werden? Mit Fragen wie diesen sind wir mitten im Thema dieses Kapitels.

Wir werden dies Thema im Folgenden in drei Schritten erarbeiten. Zunächst wollen wir uns mit der verbreiteten Annahme beschäftigen, dass es auf Akteursseite menschliche Handlungsfähigkeit als Teilnahmebedingung für Interaktion benötigt, und erläutern, warum wir mit einer solchen Annahme nicht weiterkommen. Im Kern geht es darum, dass man der Ei-

gengesetzlichkeit der Interaktion nicht gerecht wird, wenn man ihr die Frage der Teilnehmerschaft gleichsam aus der Hand nimmt. Es geht, um eine viel zitierte Formulierung von Goffman aufzunehmen, auf die wir noch zurückkommen, nicht um »Menschen und ihre Situationen«, sondern um »Situationen und ihre Menschen«. ⁷ Wir geben damit, abstrakter gesprochen, den Grundbegriff der Handlung auf und ersetzen ihn durch den Grundbegriff der Kommunikation. ⁸ Löst sich die titelgebende Frage, wer (überhaupt) kopräsent sein könne, also in Luft auf, weil Interaktion, salopp formuliert, frei darin ist, selbst zu definieren, was es auf der Seite der Beteiligten braucht? Offenkundig ist es nicht so einfach. Im zweiten Schritt wollen wir deshalb zeigen, dass und wie Interaktion mit Interaktionsfähigkeit selbst genau die Teilnahmebedingungen kreiert, die es braucht und die ihren Ausgangspunkt in Anzeichen für Wahrnehmungsfähigkeit und Adressierbarkeit haben, mit denen mindestens zwei Interaktionsbeteiligte in Erscheinung treten können. Diese Anzeichen können unter geeigneten Bedingungen in komplexen Erwartungen an »Personen« und »Akteurinnen« bzw. »Akteure« als »Adressen« der Kommunikation kondensieren und schließlich in weitreichenden anthropozentrischen Normalitätsvorstellungen idealisierter »agency« zum Ausdruck kommen (»theory of mind«). Im Routinefall der Etablierung von Kopräsenz bleibt die Konstruktion von Interaktionsfähigkeit unter der Oberfläche als implizite Hervorbringung. Mehr Evidenz liefern deshalb Situationen, in denen die Normalitätsvorstellungen aus irgendwelchen Gründen brüchig werden (im Umgang z.B. mit Menschen mit Erkrankungen, die sich auf Wahrnehmungsfähigkeit auswirken) oder in denen Interaktion ihre Grenzen erweitert (z.B. in Praktiken der Als-ob-Behandlung von Abwesenden als Anwesenden oder von Kleinkindern und Haustieren als intentional handelnden Akteurinnen und Akteuren). Im dritten und letzten Schritt wollen wir einen Blick auf solche Situationen werfen, weil sie einerseits zeigen, wie robust Interaktion sein kann, und andererseits, welche Art(en) von Grenzfällen der Transzendierung der Grenzen von Kopräsenz unsere moderne Gesellschaft womöglich (noch) zulässt.

I.

Wenn gegenwärtig viel über »Grenzbereiche der Kommunikation« und »Grenzen des Sozialen« ⁹ diskutiert wird, steht dahinter in der Regel die Annahme, dass Kommunikation *unter Menschen* den Normalfall und kommunikatives Handeln zwischen Menschen den Bezugspunkt bildet. Grenzbereiche erge-

ben sich dann in dem Maße, in dem von diesem Normalfall in irgendeiner Weise abgewichen wird und das vorausgesetzte Menschsein nicht oder nur eingeschränkt gegeben zu sein scheint. Dabei wird in der Regel nicht systematisch zwischen Interaktion, die auf Kopräsens beruht, und anderen Realisierungsformen von Kommunikation unterschieden, so dass auch die von uns eingeführten Fälle der Kommunikation unter der Bedingung von Lesbarkeit oder Benutzbarkeit, also Kommunikation mit und durch Schrift oder mit und durch Architektur, als Grenzbereiche anzusehen wären. Weder beim Lesen eines Textes noch beim Betreten eines modernen Funktionsgebäudes braucht es zwei Menschen, damit Kommunikation zustande kommt. Das einsame Lesen eines Textes und das einsame Betreten eines Funktionsgebäudes laufen ohne Kopräsens ab, stiften also keine Interaktion, wohl aber Kommunikation. Man muss dazu nicht Texte und Architektur als Quasiakteurinnen verstehen (und mystifizieren). Es reicht anzuerkennen, dass in diesen Fällen geeignete Erscheinungsformen auf den Plan treten, die (anstelle einer anderen Person) die Unterstellung nahelegen und hochgradig erwartbar machen, dass eine wie auch immer versteckte Mitteilungsabsicht vorliegt und eine Beobachterin oder ein Beobachter in dem Sinne versteht, dass sie oder er einen Unterschied zwischen Information und Mitteilung macht.¹⁰ In diesem Sinne ermöglicht die moderne Gesellschaft Kommunikation ohne Interaktion. Das gilt recht sicher auch dann, wenn Schrift in einer Gesellschaft nicht zur Verfügung steht. In dem Maße, in dem kopräsensbasierte Interaktionsepisoden materiale Spuren hinterlassen, die als solche (wieder-)erkannt werden können, dürfte es nahegelegen haben, solche Spuren nicht nur mehr oder weniger zwangsläufig und unwillkürlich zu hinterlassen, sondern auch mehr oder weniger bewusst und zielgerichtet zu produzieren (z.B. Malereien auf Felswänden). Zumindest mag man damit experimentiert haben, eine spätere Rezeptionssituation im Raum vorwegzunehmen und Formen zu hinterlassen, die als gelegte Spuren »verstanden« werden konnten – in dem wenig anspruchsvollen Sinn der Unterscheidung von Information und Mitteilung. Um Interaktion handelt es sich bei solchen frühen Rezeptionssituationen nicht, eher um erste sich abzeichnende kommunikative Alternativen zur Interaktion, die dazu angeregt haben mochten, auf diesem Wege weiter zu gehen. Sollte das je ein Grenzfall von Kommunikation gewesen sein, ist er es spätestens mit der Verbreitung von Schrift längst nicht mehr. Ungeachtet dieser Relativierung gilt »bewusstes und intentionales Handeln in Kopräsens« nach wie vor als gegebener Normalfall menschlichen Handelns.¹¹ In der Frage danach, wer überhaupt kopräsent sein kann und als interaktionsfähig

gelten kann, sind Vorstellungen menschlichen Handelns deshalb Ausgangs- und Fluchtpunkt zugleich.¹² Vorausgesetzt wird also so etwas wie *menschliche Handlungsfähigkeit* («Akteurskompetenz», «agency») als etwas, das Akteurinnen und Akteure mitbringen müssen, damit sie als Interaktionsbeteiligte in Frage kommen. Interaktion wird entsprechend häufig von vornherein als »zwischenmenschliches Handeln« verstanden, so dass sich die Frage, wer kopräsent sein kann, aus dieser Perspektive gar nicht stellt (abgesehen von Fällen, in denen das Vorliegen uneingeschränkter Handlungsfähigkeit offenkundig in Frage steht). Man stößt an dieser Stelle also typischerweise auf eine doppelte Engführung: auf eine »anthropologisch fundierte Humanzentrierung«¹³ mit »human-only restrictions«¹⁴ einerseits, der zufolge nur Menschen als Interaktionsbeteiligte in Frage kommen (Anthropozentrismus),¹⁵ und auf die Orientierung am Primat sinnhaften sozialen Handelns andererseits, der zufolge Interaktion aus Handlungen hervorgeht und besteht. Die Frage ist dann (nur noch), wer (unter welchen Bedingungen) sinnhaft sozial handeln kann und was im Einzelnen derartiges Handeln ausmacht und was man dabei voraussetzen muss. In dieser Prämisse, die die Grundlage der »Agency«-Idealisierung bildet,¹⁶ kommt aus unserer Sicht eine »substantialistische« Verengung zum Ausdruck; die Frage nach Interaktionsfähigkeit wird mit substantiellen Merkmalen menschlicher Handlungsfähigkeit beantwortet, die der Interaktion vorausgehend bei denen vorausgesetzt werden müssen, die sich auf eine Interaktion einlassen. Wir wollen nicht bestreiten, dass es in vielen Fällen, mit denen wir uns beschäftigen, tatsächlich handlungsfähige Menschen sind, die als Interaktionsbeteiligte fungieren. Wir wollen aber bestreiten, dass man auf diese Weise von außerhalb der Interaktion auf die uns interessierenden Teilnahmebedingungen für Interaktion zugreifen muss und sollte. Natürlich haben Goffman und andere Kopräsenztheoretiker der ersten Stunde bei ihren Überlegungen an Menschen (Personen wie dich und mich) als Beteiligte gedacht – vielleicht noch an Menschen am Telefon, aber eben doch an Menschen, wenn auch nicht immer nur an »normale« Menschen.¹⁷ Goffman spricht immer wieder vom »Zusammenkommen von Personen«, um auf die »zeitlich begrenzten Interaktionen« zu kommen, »die daraus hervorgehen« und die ihn ganz vorrangig interessieren. Worauf er hinauswill, sind eben nicht die Personen oder »Individu[en]«, sondern die »Beziehungen zwischen den Handlungen«:

Ich setze voraus, dass der eigentliche Gegenstand der Interaktion nicht das Individuum und seine Psychologie ist, sondern eher die syntaktischen Bezie-

hungen zwischen den Handlungen verschiedener gleichzeitig anwesender Personen. Da es aber die Handelnden sind, die das Grundmaterial liefern, wird es immer sinnvoll sein, zu fragen, welche allgemeinen Eigenschaften sie haben müssen, wenn diese Art von Beitrag von ihnen erwartet wird. Welches Grundmodell des Handelnden ist erforderlich, wenn wir ihn aufziehen, seinen Mitmenschen aussetzen sollen und das Ergebnis eine geordnete Interaktion sein soll? Welches Grundmodell benötigt der Forscher, um die Strategien antizipieren zu können, mit denen ein Individuum *qua* Interagierender erfolgreich sein oder zusammenbrechen kann?¹⁸

Wie Goffman wenig später betont, braucht es die Psychologie des Individuums nur »in ganz vereinfachter und verkürzter Form, um der soziologischen Analyse von Gesprächen, Jagdveranstaltungen, Banketten, Prozessen und Stadtbummeln zu genügen.« Vor diesem Hintergrund kann er seine Einleitung dann mit einem programmatischen Statement abschließen, in dem die Verlagerung des eigenen Interesses fulminant auf den Punkt gebracht wird: »Es geht hier also nicht um Menschen und ihre Situationen, sondern eher um Situationen und ihre Menschen.«¹⁹ Das, was das Menschsein ausmacht als Interaktionsteilnahmebedingung, ist deshalb von der Interaktion her (den jeweiligen »Situationen«, dem Individuum als »Interagierender« bzw. »Interagierendem« und den »Beziehungen zwischen den Handlungen«) zu gewinnen. Situationen, möchte man mit Goffman fortsetzen, schaffen sich die Menschen, die sie als Interagierende brauchen. Und je nach Situation braucht es dafür womöglich nicht einmal immer Menschen.

Ein erhellender Fall in diesem Zusammenhang ist der Anruf eines Voicebots von Google bei einem Restaurant oder Friseursalon, um einen Tisch bzw. einen Termin für einen Haarschnitt zu reservieren (»Hi, may I help you?« – »Hi, ehm, I'd like to reserve a table for Wednesday, the 7th«).²⁰ Wenn man der bis heute viel verbreiteten Geschichte glauben darf, haben die angerufenen Personen (im Friseursalon und Restaurant) nicht gemerkt, dass sie nicht mit einem Menschen aus Fleisch und Blut, sondern mit einem Roboter gesprochen haben – und das, obwohl die Reservation nicht einfach so klappt, sondern eine Komplikation auftritt, die auf beiden Seiten Nachfragen und Anpassungen erfordert. Das in etwa ist die medial vor einem Publikum in Szene gesetzte Pointe der Vorführung. Das Erhellende an diesem Fall ist nicht so sehr die womöglich gelungene Täuschung (und die Fragwürdigkeit der Authentizität der Beispiele). Was wäre z.B., wenn auch der oder die Angerufene auf der anderen Seite »nur« ein Voicebot gewesen wäre? Erhellend ist, wie wir mit

einem solchen Fall umgehen. Aus einer substantialistischen Perspektive wäre man wohl gezwungen, von einer Scheininteraktion zu sprechen, weil eine Seite der am Gespräch Beteiligten offenkundig nicht die Teilnahmebedingungen für Interaktion und Kommunikation im Sinne menschlicher Handlungsfähigkeit erfüllt. Anders sieht die Sache aus, wenn man sich nicht an das Vorwissen, sondern nur an den Verlauf des Anrufes hält. Das Nichtmenschliche oder auch nur irgendwie Problematische des Anrufenden wird in der Interaktion selbst nicht in einer Weise relevant, die zu nennenswerten Irritationen auf der Oberfläche führt. Die Stimme des Anrufenden klingt nach einer menschlichen Stimme am Telefon, der Anrufende spricht mit Anzeichen von spontan-ungeplanter Stegreifmündlichkeit (»ehm«), er grüßt an der richtigen Stelle zurück (»Hi«), formuliert sein Anliegen passgenau und antwortet thematisch (mehr oder weniger) kohärent auf sich erst im Verlauf ergebende Nachfragen. Mit all dem verhält er sich so, dass ein Anschein ausgelöst und aufrechterhalten werden kann, der der Angerufenen genügend Evidenz dafür bietet, dass sie wahrnehmen kann, dass sie wahrgenommen wird. Das wird in diesem Fall sicher durch die Situation am Telefon (Telekopräsenz) und die Vorhersagbarkeit des Ablaufs (technischer gesagt: des Sichabwechselns und des Beitragens zum Thema Reservation) begünstigt. Interessant(er) für uns aber ist nicht, dass »in Wirklichkeit« eine Maschine (nur) so tut, als sei sie eine Anruferin aus Fleisch und Blut, sondern dass auf der Ebene der Erscheinungsformen der Interaktion kein Anlass für entsprechende Irritationen geliefert wird, sondern dass erfolgreich so etwas wie Interaktionsfähigkeit demonstriert wird. Man könnte auf die Idee kommen, dass es in »natürlich-authentischer« Interaktion prinzipiell nicht anders ist: Die Interaktion hat – zumal am Telefon – nur das zur Verfügung, was sich die Teilnehmer:innen sinnlich wahrnehmbar präsentieren. Was genau »dahinter« steckt, ist für die Interaktion im Sinne der viel zitierten Blackbox unerheblich. Man könnte auch sagen: In dem Maße, in dem sich die Bedienung einer Maschine nicht mehr von einem Austausch mit einem Menschen unterscheiden lässt, fallen Benutzbarkeit und Anwesenheit/Kopräsenz als Kommunikationsbedingungen zusammen. Das gilt übrigens auch in umgekehrter Richtung: Ein Mensch, der sich aufgrund von Routine und Professionalisierung in immer wieder gleichen Abläufen wie eine Antwortmaschine verhält, trägt womöglich dazu bei, dass die Interaktion mit einem Menschen sich nicht mehr von der Bedienung einer Maschine unterscheiden lässt. Davon sind wir offenkundig noch sehr weit entfernt, aber Beispiele wie solche Anrufe zeigen bei aller Einschränkung (und bei allen Zweifeln an ihrer Authentizität), wie man sich solche Verschmelzungen

vorstellen muss. Letztlich dürfte es dann tatsächlich zu einer Nebensache werden, ob am anderen Ende (hinter dem Schalter oder am Telefon) noch ein Mensch oder »nur noch« eine Maschine sitzt, die spricht und aussieht wie ein Mensch. Von einer solchen Relativierung humanspezifischer »agency« im Alltag der Kopräsenz sind wir erst recht noch weit entfernt – sonst könnten Beispiele wie die zitierten nicht so populär und spektakulär in Szene gesetzt werden. Aber sind der und die, die bei einem Restaurant anrufen, um einen Sitzplatz zu reservieren, mit ihrer Orientierung an der zu erledigenden Aufgabe und ihrem vorhersagbaren Ablauf tatsächlich so weit entfernt von der vorprogrammierten Anrufmaschine? Braucht es für einen solchen Anruf so viel mehr an »human agency«? Und ist nicht das genau der Sinn von Goffmans Einleitungsschluss, dass es um die »Situationen und ihre Menschen« geht (und nicht umgekehrt)? Natürlich kann auch ein Anruf für eine Sitzplatzreservierung – wie der Kauf eines Tickets beim Bahnschalter – sehr schnell mehr und anderes werden als nur die Abarbeitung eines Anliegens. Aber in vielen Fällen ist er genau das – mit und ohne Menschen auf der anderen Seite. Das Beispiel zeigt insofern auch, dass auch »unter Menschen« das Menschsein als Teilnahmebedingung nicht statisch und gegeben, sondern flexibel, dynamisch und emergent ist. Auch in diesem Sinn gilt, dass es unter Kopräsenten so viel Menschsein gibt, wie situativ gerade gebraucht wird.

Wir ziehen aus Beispielen wie den gerade zitierten die Konsequenz, die intuitiv-selbstverständliche Orientierung an Menschen aus Fleisch und Blut als Interaktionsbeteiligten aufzugeben und abstrakter davon auszugehen, dass so etwas wie Interaktionsfähigkeit keine externe Bedingung der Interaktion ist, sondern mit und durch Interaktion selbst ins Spiel kommt und dabei auf eine flexible Weise als Beiprodukt von Kopräsenz emergiert – und zwar in der Form und Ausgestaltung, die es gerade braucht. So selbstverständlich die Orientierung an Menschen aus Fleisch und Blut als Interaktionsbeteiligten ist, so wenig ist sie theoretisch gedeckt. Deshalb müssen wir Interaktionsfähigkeit erstens abstrakter und zweitens von der Interaktion her konzipieren. Man kann sich das am Beispiel der Intentionalität kommunikativen Handelns klar machen, die wie oben illustriert oftmals zur Teilnahmebedingung für Interaktion gemacht wird. Schon aus dem hier vertretenen Kommunikationsbegriff geht hervor, dass eine solche Vorannahme nicht gedeckt ist. Kommunikation kommt nach Luhmann, an dessen Kommunikationstheorie wir uns orientieren,²¹ nicht durch das Vorliegen einer kommunikativen Intention zustande (ich will die Andere oder den Anderen auf mich aufmerksam machen), sondern dadurch, dass eine solche Intention (im Sinne der Unterscheidung von Infor-

mation und Mitteilung) durch eine Andere oder einen Anderen unterstellt werden kann (das Winken mit der erhobenen Hand bei gleichzeitigem Blickkontakt und Gruß lässt mir keine andere Wahl). In diesem Sinn sind der Gruß der oder des Anderen am Telefon und die Anliegenformulierung starke Auslöser für das Unterstellen einer Mitteilungsentention. Entscheidend ist dabei nicht die oder der Andere in ihrer oder seiner interaktionsexternen Substanz und Identität als Akteur:in, sondern ob etwas passiert, dass auf eine Mitteilungsentention schließen lässt. Das zu explizieren, was es an dieser Stelle braucht, verlangt eine Abstraktion von gewohnten Vorkommen (Menschen aus Fleisch und Blut) zugunsten der dahinterliegenden Merkmale von Interaktionsfähigkeit (s. dazu u. II. in diesem Abschnitt) – und wie diese Merkmale zum Ausdruck kommen, d.h. wahrnehmbar werden. Die Last der Erklärung wird also auf die Frage verschoben, unter welchen Umständen und aufgrund welcher Erscheinungsformen eine solche Mitteilungsunterstellung ausgelöst (und ihrerseits erwartbar gemacht) werden kann. Das ist u.a. eine der Errungenschaften von Sprache: Sie ist als Form so unwahrscheinlich, dass die Unterstellung einer Mitteilungsabsicht gar nicht mehr verhindert werden kann. Unter denen, die sprechen und zuhören können, macht Sprache das Anlaufen von Interaktion also unausweichlich. Wenn Sprache *nicht mehr* verfügbar ist, muss etwas anderes einspringen. Und solange Sprache *noch nicht* verfügbar war, muss es Vorläuferinnen und Vorformen von Sprache gegeben haben (wie Gestik und Mimik), die die Unterscheidung von Information und Mitteilung ermöglicht und nahegelegt haben. Offenbar waren es erst Menschen, die (aus welchen Gründen auch immer) damit angefangen haben, auf diese Weise Kopräsenz zu einer genuin sozialen Erfahrung zu machen. Die Evolution der Kommunikation verläuft deshalb über die Evolution der Formen des Kommunizierens – und geht damit Hand in Hand mit einer Evolution der sonst noch beteiligten Systeme (etwa von Leben und Bewusstsein). Zweifellos verlangen die Produktion und Rezeption solcher Formen (z.B. des Grüßens durch Winken mit der Hand) spezielle Fertig- und Fähigkeiten, die man z.B. im Vergleich von Menschenaffen und (jungen) Menschen sehr genau bestimmen kann.²² Aber die in diesen Erscheinungsformen emergierende Interaktion wartet nicht darauf, dass diese Fertig- und Fähigkeiten vorhanden sind, sondern entwickelt sich ko-evolutionär in einem Zug *mit* diesen Fertig- und Fähigkeiten. Worauf es also ankommt, sind die Erscheinungsformen des Kommunizierens, genauer: Erscheinungsformen von Kopräsenz. In diesem Sinn ist das Menschsein keine Voraussetzung für Interaktion, sondern nicht mehr als ein Kürzel für Interaktionsfähigkeit und als solche in dem für Kopräsenz relevanten Sinn ein Effekt

der Interaktion. In den Erscheinungsformen kommt zum Ausdruck, was es an Interaktionsfähigkeit braucht und wie diese weiter ausgebaut und entwickelt werden kann – es geht, um Goffman zu paraphrasieren, nicht um Menschen und ihre Interaktionen, sondern um Interaktionen und ihre Menschen. Nur so kann man in der Phylo- und Ontogenese nachvollziehbar machen, wie womöglich durch und mit Interaktion (z.B. durch spezielle Muster der Erwachsenen-Kind-Interaktion) so etwas wie die Menschwerdung mit und durch Kopräsenz zustande gebracht worden ist und nach wie vor zustande gebracht wird – anstatt das Menschsein im Vollsinn der Phylo- und Ontogenese vorzugeben und damit schon vorauszusetzen, was es gerade zu beschreiben gilt. Zugleich können wir analytisch einholen, was genau am Menschsein die Interaktion braucht, damit sie anlaufen kann, und wie daraus womöglich allmählich etwas entsteht, dass dem Menschsein, wie wir es kennen, ziemlich nahekommt. Onto- und Phylogenese zeigen zugleich, dass und wie Interaktion auch damit umgehen kann, Fähig- und Fertigkeiten zu kompensieren, die womöglich in Grenzbereichen der Kommunikation (noch nicht oder nicht mehr) vorhanden sind. Und man kann zeigen, dass und wie Interaktion, an der mindestens ein Mensch beteiligt ist, im Prinzip auch auf Bereiche ausgedehnt werden kann, die über die Gattung Mensch hinausgehen. Die Gattungsbeschränkung ist also nicht unbedingt in Stein gemeißelt, sondern im Prinzip in und mit Interaktion überwindbar.

II.

Folgt aus dem, was wir hier als Erzeugung von Interaktionsfähigkeit durch Interaktion postuliert haben, dass Interaktion keine Grenzen kennt, weil sie prinzipiell alles wie Beteiligte behandeln und z.B. Angehörige Wachkomapatienten so behandeln können, *als ob* sie Begrüßungen wahrnehmen und auf Fragen reagieren würden; oder Fernsehzuschauer auf die Begrüßung durch eine Fernsehmoderatorin hin zurückgrüßen, also die Figur im Fernsehen wie eine Person im gleichen Raum behandeln (parasoziale Interaktion);²³ oder Hundebesitzerinnen ihre Lieblinge wie sinnhaft handelnde »companions« behandeln, indem sie von Verhalten auf Intentionen schließen und diese kommunizieren? Wer es sich so einfach machen wollte, würde offenkundig dem auf den Leim gehen und das für bare Münze nehmen, was die Beteiligten selbst suggerieren und was womöglich nicht mehr als »Projektionen der Akteure« sind.²⁴ »Gespräche« mit Haustieren bleiben Selbstgespräche, auch wenn die Haustiere dabei behandelt werden mögen wie voll ausgewachsene Dialogpartner. Ein

Autofahrer, der während des Autofahrens »mit seinem Auto spricht« und es auf den vorgesehenen Tankstopp einstimmt (und dabei das Armaturenbrett streichelt),²⁵ ist jemand, der so tut, als ob er mit einer Maschine interagieren könnte – und bleibt doch jemand, der eine Maschine bedient und währenddessen etwas sagt, was nur er hören und verstehen kann (und mag er sich noch so verstanden fühlen). Dass in diesem Fall keine Interaktion zwischen Mensch und Maschine vorliegt (und auch kein Grenzbereich von Interaktion), beruht allerdings nicht auf der interaktionsunabhängigen Evidenz, dass Autos offensichtlich (noch) nicht sprechen und hören können und als Interaktionspartner prinzipiell nicht in Frage kommen. Die Evidenz kommt vielmehr aus dem, was das Auto macht und *nicht* macht und dass es keinerlei Hinweise für manifestierte Interaktionsfähigkeit(en) auf Seiten des Autos gibt. Im Gegensatz dazu lässt sich der Anruf des Voicebots im Restaurant (s.o. I.) systematisch auf seinen Beitrag zur Interaktion und die darin implizierten und suggerierte(n) Interaktionsfähigkeit(en) rekonstruieren. Wenn man es so betrachtet, zeigt sich auch, dass der Fall des- oder derjenigen, der oder die mit seinem oder ihrem Hund spricht, bereits komplizierter ist. Als dem Menschen vertraute Lebewesen sind Haustiere viel leichter als Interaktionsbeteiligte adressierbar, zumal grundlegende Formen der Situierung unstrittig sind. Beispiele wie diese legen es nahe, über Interaktionsfähigkeit als Bedingung und Errungenschaft von Kopräsenz weiter nachzudenken.

Zunächst ist festzuhalten, dass Interaktionsfähigkeit als Kategorie an die Stelle einer substantialistischen (typischerweise humanzentrierten) Prämisse tritt. Sie bezeichnet Bedingung *und* Errungenschaft von Interaktion zugleich. Auf der Ebene der an Interaktion beteiligten Systeme (Leben und Kognition, biologische und psychische Systeme) handelt es sich um Fähig- und Fertigkeiten, die z.B. mit Wahrnehmungsfähigkeit und sozialer Kognition zu tun haben und die man als Bedingung ansetzen kann, damit Kopräsenz emergieren kann: Damit wahrgenommen werden kann, dass wahrgenommen wird, muss Wahrnehmung selbst überhaupt bis zu einem bestimmten Grad wahrnehmbar sein, also z.B. gesehen werden können, wohin jemand sieht – was evolutionär eine Errungenschaft der Biologie des menschlichen Auges ist, die z.B. mit der Beweglichkeit des Augapfels und der Lederhaut (Sklera) zu tun hat. Und damit sind wir erst am Anfang der komplexen biologischen und kognitiven Fähigkeiten, die in und mit Interaktion als Ressource ausgenutzt werden und die aus Phylo- und Ontogenese des Menschen hervorgegangen sind und bis heute hervorgehen. Auf der Ebene der Interaktion selbst handelt es sich bei diesen Errungenschaften um anlass- und situationsspezifisch emer-

gente Hervorbringungen, die an der Oberfläche der Erscheinungsformen der Interaktion manifest werden (müssen). Wenn ein »normaler wacher Erwachsener« unter Anwesenden einschläft, ist er oder sie allenfalls auf eine sehr beschränkte Weise, wenn man so will, gleichsam *latent* kopräsent und für die anderen Anwesenden kaum noch interaktionsfähig. Ein Mensch, der in einem Restaurant einen Tisch vorbestellt, muss für diesen Anlass nicht sein gesamtes biologisch, sozial und kognitiv einzigartiges Repertoire an Kompetenzen abrufen, um in dieser Situation sein Ziel zu erreichen. Interaktion kann sich also situations- und anlassbezogen ohne weiteres auf die Hervorbringung basaler Formen von Interaktionsfähigkeit beschränken, die womöglich auch von einer stimm- und dialogfähigen künstlichen Intelligenz erbracht werden können, die Unterhaltung (verbale Interaktion) simulieren kann (auch ohne dafür über Bewusstsein oder Intentionalität zu verfügen). Für die Interaktion spielt das *in dieser Situation* keine Rolle. Was wir damit sagen wollen, ist: Als komplexes Bündel evolutionärer Errungenschaften von Leben und Kognition ist Interaktionsfähigkeit allgemein beschreibbar, als interaktive Hervorbringung tritt sie dagegen immer situations- und anlassbezogen, und d.h. flexibel in Erscheinung, gerade so, wie es für die Zwecke der fraglichen Interaktion relevant ist. Interaktionsfähigkeit ist deshalb für die Interaktion nicht einfach gegeben oder nicht gegeben, sondern emergent. In einer flüchtigen Begegnung unter Passantinnen und Passanten auf einem Bürgersteig oder in einer Bahnhofshalle manifestiert sich Interaktionsfähigkeit u.a. darin, Bewegungsabläufe und Gehrichtungen (»trajectories«) zu antizipieren und Andere auf eine Weise zu grüßen oder nicht zu grüßen, die der Art der unterstellten sozialen Beziehung entspricht, jedenfalls auf andere Weise als in einem Fußballspiel oder in einer Seminardiskussion über Gottesbeweise. Interaktionsfähigkeit ist deshalb grundsätzlich situativ zu bestimmen anhand der Erscheinungsformen der Interaktion, in denen sie sich fallspezifisch verkörpert. Dabei würde sich vermutlich ein Spektrum an Interaktionsfähigkeiten abzeichnen, das von sehr kurzzeitig-flüchtigen Momenten von Kopräsenz im Sinne der Ko-Orientierung und Ko-Ordination bis zur Entfaltung ausdifferenzierter Leistungen anspruchsvoller Ko-Operation reicht, für das über die gesellschaftliche Sozialisierung hinaus spezielles Training und fachliche Schulung notwendig sind. Dabei kommt allem, was mit Wahrnehmungsfähigkeit zu tun hat, aufgrund der für Kopräsenz konstitutiven Rolle reflexiver Wahrnehmung (Wahrnehmungswahrnehmung) offensichtlich eine besondere Bedeutung zu. Wer oder was auch immer in Interaktion treten will, muss in der Lage sein, zu sehen, dass er, sie oder es gesehen wird und dieses Sehen-des-Gesehen-

Werdens als mitgeteiltes Dasein wechselseitig zuordnen und zuschreiben können. Natürlich kann das Sehen des Gesehenwerdens auch durch andere Sinneswahrnehmungen ersetzt werden. Und wie wir schon mehrfach betont haben, reicht in vielen Fällen auch die Erwartbarkeit und Unterstellbarkeit reflexiver Wahrnehmung. Aber das setzt dann schon sehr viel an erfolgreich erprobtem, vielfach geübtem und routinehaft eingespieltem Kopräsenzmanagement voraus.

Mit der Bedingung der Möglichkeit reflexiver Wahrnehmung ist eine Art von Spiegelung der eigenen Wahrnehmung in der Wahrnehmung eines oder einer Anderen verbunden. »It takes two to tango.« Wahrnehmungsleistungen müssen also wechselseitig zugeordnet und zugeschrieben werden können. Das ist ein Erfordernis der Interaktion, die als eigengesetzlich-genuin soziales Geschehen nur anlaufen kann, wenn und indem im Akt reflexiver Wahrnehmung mindestens zwei Wahrnehmungsinstanzen als Interaktionsbeteiligte in Erscheinung treten. Dabei ist es mit Wahrnehmungsleistungen allein nicht getan. Schon die Anforderung der Ko-Orientierung, die in vielerlei Hinsicht als basal gelten kann, meint ja nicht nur die Wahrnehmung der oder des Anderen bzw. dass eine Andere oder ein Anderer da (bzw. hier) ist, sondern dass dieses Da- und Hiersein auch »mitgeteilt« wird. So entsteht ein wechselseitig geteilter Wahrnehmungsraum, in dem die Saat der Kopräsenz aufgehen und aufblühen kann. Dafür braucht es nicht unbedingt eine fix und fertig ausgereifte Absicht zur Mitteilung, sondern Formen, die es nahelegen, dass reflexive Wahrnehmung nicht zufällig passiert, sondern Ausdruck und Manifest der »gemeinsamen Aufmerksamkeit«²⁶ der Beteiligten aufeinander geworden ist, was damit nicht länger ignoriert oder für zufällig gehalten werden kann. Dieses Dasein in einem geteilten Wahrnehmungsraum manifestiert in einem grundlegenden Sinn Interaktionsfähigkeit und schafft gleichzeitig die Bedingung dafür, dass die Beteiligten anfangen können, sich als Interaktionsbeteiligte zu entdecken, zu erleben und zu behandeln, kurz gesagt: Interaktionsbeteiligte (und damit vielleicht auch: Menschen) zu werden.

Das hier beschriebene Erfordernis der Zuordnung und Zuschreibung von Wahrnehmungsleistungen an Interaktionsbeteiligte, in denen sich Interaktionsfähigkeit manifestiert, ist in der Systemtheorie als Problem der Adressabilität von Kommunikation formuliert worden. Damit Kommunikation (also auch Interaktion) zustande kommen kann, muss sie mit dem konstitutiven Akt der Unterscheidung von Information und Mitteilung so etwas wie mitteilungsfähige Instanzen nahelegen, um nicht zu sagen: erfinden. Dafür ist die Kommunikation auf »Adressen« angewiesen, mithilfe derer

Wahrnehmungsleistungen im Akt der Kommunikation zugeordnet und zugeschrieben werden und Mitteilungsunterstellungen überhaupt »ankommen« können. Der Ausgangspunkt ist also nicht ein handlungstheoretisch vorausgesetztes, handlungs- und mitteilungsfähiges Agens, sondern ein Erfordernis der Kommunikation. Entsprechend variabel und sozial konstruiert ist das, was für Interaktion als Adresse in Frage kommen kann:

Irgend jemand, irgend etwas muß ein Verhalten vorgeführt haben, an das angeschlossen werden kann, weil es als Mitteilungsverhalten zu deuten gewesen ist, in diesem Sinne also als eine Tat, ein Akt, eine Handlung. [...] [E]s ist die Kommunikation, die im Management ihrer Selbstsimplifikation Zurechnungspunkte erzeugt und ausarbeitet, die dann als handelnde (mitteilende) Personen erscheinen, dies dann in jener Evidenz, die die Jahrtausende alte Täuschung ermöglichte, Kommunikation werde durch die Subjekte betrieben.²⁷

Adressen werden so gesehen im Nachhinein durch und mit Kommunikation erst in die Welt gebracht. Sofern es sich um Interaktion (Kommunikation unter Anwesenden) handelt, geht mit der Zuordnung von Mitteilungen mit dem Aufkommen von Adressen, der »kommunikativen Verfertigung von Akteuren«,²⁸ die Zuschreibung von Interaktionsfähigkeit einher. Es ist wichtig zu sehen, dass das Agens dieser Zuordnungs- und Zuschreibungsaktivitäten nicht die beteiligten Akteurinnen und Akteure sind, sondern die Interaktion selbst. Wir müssen diesen Zuordnungs- und Zuschreibungsprozess von Interaktionsfähigkeit also, wie schon betont, auf der Oberfläche der Erscheinungsformen der Interaktion nachweisen. Dazu gehört auch die Ausfüllung von dem, was überhaupt als adressierbar in der Welt gelten kann. Auch das ist nicht durch die Natur der »Weltvorkommnisse« selbst schon vorentschieden, sondern muss in und mit Interaktion aufgenommen und bestätigt werden. Peter Fuchs spricht in diesem Zusammenhang von »Eigenverhältnis« und »Selbstreferenzialität« als entscheidender Voraussetzung für die Zuschreibung und Ausarbeitung von Adressierbarkeit:

Die unabdingbare Voraussetzung dafür ist, dass adressable Weltvorkommnisse (zum Beispiel Menschen, Bäume, Computer) ein Eigenverhältnis unterhalten, oder anders: dass ihnen Selbstreferenz unterstellt werden kann. [...]

Die Kommunikation kommt nicht umhin, darüber zu befinden, ob etwas in ihrer Umgebung als selbstreferenzfähig gelten darf (also als ein Subjekt, das

ein Verhalten vorführt, an dem Mitteilung und Information unterschieden werden können) oder als ein Objekt, das, weil es keinen Selbstbezug unterhält, allenfalls thematisierbar ist.²⁹

Wie aus diesem Zitat hervorgeht, wird auch darüber, ob jemand oder etwas »als selbstreferenzfähig gelten darf«, in der Kommunikation (darin eingeschlossen: Interaktion) entschieden. Hier ist der Ort, an dem entschieden wird, ob »Weltvorkommnisse« (wie »Menschen, Bäume, Computer«) zu möglichen Interaktionspartnern gehören, mit denen man sprechen kann, oder aber zu dem, was alles nicht dazu gehört und *worüber* man allenfalls sprechen kann. In der Formenwelt natürlicher Sprachen ist dieser Unterschied in der Markierung der »Gesprächsrollen« und der »Handlungsrollen« grammatisiert.³⁰ Letztlich geht es dabei, wie bei Fuchs dann weiter ausgeführt wird, um Inklusion und Exklusion, wie auch immer man Interaktionsfähigkeit losgelöst von konkreten Erscheinungsformen konkreter Interaktionen auszubuchstabieren versucht.³¹ Weiterführend erscheint an dieser Stelle das Konstrukt der Person, das als Kürzel für ein Bündel abstrakter Merkmale fungiert, unter dem Konkretisierungen von Interaktionsfähigkeit in der Kommunikation kondensieren können. Dabei haben wir es nicht mit Menschen aus Fleisch und Blut zu tun, sondern mit »Erwartungscollagen«, die von Fall zu Fall unterschiedlich und d.h. flexibel aktualisiert und realisiert werden können, d.h. zu Erwartungserwartungen und sozialen Strukturen werden können. Insbesondere mit der Konfiguration von Kopräsenz durch Sprache und dem damit verbundenen Aufkommen und dem Ausbau weiter ausgreifender interaktiver Aufgaben des Anfangens, Sichabwechselns, des Beitragens zu einem Thema, der Positionierung, der Rahmung und des Aufhörens steigen die Anforderungen an das Person-Sein und die damit in der Interaktion manifestierten Interaktionsfähigkeiten erheblich an.³² Personen sind, könnte man in Anlehnung an Goffman zusammenfassen, Interaktionsbeteiligte, die aus solchen immer komplexer werdenden Situationen hervorgehen und von ihnen geformt und geprägt werden.

III.

Einen Einblick in die mit der Manifestation erwarteter Interaktionsfähigkeit verbundenen Implikationen vermitteln Kontexte und Situationen, in denen der Personenstatus eines der potentiellen Interaktionsbeteiligten aus unterschiedlichen Gründen von Anfang an problematisch scheint oder aber allmäh-

lich problematisch geworden ist. In der sozialwissenschaftlichen Forschung ist mit Bezug auf dieses sehr heterogene Feld von »Grenzen« und »Grenzbe-reichen« der sozialen Welt die Rede. Dazu gehören, um besonders prominente Fälle herauszugreifen, die Kommunikation mit Kleinkindern und Menschen mit Demenz oder auch die Kommunikation mit Haustieren, nicht menschlichen Primaten und künstlicher Intelligenz. Weil es hier ganz allgemein darum geht, wie sich in und mit Gesellschaft Konstrukte von Interaktionsfähigkeit und (nicht menschlicher) »agency« herausbilden,³³ ist das Feld mit den schon genannten und den im Anschluss aufgeführten Fallbeispielen keineswegs abschließend erfasst. Z. B. lassen sich auch Phänomene religiös motivierter Kommunikation (mit Gott) in den Zusammenhang nicht menschlicher »agency« stellen. Zwar hat Niklas Luhmann die Frage klar verneint, ob es Kommunikation mit Gott gibt – aber diese Frage im Titel des fraglichen Aufsatzes leicht dahin verschoben, ob »unsere Gesellschaft Kommunikation mit Gott zu[lässt]«. ³⁴ Die Frage zur Kommunikation mit Gott wird damit zu einer in der Gesellschaft selbst beantworteten Frage. Es könnte also (möglich) sein, dass in und mit Interaktion »Gott« als Adresse erfolgreich etabliert wird. Und es könnte sein, dass spezielle Orte, spezielle Funktionen und Ämter, spezielle Praktiken und Rituale eingeführt worden sind, um diese Unwahrscheinlichkeit der Interaktion mit Gott interaktiv überwindbar(er) zu machen – ohne dabei jedes Mal auf ein »Wunder« angewiesen sein zu müssen. Es würde zu weit führen, diese zumal nicht leicht überschaubaren Forschungsbereiche an dieser Stelle systematisch aufzuarbeiten. Im Folgenden greifen wir deshalb nur sporadisch ein paar ausgewählte Beobachtungen anhand einiger Fälle heraus, um zu zeigen, wie sich an der Oberfläche der Interaktion der Umgang mit problematischer Interaktionsfähigkeit manifestieren kann und welche Auswirkungen sich speziell aus Mensch-Roboter-Kontakten für die Zukunft der Interaktion ergeben könnten.

Wenn man zunächst bei Menschen bleibt, kann die Problematik des Personenstatus entwicklungsbedingt in Erscheinung treten. Säuglinge und Kleinkinder sind offenkundig erst noch dabei, ihren Status als »Personen« mit voller Interaktionsfähigkeit zu entwickeln und zu erwerben. Entsprechend aussagefähig sind Erwachsenen-(Klein-)Kind-Interaktionen, die in ihrer Entwicklungsrelevanz inzwischen sehr gut beschrieben worden sind (s.u.). Viel spricht dafür, dass Interaktion und Kopräsenz in Ko-Evolution mit der Menschwerdung entstanden sind. Spezifische menschliche Fähig- und Fertigkeiten sind, wie wir betont haben, eine grundlegende Ressource der Interaktion, und sie tragen dazu bei, Interaktion maßgeblich zu konfigurieren.

Sofern wir uns überhaupt noch in frühmenschliche Interaktion einzufühlen vermögen, ist klar, dass wir dabei nicht an den anspruchsvollen Fall verbaler Interaktion mit einem ausgebauten Set interaktiver Aufgaben denken dürfen, sondern eher an grundlegende Formen von Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation. Die Erwachsenen-(Klein-)Kind-Interaktion ermöglicht es, dass wir auch heutzutage noch dabei zuschauen können, wie mit und durch Interaktion fehlende Fähig- und Fertigkeiten kompensiert werden können und wie dabei Interaktionsfähigkeit nicht nur an der Oberfläche der Erscheinungsformen manifest, sondern auch gefördert und eingeübt werden kann. Es fängt damit an, überhaupt einen Wahrnehmungsraum gemeinsamer Aufmerksamkeit zu etablieren, was in der Kommunikation mit Kleinkindern (noch) keine Selbstverständlichkeit ist. Es gibt inzwischen einige Evidenz dafür, dass das mit Kindern im Alter ab neun Monaten regelmäßig der Fall ist und z.B. mit dem Zeigen einhergeht, was die Anforderung der Ko-Orientierung erfüllt.³⁵ Gut belegt ist weiterhin die Als-ob-Behandlung, die eindrücklich zeigt, dass und wie Erwachsene kindliches Verhalten so behandeln, als ob darin vollwertige Beiträge zur Interaktion zum Ausdruck kommen würden. Kompetentere Interaktionspartner:innen leisten also eine kommunikative Überbewertung des Verhaltens weniger kompetenter Partner:innen: »The mother from the start treats the child's cries as if they were intended to be more or less particular messages.«³⁶

Hier ist eine generelle Intentionalitätsunterstellung am Werk, die sich nicht nur in frühen vorsprachlichen »Interaktionsformaten« findet, sondern auch später in der Interaktion mit zweijährigen Kindern mit Bezug auf die Herstellung von Dialogen und noch später in der Interaktion mit Siebenjährigen mit Bezug auf Erzähl- und andere »Diskursfähigkeiten«.³⁷ Interaktionsfähigkeit erweist sich auch in diesem Kontext als eine flexible und interaktiv emergente Größe, die von der vorsprachlichen Ko-Orientierung und Ko-Ordination bis in anspruchsvolle Formen verbaler Ko-Operation (im Sinne von Dialog- und Diskursfähigkeiten) reicht. Speziell die Intentionalitätsunterstellung zeigt sehr anschaulich, wie die schon für das Anlaufen von Interaktion konstitutive Unterscheidung von Information und Mitteilung in und mit Interaktion hergestellt wird, obwohl sie von außen betrachtet das fragliche Verhalten systematisch überbewertet. Darin zeigt sich sehr anschaulich die Robustheit der Interaktion, was den Umgang mit womöglich problematischen Ressourcen betrifft; die Als-ob-Behandlung ist Ausdruck einer generellen wechselseitigen Anpassung der Beiträge der Interaktionsteilnehmer:innen an ihr Gegenüber, genauer gesagt: an ihr jeweiliges Fremdbild

von der Interaktionspartnerin oder dem -partner. Dieser Rezipientenzuschnitt der Interaktionsbeiträge ist in der Konversationsanalyse vielfach betont und belegt worden (»recipient design«). In der Erwachsenen-Kind-Interaktion, aber auch generell in Konstellationen, in denen die Interaktionsfähigkeit unter den Anwesenden asymmetrisch verteilt ist, zeigt sich die entwicklungsrelevante Kraft dieser Interaktionsdynamik. Sie erlaubt es als wichtiger Bestandteil eines systematischen »scaffolding«, dass der oder die weniger interaktionskompetente Beteiligte situationsflexibel in der »Zone der nächstfolgenden Entwicklung« agieren kann.³⁸

Asymmetrische Verteilungen von Interaktionsfähigkeit in der Interaktion zwischen Menschen zeigen sich auch im Fall spezieller Erkrankungen, Verletzungen oder anderer Beeinträchtigungen, die eine im Alltag routinemäßig unterstellte Interaktionsfähigkeit offenkundig massiv einschränken können. In diesem Zusammenhang sind u.a. Interaktionen mit Menschen mit Demenz in den letzten Jahren vermehrt in den Fokus der Forschung gerückt. Empirische Studien belegen, dass Interaktionsfähigkeit in diesen Interaktionen als flexible Größe situationsspezifisch manifestiert wird. Z.B. ergeben sich manifeste Einschränkungen mit Blick auf die symmetrische Beteiligung an der Bewältigung der Aufgaben der verbalen Interaktion. Die Interaktionspartner:innen werden z.B. mit Blick auf das gemeinsame Beitragen zu einem Thema (»Themaorganisation«) offenbar toleranter, was ihre Bereitschaft betrifft, ihre Ansprüche an thematische Kohärenz zurückzunehmen, während Beeinträchtigungen bei der Selbst- und Fremddarstellung schneller zu weiterreichenden Irritationen zu führen scheinen. Es wird berichtet, dass auch bis in spätere Phasen der Demenz eine »reine Form der körperlich-responsiven Interaktion« erhalten bleibt.³⁹ Die Beteiligung an der Situierung, speziell an der Ko-Orientierung und Ko-Ordination, gehört also anscheinend nicht nur zu den früh erworbenen und früh manifestierten Interaktionsfähigkeiten, sondern auch zu den noch lange erhaltenen und noch spät manifestierten Fähigkeiten. Es erstaunt nicht, dass offenbar auch in diesem Zusammenhang die Als-ob-Behandlung auftritt. Angehörige und Pflegende neigen dazu, Verhalten als Anzeichen für »größere kognitiv-mnemonische Fähigkeiten zu interpretieren, als tatsächlich noch vorhanden sind.«⁴⁰ Generell sind aus der Perspektive z.B. von Pflegenden im Umgang mit »Kommunikationslosen« Strategien der »simplifizierenden Zuordnung« in der Forschung gut belegt: »Im Stationsalltag werden Menschen ohne Kommunikation wie Menschen mit eingeschränkter Kommunikation behandelt, wenn das (quasi-)inverständlich auf sie bezogene und an ihnen ausgebrachte Handeln auf den

Zustandserhalt des körperlichen Wohls abzielt.«⁴¹ Diese Aussage bezieht sich auf Menschen mit schweren erworbenen Hirnschädigungen, die in der fraglichen Studie als »Kommunikationslose« bezeichnet werden. Interviews mit Pflegenden belegen, dass kleinste Zeichen für Zustimmung »intuitiv ›erahnt‹« werden, auch wenn die Unterstellung einer Mitteilungsabsicht problematisch bleibt. Das gilt auch, wenn z.B. durch musiktherapeutische Angebote körperliche Veränderungen bei den Patientinnen und Patienten ausgelöst werden sollen und diese Patientinnen und Patienten auf solche »Reaktionen« hin beobachtet werden. Wir haben es hier mit einem Übergangsbereich zu tun, in dem anders als in der Erwachsenen-Kind-Interaktion und offenbar auch in der Interaktion mit Menschen mit Demenz nicht auf einer mehr oder weniger gesicherten Grundlage von Ko-Orientierung und Ko-Ordination aufgebaut werden kann und in dem eher Informationen als Mitteilungen gesammelt werden. In diesem Kontext ist es besonders wichtig, die Frage der Interaktionsfähigkeit nicht auf der Grundlage der aus guten Gründen professionell oder emotional voreingenommenen Perspektive der Teilnehmenden zu beantworten, sondern einzelfallorientiert an den Erscheinungsformen des Verhaltens selbst festzumachen, um rekonstruieren zu können, ob und in welchem Ausmaß sich Spuren von interaktiv emergenter Interaktionsfähigkeit an der Oberfläche nachweisen lassen.⁴² Auch dabei können sich offensichtlich uneindeutige Situationen ergeben – bei denen es sich dann aber tatsächlich um Phänomene im Gegenstandsbereich fragwürdiger Kopräsenz handeln dürfte. Es ist also ein Unterschied, ob die Als-ob-Behandlung auf der Grundlage erfolgreicher Situierung aufbauen und ihre Wirkung erzielen kann oder als Strategie von Akteurinnen und Akteuren gewertet werden muss, um damit klar zu kommen, dass es gerade *keine* belastbare Evidenz für Wahrnehmungswahrnehmung und die Unterscheidung von Information und Mitteilung gibt und die »Bereitschaft zur Idealisierung« z.B. von »physiologischen Regungen« offenbar groß ist.⁴³ Gleichwohl zeigt diese Strategie – und zeigen insbesondere Interviews mit Angehörigen und Pflegenden –, dass und wie Alltagskonzepte von Interaktionsfähigkeit aussehen und dass die Unterstellbarkeit von Intentionalität offenbar zu solchen Alltagscollagen von Erwartungen an den Anderen als »Person« unverzichtbar dazugehört.⁴⁴

Weitere mit Blick auf den Personenstatus möglicher Interaktionsbeteiligter kritische Fälle ergeben sich beim Überschreiten der Gattungsgrenze und insbesondere mit der Zuwendung zu Formen und Funktionen des Kontaktes mit Haustieren (»interspecies communication«). Derartige Fälle werfen die Frage nach der Einzigartigkeit menschlicher Kommunikation und In-

teraktion auf, wie sie auch mit Blick auf das kommunikative Verhalten von Menschenaffen und nicht menschlichen Primaten gestellt und untersucht werden. Zugleich tun sich hier Möglichkeiten des Einblicks in phylogenetisch womöglich frühe(re) Formen basaler Kopräsens auf. Schließlich gibt es seit einigen Jahren eine sehr lebhaft diskutierte Interaktionsfähigkeit von künstlicher Intelligenz, speziell in der Mensch-Maschine- bzw. Mensch-Roboter-Interaktion, die einen Blick in die Zukunft nicht länger exklusiv menschlicher Interaktion und technisch refigurierter Kopräsens erlauben (»materialized refiguration«, »machine agency«).⁴⁵ So wie mit der Menschwerdung ko-evolutionär ein Wandel von Kopräsens einhergeht, zeichnet sich womöglich auch mit technischen Innovationen im Bereich der künstlichen Intelligenz eine Refiguration von Kopräsens ab, mit der die Grenzen dessen, was als Interaktionsfähigkeit in Anspruch genommen und an der Oberfläche der Interaktion manifest wird, weiter verschoben werden.

Erhellend sind in diesem Zusammenhang Situationen, in denen es Menschen mit »sozialen Robotern« zu tun bekommen, die als potentiell interaktionsfähige »humanoide« Akteure in Erscheinung treten, d.h. nicht mehr wie eine Kaffeemaschine oder ein Computer »bedient« und »benutzt« werden wollen, sondern ihrem Gegenüber dem Anspruch nach als eigenständiger Akteur gegenüberzutreten, der als Interaktionspartner adressierbar ist. Hier ist nicht der Ort, den Stand der technischen Entwicklung aufzuarbeiten, um zu entscheiden, ob die Technik diesem Anspruch bereits gerecht wird. Es geht nicht um eine Diagnose der Interaktionsfähigkeit von künstlich intelligenter Robotik.⁴⁶ Worum es geht, ist eine Einschätzung der Erscheinungsformen der »Begegnung« zwischen Mensch und Roboter im Hinblick auf die Frage, ob dabei so etwas wie Interaktionsfähigkeit manifest und greifbar wird. Gefragt sind also empirische Untersuchungen solcher Situationen anhand der Erscheinungsformen, in denen sich der Kontakt zwischen Mensch und Maschine manifestiert. Dass es sich dabei um Kommunikation handelt, ist vor dem Hintergrund des in dieser Schrift vertretenen Kommunikationsbegriffes unstrittig. Strittig ist, ob es sich dabei nach wie vor um Kommunikation unter der Bedingung von Benutzbarkeit und Bedienbarkeit handelt oder aber ob dabei neuerdings Kommunikation unter der Bedingung von Anwesenheit, d.h. als Interaktion, anläuft und Kopräsens zwischen Mensch und Maschine entsteht. Wir haben einen solchen Fall eingangs bereits anhand des Anrufes eines Voicebots bei einem Dienstleistungsunternehmen besprochen und festgestellt, dass unter den Bedingungen der Telefonkommunikation und für den klar umrissenen Anlass einer Reservation Telekopräsens offenbar erfolgreich hergestellt wer-

den konnte. Wie aber sieht es aus, wenn die Begegnung vor Ort und sozusagen »face-to-face« stattfindet? Wie vorliegende Daten zeigen, ist die Herstellung von Kopräsenz zwischen Mensch und Maschine viel anspruchsvoller und stör-anfälliger als die Herstellung von Telekopräsenz zwischen Mensch und Voice- oder Chatbot. Das hat in erster Linie mit der multimodalen Komplexität der Wahrnehmungswahrnehmung vor Ort zu tun. Wie wir oben gezeigt haben, ist die Interaktionseröffnung eine eminent anspruchsvolle Aufgabe, die mit dem Zusammenspiel von menschlichem Körper und natürlicher Sprache evolutionäre Errungenschaften besonderer Qualität in Anspruch nehmen kann. Damit nun unter den Bedingungen des Mensch-Maschine-Kontaktes Interaktion nahegelegt werden kann, muss die für Kopräsenz konstitutive Wahrnehmungswahrnehmung suggeriert werden. Am Telefon gelingt das mit der situativ angemessenen Begrüßung (s.o.). In einer Begegnung von Museumsbesucherinnen und -besuchern mit dem humanoiden Roboter Nadine im Paderborner Heinz-Nixdorf-Forum, die Florian Muhle für ein Forschungsprojekt aufgezeichnet hat,⁴⁷ gelingt die Suggestion von Wahrnehmungswahrnehmung dadurch, dass Nadine eine humanoide Gestalt aufweist, die auf einem Stuhl an einem Tisch mit Computer sitzt, mittels Kamera mit einer Sensorik ausgestattet ist, die Bewegungen im Raum registriert, und über eine Motorik verfügt, die es erlaubt, von einer »Grundposition« über eine »Begrüßungs-« in eine »Unterhaltungsposition« zu wechseln, in dem sie den Oberkörper und Kopf aufrichtet, die Blickrichtung verändert und mit dem Arm winkt, so dass der Anschein erzeugt wird, dass sie gesehen hat, dass sich jemand ihr annähert, verbunden mit der Suggestion, dass sie also gesehen haben könnte, dass sie gesehen wurde, so dass einer Kopräsenzsituation durch Körperbewegungen, Blickrichtung und Armbewegung Ausdruck verliehen wird. Wie Muhle in seiner Analyse zeigt, lässt sich eine solche Herstellung von Kopräsenz aber mit der Annäherung des Menschen an die auf ihrem Platz stationär verankerte Nadine nicht lange aufrechterhalten. Das hat auch damit zu tun, dass es mit zunehmender Annäherung vermehrte Hinweise darauf gibt, dass es sich bei Nadine um einen ausgestellten Roboter handelt und dass z.B. keine mündliche Begrüßung durch Nadine erfolgt. In dem analysierten Fall kommt es stattdessen zu einer längeren Schweigephase, in der nichts zwischen den Beteiligten passiert und die Besucherin oder der Besucher die auf dem Tisch vorhandenen Instruktionen studiert (»Sprechen Sie mit mir!«). Die Situation, die sich daraufhin ergibt, zeigt eine Bedien- und Benutzungssituation, die darin besteht, so zu tun, als ob ein Dialog mit Nadine möglich wäre (Frage einer Besucherin, laut, langsam und deutlich gesprochen: »Wie alt bist du?«,

Antwort Nadine: »Ich sehe aus wie dreißig, aber ich bin im Jahr 2015 hergestellt worden.«). Dadurch entsteht eine paradoxe Situation, weil sie die Bedienung der technischen »affordances« von Nadine in Form der Beteiligung an einem Dialog aus Frage und Antwort verlangt, bei dem Nadine als adressierbare Akteurin auftritt. Muhle zieht aus diesen und anderen Beobachtungen den Schluss, dass es sich weder um eine Interaktion handelt (in und mit der Nadine als Interaktionspartnerin inkludiert wird) noch um eine reine Bediensituation, bei der die Maschine als eigenständige Interaktionspartnerin exkludiert wird. Er spricht diesbezüglich in Anlehnung an das Konzept der Adressabilität von einer technischen Adresse. Tatsächlich zeigen auch andere Untersuchungen, dass eine in der Kontaktaufnahme womöglich augenblickshaft hergestellte Kopräsenz in der Regel nicht lange Bestand hat, sobald es Indizien dafür gibt, es beim Gegenüber mit einem Roboter zu tun zu haben. Die daraufhin gleichwohl zustande kommenden »Dialoge« zeigen, wie der menschliche Interaktionspartner oder die menschliche Interaktionspartnerin in dieser Situation die für ihn oder sie selbst offenbar relevanten und situativ erwartbar gemachten Konzepte von Interaktionsfähigkeit abfragt bzw. durch gezielte Initiativen (auch körperlicher Art) auszuprobieren und zu provozieren versucht.⁴⁸ Das lässt Dialoge entstehen, die immer wieder die Bedingungen der Möglichkeit von Interaktionsfähigkeit auf die Probe und auch in Frage stellen, aber damit doch gleichzeitig und *nolens volens* schon eine bestimmte Version von Interaktionsfähigkeit in Anspruch nehmen müssen. Dafür braucht es – anders als in der Erwachsenen-Kind-Interaktion – keine Als-ob-Behandlung und keine Ko-Orientierung mehr. Wenn man sich vorstellt, dass es sich in diesen Kontakten um klar umrissene aufgabenorientierte Dialoge handelt (wie beim Reservieren eines Tisches oder eines Termins), kann man sich auch vorstellen, dass die abstrakte Frage der Interaktionsfähigkeit hinter die Faktizität der erledigten konversationellen Aufgabe(n) mehr und mehr zurücktreten wird und womöglich neue Erscheinungsformen von Dialog- und Antwortpräsenz hervorbringen wird.⁴⁹ Kopräsenz und die mit ihr verbundene Reflexivität der Wahrnehmung könnten dabei in den Hintergrund treten, so dass es zu einem Hybrid verbaler Mensch-Maschine-Interaktion *ohne* Kopräsenz kommen könnte.⁵⁰ Hervorgegangen aus der Situierung mit Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation könnte sich die verbale Interaktion von dieser Situierung in einer Kopräsenzsituation gleichsam freimachen und damit in gewisser Weise das wiederholen, was mit und durch Schrift schon einmal erfolgreich stattgefunden hat: die Entlastung und Emanzipation sprachlicher Kommunikation von der Bedingung der Kopräsenz. Vielleicht liegt die Poin-

te der Mensch-Maschine-Interaktion darin, dass sie diesen Schritt jetzt auch als Interaktion unter Anwesenden möglich macht. Und vielleicht ist es ja das, wofür wir soziale Roboter brauchen: für Interaktion *ohne* Kopräsenz.

Telekopräsenz: Anwesenheit aus der Ferne

Im Rahmen der Diskussion der Interaktionsfähigkeit von Robotern und künstlich intelligenter Technik wird häufig eine andere kommunikationstechnologische Entwicklung in einem Atemzug (mit-)thematisiert, bei der das »Gegenüber« zwar (häufig noch) ein Mensch, aber nur vermittelt durch Übertragungstechnik und Kommunikationstechnologien (wie Telefone oder Videokonferenztools) »anwesend« ist.⁵¹ Ich kann mein Gegenüber hören bzw. hören und sehen und auch hören (und sehen), dass ich gehört (und gesehen) werde, obwohl die oder der Andere räumlich weit entfernt von mir sein mag. Je nach disziplinärem Interesse, konzeptionellem Ausgangspunkt und gewählter Terminologie ergeben sich vielfältige Ein- und Zuordnungen solcher Kommunikationsformen in ein kaum noch überschaubares Spektrum von »Fernkommunikation«, »Medienkommunikation« und »technisch vermittelter Kommunikation«. Dabei werden unterschiedliche Kriterien zur Einheitenbildung und -abgrenzung genutzt, ohne dass wir diese Systematisierungsversuche an dieser Stelle im Einzelnen nachzeichnen wollen. In der konversationsanalytisch orientierten Literatur wird an dieser Stelle häufig und zumeist implizit auf den Gegensatz von direkter vs. vermittelter Interaktion zurückgegriffen. Er ist nicht unproblematisch, weil die Vorstellung einer unmittelbar-direkten Interaktion Teil des Kopräsenzmythos und der mit ihm verbundenen »Face-to-face«-Stilisierung ist.⁵² Wir schlagen deshalb einen anderen Weg ein und nehmen ausgehend vom eingeführten Begriff der Kopräsenz mit dem Konzept der Telekopräsenz eine konzeptionelle und terminologische Alternative auf, die an ausgewählte Vorarbeiten anschließen kann. Telekopräsenz meint eine Kommunikationsbedingung, bei der die für Kopräsenz konstitutive Reflexivität der Wahrnehmung der Beteiligten gegeben ist, aber nicht auf körpereigenen Kommunikationsorganen, sondern auf Kommunikationstechnologien zum gleichzeitigen Senden und Empfangen von Audio- oder/und Videodaten beruht. Neben dem Telefongespräch und der Videotelefonie sind Videokonferenzen (mittels Plattformen wie »Zoom«, »Teams«, »Jitsi« oder »Webex«) ein seit der COVID-19-Pandemie massenhaft verbreitetes Beispiel für Interaktionen auf der Grundlage von Te-

lekopräsenz. Damit erweist sich Kopräsenz entgegen vieler zeitgenössischer Diagnosen als eine robuste und wandlungsfähige Kommunikationsbedingung, die zur Aufgabe des mit dem Kopräsenzmythos verbundenen Raum-Zeit-Apriori und zur Relativierung der damit ebenfalls verbundenen Stilisierung von Unmittelbarkeit zwingt. Die Unterscheidung von Kopräsenz und Telekopräsenz macht darüber hinaus auf den mit Telefongesprächen und Videokonferenzen verbundenen Wandel aufmerksam. Er liegt darin, dass neue Kommunikationstechnologien nicht nur Alternativen zu Kopräsenz als Kommunikationsbedingung hervorbringen, die – wie Lesbarkeit – nicht mehr auf der Anwesenheit (= Wahrnehmungswahrnehmung) der Beteiligten, sondern auf ihrer kommunikativen Erreichbarkeit beruhen.⁵³ Neue Kommunikationstechnologien können auch die materiale Refiguration von Kopräsenz selbst vorantreiben (»material refiguration«) und Kopräsenz in einer bisher kaum gekannten Weise medial »technologisieren« (»technologized interaction«, »mediatization of face-to-face encounters«).⁵⁴ Wie wir zeigen werden, lässt sich diese Refiguration von Kopräsenz zu Telekopräsenz (system-)theoretisch als Wiedereintritt (»re-entry«) der grundlegenden Unterscheidung von Anwesenheit und Erreichbarkeit auf der einen Seite der Unterscheidung verstehen. Im Bereich der anwesenheitsbasierten Interaktion gibt es damit einen auf spezifische Weise markierten, d.h. unterscheidbaren Fall: den Fall der Telekopräsenz.

I.

Telefongespräche und Videoanrufe (verschiedenster Form) realisieren zweifellos Interaktion in dem von uns favorisierten engeren Sinn von reflexiver Wahrnehmung und Kopräsenz. Unter den Fachleuten für Interaktion besteht jedenfalls kein Zweifel daran, dass diese Formen technischer vermittelter Kommunikation zum Gegenstandsbereich der Interaktion gehören. Telefongespräche liefern nicht nur in der Anfangsphase der kalifornischen Konversationsanalyse das bevorzugte Datenmaterial, das maßgeblich dazu beigetragen hat, die für die verbale Interaktion so prägenden Aufgaben des Anfangens, des Sichabwechselns und des Abschließens zu explorieren. Sie belegen auch auf höchst anschauliche Weise, dass Wahrnehmungswahrnehmung nicht mit der physischen Anwesenheit der Beteiligten an einem Ort (Gleichörtlichkeit) gleichgesetzt werden darf oder, anders gesagt, (soziale) Anwesenheit auch unter (physisch) Abwesenden hergestellt werden kann, wenn und in dem Maße, in dem wahrgenommen werden kann, dass wahrgenommen wird – was mit dem Ab-

nehmen des Hörers nach dem Klingeln unterstellbar der Fall ist. Insbesondere die Analyse von Interaktionseröffnungen hat gezeigt, dass Kopräsenz eine Errungenschaft ist, die auch über Distanzen hinweg hergestellt werden kann. Entsprechend heißt es am Ende einer Zusammenfassung des einschlägigen Forschungsstandes zu »distant openings«: »In the light of these observations and findings, co-presence comes out as a practical and materially/technologically-supported multimodal accomplishment that can be achieved in different ways, in distant calls and virtual communication, but also while sharing the same location«.⁵⁵ Dieses Fazit schließt auch Videokonferenzen ausdrücklich mit ein, wie Lorenza Mondada zu Beginn einer Studie über »Eröffnungen und Prä-Eröffnungen« von Videokonferenzen deutlich macht: »Videokonferenzen haben mit Telefongesprächen gemeinsam, dass sie vermittelte Interaktionen zwischen Teilnehmern an verschiedenen Orten sind; der Eintritt in die Interaktion setzt voraus, dass über die technische Vorrichtung des Partners eine Verbindung hergestellt wird.«⁵⁶

Allerdings ging die frühe Konversationsanalyse von Telefongesprächen noch mit der Entdeckung des Gegenstandes der verbalen Interaktion überhaupt einher, so dass die Sonderbedingungen des Telefonierens eher eine Fußnote wert waren, als dass sie in eine tiefergehende Auseinandersetzung mit den medial-technologischen Besonderheiten im Vergleich zur »Face-to-face«-Interaktion eingemündet wären.⁵⁷ Im Gegensatz dazu haben neuere Entwicklungen speziell im Bereich der Videotelefonie von Anfang an die analytische Auseinandersetzung mit dem Einfluss der kommunikationstechnologisch-medialen Bedingungen provoziert, häufig vor dem Hintergrund dessen, was man über verbale Interaktion bereits aus der frühen Konversationsanalyse wusste. Dabei steht aber von Anfang an nicht die Frage im Mittelpunkt, ob es sich dabei (noch) um Interaktion handelt, sondern wie sich die technologischen Ressourcen auf die Bewältigung der typischen Aufgaben verbaler Interaktion auswirken und dafür nutzbar gemacht werden können.⁵⁸ Auch in diesem Sinn handelt es sich, so der Sprachgebrauch, um »vermittelte« Interaktionen. Dass wir es bei Telefon- und Videokommunikation grundsätzlich mit Interaktion und Kopräsenz zu tun haben, geht aus den Analysen also auf eher implizite Weise hervor. Es lässt sich aber an den Daten selbst relativ leicht nachweisen. Sofern die Wahrnehmung der Wahrnehmung der oder des Anderen nicht verlässlich (genug) durch das Sehen-des-Gesehen-Werdens auf dem Bildschirm und daran anschließende Begrüßungssequenzen gesichert scheint, erscheinen typischerweise situationsreflexive Fragen und Kommentare, die direkt auf die Wahrnehmbarkeit Bezug nehmen (Kannst

Du mich hören?)⁵⁹ und als Versuche der Vergewisserung über Kopräsenz verstanden werden können.⁶⁰ Noch und gerade am Umgang mit den viel beschriebenen kritischen Momenten der technologischen Fragmentierung von Kopräsenz zeigt sich so die Orientierung der Beteiligten an der Erwartung wechselseitiger Wahrnehmbarkeit.

Allerdings ist auch klar, dass es mit dieser zumal gemeinhin geteilten Feststellung nicht getan ist. Entsprechend zeigen die inzwischen vorliegenden Untersuchungen zu Videokonferenzen aus ethnomethodologisch-konversationsanalytischer Richtung, wie sich die technisch-mediale Vermittlung von Anwesenheit in den Erscheinungsformen der Kommunikation selbst empirisch manifestiert.⁶¹ Dazu gehört die schon angesprochene Vergewisserung wechselseitiger Wahrnehmung im Rahmen der Eröffnung (und »Prä-Eröffnung«), die es beim Telefonieren so (längst) nicht (mehr) gibt, solange nicht konkrete Irritationen auftauchen (weil der oder die Andere beim Zuhören z.B. länger auf ein Rückmeldesignal verzichtet hat). Die allgegenwärtige Vergewisserung wechselseitiger Wahrnehmung hat auch damit zu tun, dass Blickkontakt nicht möglich ist bzw. durch den Blick in die eigene Kamera lediglich suggeriert werden kann. Es handelt sich eben nicht um eine »Face-to-face«-, sondern um eine »Face-to-screen (with camera)«-Konfiguration, zumal zwischen Blick in die Kamera und Blick auf den Bildschirm entschieden werden muss (»eye-contact-dilemma«). Überdies stellen (mögliche) technische Probleme (»technological disruptions«) eine nicht nur bei der Eröffnung, sondern durchgängig relevante thematische Ressource dar, auf die bei der Themenorganisation zurückgegriffen werden kann und mit deren Ausnutzung zugleich Aspekte der Kommunikationstechnologie relevant gemacht werden (können). Schließlich stellt sich auch die Frage nach dem gemeinsamen Interaktionsraum neu. So ist bekannt, dass es mit den neben- und untereinander angeordneten kleinen Monitoren der Kameraaufzeichnungen der Anwesenden zu einer Vielzahl von sichtbaren Räumen in Form von Bildschirmhintergründen kommt. Der von den Anwesenden geteilte Wahrnehmungs-, Bewegungs- und Handlungsraum ist also nicht der jeweilige Raum der Beteiligten, in dem sie vor ihrem Bildschirm und der Kamera sitzen, sondern das auf der Videokonferenzplattform arrangierte Tableau mit übertragenen Bildern, auf denen die Einzelräume als Hintergrund der Köpfe ausschnittshaft sichtbar, aber nicht automatisch auch für die Interaktion relevant werden. Mit dem Übergang von Kopräsenz zu Telekopräsenz fällt aber nicht einfach der geteilte Interaktionsraum weg (»fractured« und »fragmented ecologies«),⁶² sondern es verändern und verlagern sich die Möglichkeiten seiner Herstellung. Körpergebundene Verfahren der Ko-Orien-

tierung, Ko-Ordination und Ko-Operation wie das Zeigen müssen neu adaptiert werden (»fractured indexicality«)⁶³ und rufen neue Verfahren des kameraorientierten Präsentierens hervor (»showing sequences«).⁶⁴ Auch ist daran zu denken, dass der gebaute und mit Möbeln gestaltete Raum als Interaktionsarchitektur unter Anwesenden eine starke Ressource darstellt, auf die die Beteiligten bei der Schaffung eines gemeinsamen Hiers zurückgreifen – etwa schon dann, wenn sie »nur« zusammen an einem Tisch in einem Zimmer Platz nehmen.⁶⁵ Diese Ressource, die weitgehend körperlich durch Verfahren der Navigation und Positionierung erschlossen wird, fällt unter telekopräsent Anwesenden weg. Die Herstellung des Interaktionsraums ist auf mehr als verkörperte Motorik und Sensorik angewiesen, eben auf Kameras und Mikrophone, häufig auch auf explizite sprachliche Instruktionen und Kommentare. An die Stelle gebauter und möblierter Interaktionsarchitektur(en) treten die »affordances«⁶⁶ der Videokonferenzplattformen, die Kopräsenz refigurieren. Markanter Ausdruck der mit Telekopräsenz einhergehenden Refiguration sind die »Gesichterwände« mit einem Tableau von Kacheln für die Beteiligten, sogenannte »talking heads configurations«.⁶⁷ Damit können dann auch Aspekte von privater Räumlichkeit (im Sinne des »Wohnens« und des »Zuhause«) in die kommunikative Zone ragen und erwartbar mitwahrgenommen und damit zum Interaktionsraum werden. Hier stehen wir wohl erst noch am Anfang einer Entwicklung, die das eigene Wohnen mehr und mehr telekopräsenzfähig umgestalten wird (Smarthome), so dass wir, um telekopräsent verfügbar sein zu können, z.B. nicht mehr darauf angewiesen sein werden, ein Endgerät mit Internetzugang auf- und anzustellen, auf dessen beschränkte Reichweite(n) wir angewiesen sind.

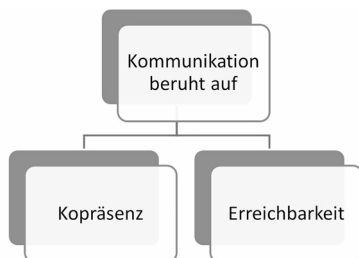
Die hier genannten Phänomene zeigen, dass und wie sich die zum Einsatz gebrachten Kommunikationstechnologien an der Oberfläche der Interaktion manifestieren und Kopräsenz im Sinne von Telekopräsenz refigurieren. Dass viele dieser Phänomene typisch sein dürften für den Umgang mit einer neuen Kommunikationstechnologie, kann nicht verwundern. Jedenfalls kann man mit Blick auf den Forschungsstand ohne Zweifel festhalten, dass man auch mit einem engen Interaktionsbegriff auf die Entwicklung neuer Kommunikationstechnologien gewinnbringend reagieren kann, also weder empirisch noch theoretisch immun ist gegenüber Evolutionen im Gegenstandsbereich. Die in Videoanrufen hergestellte Anwesenheit wollen wir aber nicht einfach als weiteren Fall von Kopräsenz verbuchen, den man mit Blick auf Abweichungen und Besonderheiten bei der Bearbeitung der bekannten Aufgaben verbaler Interaktion untersuchen kann (wie es bereits in Ansätzen erfolgt ist). Vielmehr

sehen wir darin einen besonderen Fall, der nicht nur empirisch, sondern auch konzeptionell genauer unter die Lupe zu nehmen ist, wenn man über den letztlich nicht befriedigenden Gegensatz von vermittelter und direkter Interaktion hinauskommen will. Wir müssen dazu zunächst kurz daran erinnern, dass es Alternativen zu Kopräsenz als Kommunikationsbedingung gibt.

II.

Mit Schrift gibt es schon seit langem eine wirkmächtige und einflussreiche Alternative zum Sichttreffen unter Anwesenden und also auch zur Interaktion. Diese Alternative zu Kopräsenz besteht in der Erreichbarkeit von Anderen als Lesenden, sei es eines Briefes oder einer Zeitung oder eines Buches. Neben Kopräsenz als Kommunikationsbedingung ist damit so etwas wie Erreichbarkeit, konkreter gesagt, die »Lesbarkeit« (des Textes) als Kommunikationsbedingung getreten.⁶⁸ Die Entwicklung der COVID-19-Pandemie hat uns jüngst vor Augen geführt, wie weitgehend die auf Erreichbarkeit und Lesbarkeit basierenden Formen der Kommunikation Interaktion unter Anwesenden ersetzen können. Daneben ist deutlich geworden, dass und wie Kommunikationstechnologien nicht nur die Ersetzung, sondern auch die Refiguration von Kopräsenz als Kommunikationsbedingung vorantreiben können. In diesem Kontext ist besonders die Videokonferenz in Erscheinung getreten, mit der wie schon illustriert ein Wandel hin zu Telekopräsenz stattgefunden hat. Wie ist dieser Wandel theoretisch einzuordnen?⁶⁹ Wir gehen dazu im ersten Schritt von unserer Ausgangsunterscheidung zwischen Anwesenheit und Erreichbarkeit aus und unterscheiden damit grundsätzlich zwei Fälle von Kommunikation (s. Abb. 19).

Abb. 19: Kopräsenz vs. Erreichbarkeit (eigene Darstellung)



Stark vereinfacht und verkürzend gesagt unterscheiden wir damit das Sichunterhalten in Gesprächen vom Schreiben-und-Lesen von Texten. Entscheidend für diese Unterscheidung ist allerdings nicht, wie das Beispiel suggerieren mag, der Unterschied zwischen gesprochener und geschriebener Sprache oder der zwischen Nähe und Ferne der Beteiligten. Entscheidend ist, dass mit der Etablierung einer von Kopräsenz unabhängigen kommunikativen Erreichbarkeit eine Zäsur eintritt zwischen Sendung und Empfang (Produktion und Rezeption) der Erscheinungsformen der Kommunikation. Diese Zäsur hat in der Regel einen zeitlichen Aspekt, insofern an die Stelle der Gleichzeitigkeit das Nacheinander von Sendung und Empfang tritt. Damit sind die Erscheinungsformen der Kommunikation nicht länger das Dokument einer faktisch vollzogenen Kommunikation in Form einer Interaktionsepisode mit Anfang und Ende, sondern das Dokument einer möglich und wahrscheinlich gemachten Kommunikation (z.B. in Form der Lektüre), in und mit der nicht länger Kopräsenz, sondern Lesbarkeit bzw. allgemeiner gesagt Erreichbarkeit hergestellt wird.

Die Unterscheidung ist also nicht trivial, und sie versteht sich auch nicht von selbst. Soziologisch hat sie mit dem Hintergrund der Luhmann'schen Systemtheorie einen anderen Resonanzraum als in der Linguistik, in der sie gewissermaßen ihre stillen Begleiterinnen hat, die nicht genau das Gleiche unterscheiden, aber oft in ähnlichem Zusammenhang auftauchen. Das betrifft die eben schon angedeuteten Unterscheidungen von Mündlichkeit und Schriftlichkeit, Nähe und Ferne und Synchronizität vs. Asynchronizität (auf die wir gleich noch zurückkommen). Was den soziologischen Hintergrund betrifft, schließen wir an eine Begrifflichkeit an, die Niklas Luhmann im Zuge seiner These von der »Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation« verwendet hat. Wir haben diese These schon an anderer Stelle aufgegriffen und erläutert⁷⁰ und können also gleich zur Sache kommen. Eine spezifische Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation ergibt sich, wenn und in dem Maße, in dem Kommunikation sich über den Kreis jeweils Anwesender hinaus verbreiten soll: Diese Unwahrscheinlichkeit

bezieht sich auf das *Erreichen* von Empfängern. Es ist unwahrscheinlich, dass eine Kommunikation mehr Personen erreicht, als in einer konkreten Situation anwesend sind. Das Problem liegt in der räumlichen und zeitlichen Extension. Das Interaktionssystem der jeweils Anwesenden garantiert in praktisch ausreichendem Maße Aufmerksamkeit für Kommunikation, und es zerbricht, wenn man erkennbar kommuniziert, dass man nicht kommunizie-

ren will. [...] Selbst wenn die Kommunikation bewegliche und zeitbeständige Träger findet, wird es daher unwahrscheinlich, dass sie Aufmerksamkeit voraussetzen kann. In anderen Situationen haben die Leute etwas anderes zu tun.⁷¹

Erreichbarkeit (jenseits von Anwesenheit) ist also das Problem, um das es hier geht. Damit ist nicht nur gemeint, dass die Kommunikation dafür auf materiale Substrate und eine ausgebauten Infrastruktur von Übermittlung und Zustellung angewiesen ist, im Falle von Sprache also auf so etwas wie Schrift und so etwas wie Post – das auch. Allein damit ist aber nicht schon sichergestellt, dass Andere sich auf diese Kommunikation überhaupt einlassen (wollen), wenn die Hydraulik der Kopräsenz wegfällt. Erreichbarkeit impliziert also auch, dass die Kommunikation attraktiv genug wird, um potentielle Empfänger:innen anzusprechen und auf sich aufmerksam zu machen. Wie auch immer man dieses Unwahrscheinlichkeitstheorem weiter ausbuchstabieren mag: Erreichbarkeit versteht sich bei Luhmann als alternative Kommunikationsbedingung zu Anwesenheit/Kopräsenz. Sie ist Schwelle und Errungenschaft zugleich, wenn sich Kommunikation über den Kreis Anwesender hinaus ausbreiten soll, die an einer Kommunikation Beteiligten also nicht schon über Anwesenheit und Wahrnehmungswahrnehmung faktisch erreicht werden, sondern auch auf andere Weise *erreichbar* (gemacht) werden müssen, so dass möglich und wahrscheinlich wird, dass auch Abwesende miteinander kommunizieren können und ihre Inklusion durch Verbreitungsmedien erwartbar (gemacht) werden kann. Dazu haben die Entwicklung und Verbreitung von Schrift mit den Errungenschaften der Alphabetschrift und des Buchdrucks maßgeblich beigetragen.⁷²

Als Alternative zu Anwesenheit hat der Begriff der Erreichbarkeit bei Luhmann auch noch an anderer Stelle eine zentrale Bedeutung. Der Begriff findet sich auch bei der Unterscheidung von Interaktion, Organisation und Gesellschaft als jeweils eigenständigen Möglichkeiten der Konstitution sozialer Systeme. Auch diesen Kontext haben wir bereits thematisiert, so dass wir hier daran erinnern können, dass jedem dieser Systemtypen von Kommunikation eine eigene Kommunikationsbedingung zugrunde liegt: Im Fall von Interaktion ist das eben Anwesenheit (im Sinn von Kopräsenz), im Fall von Organisation Mitgliedschaft und im Fall von Gesellschaft als dem umfassenden Sozialsystem Erreichbarkeit. Da Gesellschaft nach Luhmann gegenwärtig nur als »Weltgesellschaft« begriffen werden kann, geht es hier letztlich um weltweite kommunikative Erreichbarkeit, die ohne die Errungenschaften der

Verbreitungsmedien nicht möglich wäre: »Soziologen und Historiker betonen in seltener Einmütigkeit, dass erst die kommunikationstechnologischen Revolutionen, von der Telegraphie bis hin zum Internet, die Voraussetzung für weltweite Vernetzungs- und Globalisierungsprozesse geschaffen haben.«⁷³ Bettina Heintz schließt daraus, dass Telekommunikation vielfach an die Stelle von Interaktion getreten ist und der Eindruck entstanden sei, dass Erreichbarkeit Anwesenheit mehr und mehr ersetzt und in der Bedeutung relativiert habe.⁷⁴ Es ist aber noch die Frage, ob man Erreichbarkeit als Konstitutionsprinzip von (Welt-)Gesellschaft umstandslos auf das Phänomen der Telekommunikation reduzieren kann. Zunächst wäre anzumerken, dass Telekommunikation im Sinn technisch vermittelter Kommunikation Interaktion nach unserem Verständnis nicht ausschließt und als Kategorie von daher problematisch ist – Telefongespräche realisieren ohne Zweifel *sowohl* Telekommunikation *als auch* Interaktion. Wie wir gezeigt haben, gilt das auch für Videokonferenzen, ohne dass man dafür den engen Begriff von Interaktion bzw. Kopräsenz »sensu« Goffman und Luhmann aufgeben muss. Dazu kommt, dass die Erreichbarkeit der Gesellschaft Anwesenheit und Kopräsenz einschließt und dass es Erreichbarkeit als Konstitutionsprinzip nicht erst seit den o.g. »kommunikationstechnologischen Revolutionen« gibt. Natürlich hat die Entwicklung der Kommunikationstechnologien dazu beigetragen, Erreichbarkeit als Alternative zu Kopräsenz zu profilieren. Aber es geht um mehr als nur unterschiedliche Formen von Kommunikation (wie es der implizite Gegensatz von Nah- und Fernkommunikation suggeriert): Mit der Bedingung der Erreichbarkeit wird Kommunikation von diskreten Interaktionsepisoden mit Anfang und Ende in die prinzipiell »zeitlose« Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit kommunikativer Anschlussmöglichkeiten verschoben. Genau dafür steht das Suffix »-bar« in »Erreichbarkeit«. Im Gegensatz dazu steht Kopräsenz dafür, dass die Möglichkeit der Wahrnehmbarkeit der oder des Anderen unmittelbar umschlägt in die konkrete Faktizität der Wahrnehmungswahrnehmung. Deshalb zerfällt die anwesenheitsbasierte Kommunikation in Interaktionssepisoden mit Anfang und Ende, während die auf Erreichbarkeit basierende Kommunikation im Prinzip ihr Zustandekommen, und damit auch Anfang und Ende, mit eigenen (Bord-)Mitteln nicht (mehr) sicherstellen kann. Sie bleibt zwar wie jede Kommunikation

zeitgebunden, wird aber auf eine spezifische Weise unabschließbar. Am Beispiel von Lesbarkeit haben wir diesen abstrakten Gedanken an anderer Stelle fruchtbar gemacht.⁷⁵ An diesen soziologischen Begriff von Erreichbarkeit, der Lesbarkeit als eine prominente Realisierungsform einschließt, wollen wir mit der o. eingeführten Unterscheidung anknüpfen.

III.

Was den *linguistischen* Resonanzraum betrifft, in den die Ausgangsunterscheidung von Anwesenheit und Erreichbarkeit fällt, finden sich an vergleichbarer Stelle in der Regel Unterscheidungen, die ihre Kriterien aus dem Bezug auf die Medialität im Sinne der Art des Kontaktes, die Sprache, den Raum oder die Zeit gewinnen. Sie sind alle bereits angeklungen. Aus Gründen der Veranschaulichung haben wir »Face-to-face«-Interaktion (*Kopräsenz*), Textkommunikation (*Lesbarkeit*) sowie Telefon- und Videogespräche (*Telekopräsenz*) jeweils zugeordnet (s. Abb. 20 und 21).

Abb. 20a und 20b: Kontakt: direkt vs. vermittelt & Sprache: mündlich vs. schriftlich (eigene Darstellung)

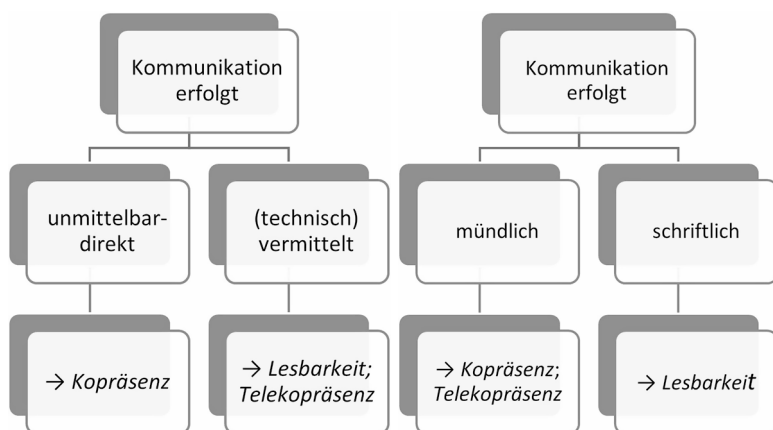
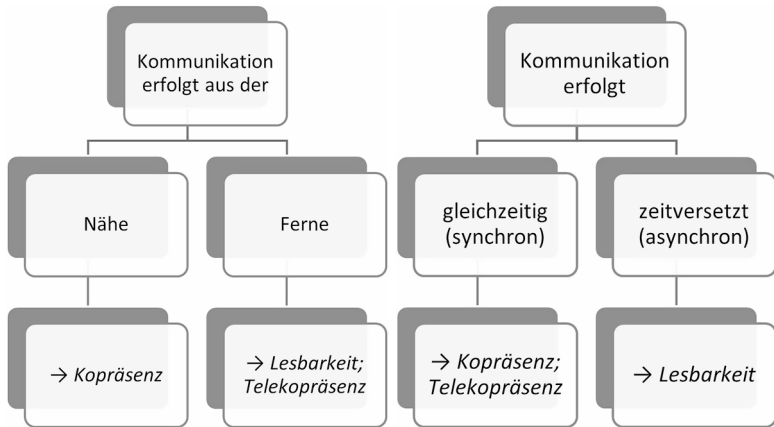


Abb. 21a und 21b: Raum: Nähe vs. Ferne & Zeit: synchron vs. asynchron (eigene Darstellung)



Die Unterscheidung von unmittelbar-direkt vs. technisch bzw. medial vermittelt hat offensichtlich mit dem Einsatz von Kommunikationstechnologien zu tun, die von Mündlichkeit und Schriftlichkeit offenkundig mit Sprache und Sprachlichkeit, die von Nähe und Ferne offensichtlich mit Raum und Räumlichkeit und die von Gleichzeitigkeit und Ungleichzeitigkeit offenkundig mit Zeit und Zeitlichkeit. Keine dieser Unterscheidungen fällt mit der von uns eingeführten Unterscheidung von Anwesenheit und Erreichbarkeit zusammen, obwohl sie in vergleichbarem Zusammenhang immer wieder genannt werden und – wie wir schon gesehen haben – bis in die Terminologie hinein ausstrahlen (»technisch vermittelte Kommunikation«, »Tele-« oder »Fernkommunikation«). Hinzu kommt, dass die (einfachen) Fälle von Kopräsenz und Lesbarkeit anhand dieser Unterscheidungen jeweils gleich zugeordnet werden. Der Fall der Telefon- und Videokommunikation (Telekopräsenz) führt dann aber schon zu unterschiedlichen Zuordnungen. Die Problematik des Gegensatzes von direkt vs. vermittelt mit seiner Nähe zum Mythos Kopräsenz haben wir bereits angedeutet. Es kommt hinzu, dass es auch so etwas wie Telekopräsenz gibt, die nach unserer Auffassung trotz des Einsatzes von Kommunikationstechnologien auf die Seite der Kopräsenz gehört. Die gleiche Problematik zeigt sich beim Gegensatz von (räumlicher) Nähe vs. Ferne. In der Form von Telekopräsenz ist Nähe gewissermaßen auch in der Ferne realisierbar, insofern Kommunikationstechnologien die Reflexivität von Wahrnehmungen auch unabhängig von Gleichörtlichkeit möglich machen.⁷⁶ Bleiben die sprach- und zeitbasier-

ten Unterscheidungen, die beide zu gleichen Zuordnungen führen, was aber einer genaueren Analyse nicht standhält. So ist der Gegensatz von Mündlichkeit und Schriftlichkeit, der historisch womöglich mit dem von Anwesenheit und Erreichbarkeit zusammengefallen ist, inzwischen auf beiden Seiten der Unterscheidung nicht mehr verlässlich; auch gesprochene Sprache kann aufgrund der Möglichkeit ihrer Konservierung und Übertragung unabhängig von Kopräsenz eingesetzt werden (z.B. auf Anrufbeantwortern oder in Rundfunk und Fernsehen). Umgekehrt kann Schrift vereinzelt auch in Kopräzensituationen auftreten (etwa beim Nutzen der Chatfunktion während gleichzeitiger Videokonferenz). Die an der Erscheinungsform von Sprache orientierte Unterscheidung ist also längst nicht mehr trennscharf (was zuweilen für begriffliche Verwirrungen sorgt), und spätestens mit der »sekundären Oralität«⁷⁷ fällt die Mündlichkeit nicht mehr mit dem Nähe- und Gleichzeitigkeitspol zusammen.

Bleibt die an der Zeitstruktur orientierte Unterscheidung von Gleichzeitigkeit und Nacheinander, Synchronizität und Asynchronizität; diese Unterscheidung kommt der von Anwesenheit und Erreichbarkeit vielleicht am nächsten.⁷⁸ Sie erlaubt eben auch die Differenzierung zwischen Technologien, die synchrone Kommunikation (in »Echtzeit«) ermöglichen und solchen, die »asynchrone Kommunikation« (mit Zäsur zwischen Sendung und Empfang) implizieren, auch wenn das Schreiben-und-Lesen von Text in elektronischen Umgebungen auf tragbaren Kommunikationsgeräten oftmals schon zu einer quasisynchronen Verständigung geführt hat.⁷⁹ Wir sehen die Synchronizität aber als eine Begleiterscheinung der Reflexivität der Wahrnehmung an, mit der Sender:innen immer auch Empfänger:innen und Empfänger:innen immer auch Sender:innen sind. In einer Situation des Nacheinanders von Sendung und Empfang ist diese Konfundierung der Variablen ausgeschlossen. Umgekehrt führt aber Synchronizität nicht zwangsläufig schon zur Wahrnehmungswahrnehmung, wie das Beispiel der Live-Übertragung einer Fernsehsendung (in Echtzeit) belegt. Wir sehen die Zeitstruktur deshalb als nachgeordnet an. Das wird im Übrigen auch dadurch bestätigt, dass der Dualismus von Sendung und Empfang (kommunikativer Erscheinungsformen), auf dem die Unterscheidung von synchron vs. asynchron beruht, ein nachträglicher ist, der erst mit und nach der Erfindung von Schrift und weiteren Verbreitungsmedien denkmöglich geworden ist und deshalb an die Kopräzensituation von außen herangetragen wird und ihr letztlich nicht gerecht werden kann.⁸⁰

Auch ohne dass wir hier auf die mit den genannten Unterscheidungen verbundenen Forschungstraditionen näher eingehen können,⁸¹ zeigt sich, wie

ausgehend von den genannten Unterscheidungen die Weichen unterschiedlich gestellt werden; wer primär Nah- von Fernkommunikation unterscheidet, wird das Telefongespräch (nomen est omen) und die Videokonferenz wie selbstverständlich zur Fernkommunikation zählen; wer synchrone von asynchroner Kommunikation unterscheidet, wird das Telefongespräch und die Videokonferenz gleichwohl und zweifelsfrei zur synchronen und schließlich auch zur mündlichen Kommunikation zählen. Telefongespräch und Videokonferenz bilden zwar jeweils zusammen ein Gespann, das nicht getrennt voneinander auftaucht; aber nicht immer taucht dieses Gespann auf der gleichen Seite der Unterscheidungen auf. Wir sehen darin ein oberflächliches Indiz dafür, dass hier Klärungsbedarf besteht, wenn man über deskriptive Terminologie und oberflächliche Begriffsbestimmungen hinauskommen will. Zugleich sollte transparent(er) sein, warum wir mit der Differenz von Anwesenheit und Erreichbarkeit eine Ausgangsunterscheidung gewählt haben, die ohne Referenzen auf Kommunikationstechnologien, Raum, Zeit und Sprache auskommt. Kopräsenz steht zwar der Einheit von Raum/Ort und Zeit nahe (zur gleichen Zeit am gleichen Ort), ist damit aber als Kommunikationsbedingung nicht angemessen erfasst. Wenn und in dem Maße, in dem wahrgenommen werden kann, dass (die eigene Wahrnehmung der oder des Anderen von der oder dem Anderen auch) wahrgenommen werden kann, entsteht Kopräsenz. Ein solcher zugegeben abstrakter Begriff hat den Vorteil, dass er offenlässt, *wie* diese Wahrnehmungswahrnehmung im konkreten Einzelfall bewerkstelligt oder eben auch ausgeschlossen werden kann (und wie sie sich evolutionär entwickeln kann). Zwei Leute im gleichen Zimmer, die einander z.B. aufgrund einer Trennscheibe weder akustisch noch visuell wahrnehmen können (oder nur einseitig wahrnehmen können), sind also im hier angesetzten Sinn nicht kopräsent. Zwei Leute, die über ein Telefon sicherstellen können, dass sie sich wechselseitig hören können, sind aber sehr wohl kopräsent (auch wenn zwischen ihnen der Atlantik liegt). Gleichwohl wollen wir damit nicht die Besonderheit der Telefonkommunikation gegenüber einem Gespräch mit Gleichörtlichkeit außer Acht lassen. Wenn es nicht der Gegensatz von Nähe und Ferne ist, was ist dann die entscheidende Besonderheit?

IV.

Bleiben wir zunächst der Einfachheit halber beim Telefongespräch. Auch wenn man es wie hier vorgeschlagen auf der Seite der Kopräsenz verortet (wegen der

Realisierung von Wahrnehmungswahrnehmung), wird man nicht übersehen wollen, dass in diesem Fall mehr im Spiel ist:

Der Eintritt in die Interaktion setzt voraus, dass über die technische Vorrichtung des Partners eine Verbindung hergestellt wird. [...] [D]ie Herstellung der Verbindung selbst (besteht) aus einer ganzen Reihe von Aktivitäten – Abheben des Hörers durch den Anrufer, Wählen, Freizeichen (bzw. auf Seiten des Angerufenen Klingeln), eine mehr oder weniger lange Folge von Klingeltönen und schließlich Abnehmen des Hörers.⁸²

Erst mit dem Abnehmen des Hörers nach dem Klingelzeichen beginnt die Interaktion, weil vorher weder auf Seiten der oder des Anrufenden noch der oder des Angerufenen wahrgenommen werden kann, dass wahrgenommen wird. Die oder der Anrufende muss bis zum Abnehmen des Hörers der oder des Angerufenen davon ausgehen, dass die oder der Andere nicht »da« ist oder womöglich aus Gründen gerade nicht abnimmt, obwohl er »da« ist. Auch die Anruferin bzw. der Anrufer könnte es sich anders überlegen und seinerseits vor dem Abnehmen auflegen. Die oder der Andere könnte dann wohl wissen, dass jemand (und heutzutage oft auch: wer) gerade seine Nummer gewählt hat, aber die Möglichkeit der Wahrnehmungswahrnehmung bestand nicht. Deshalb bleiben sowohl das Klingeln wie auch das Nichtabnehmen des Hörers interaktiv folgenlos. Erst mit dem Abnehmen des Hörers nach dem Klingelton kann wahrgenommen werden, dass wahrgenommen wird. Wenn kein Freizeichen ertönt (weil die oder der Andere schon wieder aufgelegt hat), kann schon das Ausbleiben des Freizeichens und die wie kurz auch immer ausfallende Stille als Beleg dafür gehört werden, dass auf der jeweils anderen Seite jemand »da« und »dran« ist. Wer als Erste bzw. Erster zu sprechen anfängt, macht dann schon den zweiten Zug. Insofern ist es berechtigt zu sagen, dass mit dem Abnehmen des Hörers gehört werden kann, dass (zu-)gehört wird – auch wenn für einen kurzen Augenblick noch gar nichts zu hören ist. Man sieht daran zweierlei: dass und wie das Klingeln retrospektiv durch das Abnehmen z.T. der Interaktion gemacht wird (und gemacht werden muss); und dass die Beteiligten anstelle wahrnehmbarer empirischer Evidenz aufgrund ihrer Vertrautheit mit der Praxis des »Telefonierens« routinemäßig unterstellen können, dass der oder die Andere mit dem Abnehmen des Hörers »dran« ist. Es muss daher niemand etwas sagen wie: »Ich bin dran«, damit es losgehen kann. Mit dem Sprechen verdichtet sich dann nicht anders als in der »Face-to-face«-Situation der Verdacht der Wahrnehmungswahrnehmung zur Gewissheit, und es ist

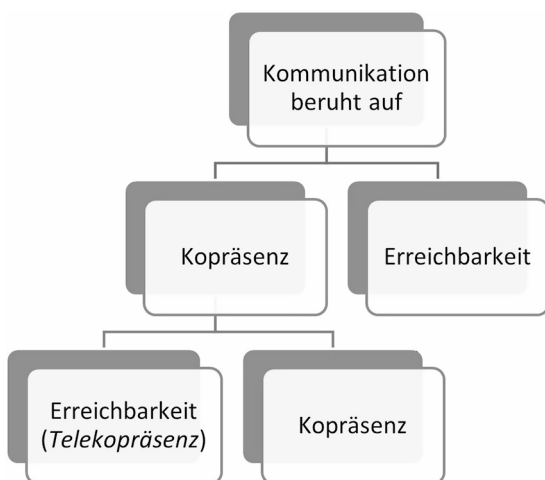
bekannt, dass diese Gewissheit zu schwinden beginnt, wenn von der jeweils anderen Seite länger nichts zu hören ist. Wir haben diesen »Vorlauf« der Interaktion in der Darstellung bewusst etwas in die Länge gezogen, um zu illustrieren, dass beim Telefongespräch die Herstellung von Kopräsenz durch reflexive Wahrnehmung »technologisiert« ist. Das gilt für den Vorlauf, für den es auf beiden Seiten einen »Apparat« braucht, und es gilt für die Eröffnung, für die es eine »Verbindung« braucht. Man kann also mit Fug und Recht behaupten, dass in diesem Fall Erreichbarkeit im Spiel ist: Ich muss die Andere oder den Anderen offenkundig auch *erreichen* können, bevor wir einander in die Zone wechselseitiger Wahrnehmbarkeit geraten (können).

Dieser technisch-mediale Vorlauf und die auf Erreichbarkeit beruhende Herstellung reflexiver Wahrnehmung unterscheiden die Telefoninteraktion von Interaktionen, die nur auf der Grundlage verkörperter sinnlicher Wahrnehmung (»naked senses«)⁸³ zustande kommen, so dass Erreichbarkeit als Kommunikationsbedingung unmittelbar umschlägt in Wahrnehmungswahrnehmung. Wenn wir diese Unterscheidung im Bereich der kopräsenzbasiererten Interaktion in den Termini der Ausgangsunterscheidung selbst umsetzen wollen, ohne dabei doch wieder auf die anderen genannten Parameter zurückzugreifen, bietet es sich an, die Unterscheidung von Kopräsenz und Erreichbarkeit auf sich selbst zu beziehen und auf der einen Seite der Unterscheidung einen besonderen Fall als »markierten Fall« einzuführen, so dass es einen Wiedereintritt der Unterscheidung von Kopräsenz und Erreichbarkeit auf der Seite der Kopräsenz gibt (s. Abb. 22).

Luhmann hat diese Form des Wiedereintritts von Unterscheidungen in dem von ihnen Unterschiedenen (in Anlehnung an George Spencer Brown) als Denkfigur des »re-entry« populär gemacht.⁸⁴ Wir können damit im Bereich der kopräsenzbasiererten Interaktion einen markierten Fall unterscheiden, bei dem Kopräsenz ihrerseits auf Erreichbarkeit beruht, wie wir das am Beispiel des Telefongesprächs illustriert haben: Wahrnehmungswahrnehmung setzt einen technologisch-mediatisierten Vorlauf voraus und wird in einer auf Erreichbarkeit basierenden Weise hergestellt. Wir haben damit einen Spezialfall hybrider Kommunikation vor uns, bei dem sich zwei gegenüberstehende Merkmale gleichsam kreuzen. Am Fall des Telefonierens kann man sich gut klarmachen, was dabei passiert: Die Interaktion wird anfälliger für Störungen, weil sie sich nicht mehr auf die Bordmittel der beteiligten Körper verlassen kann, sondern auf Medientechnologien (z.B. in Form der Übertragung, der Sendung und des Empfangs elektrischer Signale) und Medieninstitutionen (z.B. eine Art »Fernmeldewesen«) angewiesen ist. Wie unsere Skizze zur

empirischen Erforschung von Videokonferenzen zeigt (s.o. I.), manifestiert sich diese Abhängigkeit von voraussetzungsreicher Medientechnologie auf der Oberfläche der Erscheinungsformen selbst. Die situationsreflexiven Kommentare zur Vergewisserung über Kopräsenz sind das beste Beispiel dafür.

Abb. 22: Wiedereintritt der Unterscheidung von Kopräsenz und Erreichbarkeit auf der Seite der Kopräsenz (eigene Darstellung)



Trotz dieser Abhängigkeit von Kommunikationstechnologie bleiben das Telefongespräch und die Videokonferenz aber unzweifelhaft Interaktion; die Übertragung ersetzt ja nicht die Gleichzeitigkeit der Wahrnehmungswahrnehmung zugunsten einer Aufsplittung in die Sendung und den Empfang von Signalen: Wer spricht, hört gleichzeitig zu, und wer zuhört, spricht auch dann, wenn sie oder er schweigt, ist also gleichzeitig Sender:in und Empfänger:in. Am Telefon ist das unmittelbar daran ersichtlich, dass der, der spricht, darauf hört, ob er auch gehört wird, und dass die oder der, die oder der zuhört, auch (gelegentlich) spricht, damit ihr oder sein Zuhören auch gehört werden kann. Wie die Beispiele aus dem seit der COVID-19-Pandemie sprunghaft angestiegenen Umgang mit Videokonferenztools zeigen, bilden sich vergleichbare Routinen hier erst noch aus. Dabei kommt es auch zu

Brüchen: Z.B. führt das Ausschalten der Kamera und des Mikrophons der Beteiligten (sofern sie nicht gerade »dran« sind), nicht selten dazu, dass die Gewissheit von Wahrnehmungswahrnehmung brüchig wird, weil tatsächlich nicht mehr gesehen werden kann, dass zugesehen (und zugehört) wird und die aktuelle Sprecherin oder der aktuelle Sprecher nicht mehr gleichzeitig auch Zuhörer:in ist, so dass sich eine Art schleichender Übergang von Kopräsenz zu Erreichbarkeit einspielt (der von den Beteiligten nicht selten auch kommentiert wird). Ein derartiger Übergang ist nur möglich, wenn Kopräsenz mit Erreichbarkeit konfundiert ist. Ohne diese Konfundierung ist mit dem Ende der Wahrnehmungswahrnehmung und der von ihr abhängenden Interaktionsepisode auch das Ende der Kommunikation gegeben. Um diese Besonderheit von Telefon- und Videokommunikation begrifflich festzuhalten, wollen wir, wie schon angekündigt, von Telekopräsenz sprechen. Wir nehmen damit einen Vorschlag von Shanyang Zhao auf, der eine Taxonomie verschiedener Fälle von Kopräsenz vorgeschlagen hat.⁸⁵ Mit Telekopräsenz bezeichnet er Fälle, in denen die Anwesenheit des Anderen nicht auf körperlicher, sondern auf elektronisch herbeigeführter Nähe beruht:

Physical proximity is an area within which naked human senses can reach, and electronic proximity is an area within which electronically extended human senses can reach. Through the mediation of a telephone or a Personal Digital Assistant (PDA), for example, individuals not mutually present in the same locale can reach each other at a distance in real time.⁸⁶

Abhängig davon, ob die oder der Andere selbst (»in person«) oder in Form einer Nachbildung (»through simulation«) anwesend ist, unterscheidet er zusätzlich noch zwischen »corporeal telecopresence« und »virtual telecopresence«.⁸⁷ Wir nehmen diese Taxonomie hier auf, weil sie im Gegensatz zum ebenfalls eingeführten Begriff von Telepräsenz⁸⁸ keinen Zweifel daran lässt, dass es um Telekopräsenz geht.

Einen Eindruck vom Wandel, der mit der Etablierung und Verbreitung von Telekopräsenzsituationen einhergeht, hat die COVID-19-Pandemie vermittelt; es ist genau dieser Typus hybrider Kommunikation, der sich seit dem Ausbruch der COVID-19-Pandemie ebenso rasant wie der Virus selbst verbreitet hat. Kopräsenz ist mit der Pandemie also nicht nur erschwert, verhindert und ersetzt, sondern auch *weiterentwickelt* worden. Sie ist vermehrt und verstärkt auch dann möglich gemacht worden, wenn die Interaktionspartner:innen zur gleichen Zeit an unterschiedlichen Orten und dort jeweils für sich allein sind. Man den-

ke dazu eben vor allem an all die inzwischen schon stark verbreiteten Softwaretools für »Meetinglösungen« in »kristallklarer HD-Qualität«. So ist »Zoom« nicht nur »the leader in modern enterprise video communications« (so die vollmundig werbende und maßlos übertreibende Selbstdarstellung), sondern zur Bezeichnung für eben einen neuen Typus von Kommunikation geworden. Unter dem Stichwort »zoom fatigue« werden bereits erste Begleiterscheinungen dieser Kommunikation kritisch diskutiert.⁸⁹ Diese neuen Formen von Telekopräsenz lassen es – wie vor Jahren schon einmal mit der flächendeckenden Verbreitung des Telefons in jedem Haushalt – vermehrt erlebbar werden, dass und wie Kopräsenz übertragungstechnisch-medial hergestellt werden kann. Anders als beim Tippen und Lesen von Mitteilungen und Nachrichten kann ich durch die Übertragung von Stimme und Bild nicht nur die Andere oder den Anderen wahrnehmen, sondern zumindest punktuell auch wahrnehmen, dass ich gerade wahrgenommen werde. Wir haben es hier also damit zu tun, dass eine abstrakte Hypothese – die Herstellung von Anwesenheit durch technische Hilfsmittel – zur Alltagserfahrung wird (wie schon einmal beim Telefon). Allerdings kommt es dabei, wie wir mit Rückgriff auf vorliegende empirische Untersuchungen illustriert haben, zu spezifischen Besonderheiten: Es ist, salopp formuliert, eben doch etwas anderes, ob man der oder dem Anderen direkt in die Augen oder auf einen Bildschirm bzw. in die Kameralinse des Laptops schaut.

Refigurationen von Kopräsenz durch Kommunikationstechnologie

Der Blick auf neuere Entwicklungen, die einen möglichen Wandel von Kopräsenz andeuten, weist darauf hin, dass und wie Refigurationen von Kopräsenz durch den Einsatz neuer Kommunikationstechnologien vorangetrieben werden. Das kommt als Fazit nicht überraschend und wird hier nicht zum ersten Mal kommentiert.⁹⁰ In der Sprache dieses Essays betrifft es die Ressourcen multimodaler Interaktion: Neue Informations- und Kommunikationstechniken, wie sie etwa bei der Sensorik und Motorik sozialer Robotik, künstlicher Intelligenz und Videogesprächen zum Einsatz kommen, treten mit ihren »affordances« als Ressource verbaler Interaktion prominent hervor. Wenn man die beiden Entwicklungen zusammennimmt, die wir in diesem Kapitel besprochen haben, die Technisierung von Interaktionsfähigkeit und die Verbreitung von Telekopräsenz, geht damit eine Verlagerung und Modifizierung der Bedeutung anderer Ressourcen der Interaktion einher. Das betrifft vor

allem die (Interaktions-)Architektur und mit ihr den Körper und die Sprache: Die architektonischen Benutzbarkeitshinweise, die als Navigations-, Interpretations- und Partizipationshinweise humanspezifische Fähigkeiten gleichzeitig fordern und fördern, werden durch kommunikationstechnische Benutzbarkeitshinweise verdrängt, deren Einfluss auf Körper und Sprache noch nicht absehbar ist. Einen wie immer eingeschränkten Vorgesmack auf zukünftige Entwicklungen hat diesbezüglich die COVID-19-Pandemie vermittelt. Die mit ihr einhergehende Konfiguration von Kopräsenz zu Telekopräsenz ist ein eindrückliches Beispiel dafür, dass und wie man sich einen Wandel der Kommunikationsbedingung der Kopräsenz vorstellen muss, was etwa die Herstellung des Interaktionsraums und mit ihr die Aufgabe der Situierung betrifft (s.u. I.). Dagegen zeigen andere Beispiele für institutionell ausdifferenzierte Interaktionsarchitekturen, wie Architekturen als Ressourcen Kopräsenz konfiguriert und dabei zugleich die Ersetzung von Architektur durch Kommunikationstechnik vorbereitet haben, mit der dann eine Verdrängung von Kopräsenz durch Erreichbarkeit einherzugehen scheint. Die Interaktionsarchitektur des Verkaufsschalters ist dafür ein sprechendes Beispiel (s.u. II.).⁹¹

I.

Einer der anhaltenden sozialen Effekte der COVID-19-Pandemie ist die Verbreitung von dem, was wir hier mit Telekopräsenz bezeichnet und abstrakt als eine Form der »Kreuzung« von Anwesenheit und Erreichbarkeit eingeführt haben. Allgemein gesprochen haben wir es hier mit einem aktuellen Beispiel für die Refiguration von Kopräsenz durch Kommunikationstechnik zu tun, bei der die Entwicklung nicht zum Ersatz von Kopräsenz durch Erreichbarkeit führt, sondern zu einer genuinen Weiterentwicklung von kopräsenzbasierter Interaktion.⁹² Ihre erste Welle hatte diese Refiguration von Kopräsenz zu Telekopräsenz bereits mit der Einführung und Verbreitung des Telefons erreicht. Viel spricht dafür, dass wir gerade – befeuert durch die Pandemie – eine zweite Welle der Verbreitung von Telekopräsenz mit der Nutzung des Internets und mobiler Endgeräte für Video- bzw. Webkonferenzen und Video- bzw. Bildtelefonie erlebt haben, auch wenn die dafür notwendige Technologie schon viel länger entwickelt und auch verbreitet worden ist. Was aber ist das Neue und wo liegen die möglicherweise auch längerfristig relevanten Veränderungen, die mit diesem neuerlichen Refigurationsschub einhergehen? Vieles von dem, was als »künstlich«, belastend oder erschwerend mit Blick auf Telekopräsenz wäh-

rend der Pandemie ins Feld geführt worden ist, lebt offenkundig von der Hypostasierung eines Ur- und Reinzustandes »natürlicher« Kopräsens, den es nie gegeben hat und der dem hier beschriebenen Mythos Kopräsens entspricht. Ausgehend von diesem Mythos lässt sich dann etwa kritisch feststellen, dass in Videokonferenzen die Wahrnehmung eingeschränkt und zugleich stark fokussiert, Blickkontakt nicht möglich und der Sprecherwechsel erschwert seien (wie man z.B. in einem Artikel im Zürcher Tages-Anzeiger lesen konnte).⁹³ Das alles ist nicht ganz falsch, aber doch sehr oberflächlich. Auch im Gespräch unter unmittelbar Anwesenden ragt ja nicht alles automatisch in die kommunikative Zone, was für die Beteiligten sinnlich wahrnehmbar ist, sondern nur ein kleiner Ausschnitt wird in seiner Wahrnehmbarkeit systematisch wahrnehmbar gemacht – sonst bräuchte es die Anforderung der *Situierung* nicht (s. noch u.). Der Blickkontakt ist seit jeher sehr viel stärker regelbasiert und kontrolliert, als uns das bewusst ist – wie man heute mit Verfahren des mobilen Eye-Tracking auch gut dokumentieren kann.⁹⁴ Und das, was wir schließlich über den Sprecherwechsel aus der Konversationsanalyse wissen, stammt bekanntlich originär aus der Beschäftigung und Konfrontation mit Telefongesprächen, also aus der Beschäftigung mit Telekopräsens. Insofern braucht es zunächst den Hinweis, dass die auf Kopräsens beruhende Interaktion seit jeher kein Wohlfühlsetting ist, sondern ein durch und durch strukturiertes, regel- und gesetzmäßig ablaufendes Geschehen, das an die Beteiligten systematische Anforderungen stellt, darunter auch eine nicht zu unterschätzende Körperdisziplin. Wir haben deshalb betont, dass Anwesenheit grundsätzlich eine kommunikative Hervorbringung ist, die nicht einfach gegeben und da ist, sondern hergestellt wird. Man musste, vereinfacht gesagt, schon immer nicht nur anwesend sein, sondern auch *zeigen*, dass man gerade anwesend ist. Weil das so ist, ist Interaktion wandel- und entwickelbar, d.h. mit dem Entstehen neuartiger Technologien auch über den Kreis des Hier und Jetzt ausdehnbar, zugleich aber auch viel robuster und anpassungsfähiger an interaktionsfeindliche Umwelten, in denen z.B. die menschliche Sinneswahrnehmung massiv eingeschränkt ist. So ist Interaktion selbstverständlich auch unter Anwesenden möglich, die weder hören noch sehen können (und dafür ganz andere Sensoren für die Interaktion zugänglich machen). Abstrakter formuliert: Interaktion ist eine robuste Sozialform, die sich den Bedingungen, unter denen sie zustande kommen kann, nicht nur anpasst, sondern diese Bedingungen von Fall zu Fall auch reproduzierend (mit-)gestaltet und (weiter-)entwickelt. Das betrifft auch den Interaktionsraum.

Mit dem Übergang von Kopräsenz zu Telekopräsenz fallen nicht einfach der unter Anwesenden geteilte Interaktionsraum und damit die Anforderung der Situierung weg, sondern es verändern und verlagern sich die Möglichkeiten der Herstellung des Interaktionsraums und damit die Ressourcen für Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation. Beispielsweise fällt die Interaktionsarchitektur, die weitgehend körperlich durch Verfahren der Navigation und Positionierung erschlossen wird (also mit humanspezifischer Motorik und Sensorik geleistet wird), unter telekopräsent Anwesenden als Ressource weitgehend aus. Die Herstellung des Interaktionsraums und mit ihr die Aufgabe der Situierung sind dann auf mehr als verkörperte Motorik und Sensorik angewiesen, eben z.B. auf Übertragungs- und Übermittlungstechniken in Form von Kameras und Mikrofonen, häufig auch auf explizite sprachliche Instruktionen und Kommentare. An die Stelle gebauter und möblierter Interaktionsarchitektur(en) treten die »affordances« der Videokonferenzplattformen. Damit werden dann auch Aspekte privater Räumlichkeit als Teil des Interaktionsraums erwartbar mitwahrgenommen, so dass das eigene Zuhause unter dem Druck der Interaktion allmählich als Smarthome zu einem Multimediahub umgestaltet werden dürfte,⁹⁵ mit dem die Grenzen zwischen Kopräsenz und Telekopräsenz dann immer mehr verwischen. Bis es so weit ist, werden wir allerdings wohl noch eine Weile damit leben müssen, uns wechselseitig darauf hinzuweisen, dass das Mikrophon nicht angeschaltet, das Kamerabild eingefroren oder die Stimme zu leise ist. Aber klar ist auch, dass wir es hier mit Übergangsphänomenen zu tun haben, wohingegen sich deutlich abzeichnet, dass die auf Telekopräsenz beruhende Kommunikation mit und durch Sprache so schnell nicht aus unserem Alltag verschwinden wird. Ob und wie das neben der Kommunikation und mit ihr auch die Sprache selbst verändern wird, ist im Moment noch nicht abzusehen, muss uns aber auch nicht weiter kümmern: Die Sprache ist als Medium nicht weniger robust und anpassungsfähig als die Interaktion, in der sie ihr soziales Zuhause hat.

II.

Die Refiguration von Kopräsenz durch Kommunikationstechnik betrifft nicht nur wie im Falle der Telekopräsenz den Wandel von Kopräsenz, sondern auch die Ersetzung von Kopräsenz durch Erreichbarkeit. Architektonische Benutzbarkeitshinweise können sich dabei als Schrittmacher für die Ermöglichung von Kommunikation ohne Kopräsenz erweisen. Die Interaktionsarchitektur des Fahrkartenschalters am Bahnhof ist dafür ein aufschlussreiches Beispiel,

auf das wir abschließend eingehen wollen. Man kann daran sehen und zeigen, dass die Ausdifferenzierung einer spezifischen Interaktionsarchitektur auf die aufkommende Nutzung des Bahnhofs und den dabei erforderlichen Kauf von Tickets vor Ort reagiert, d.h. einen spezifischen Typ von Kopräsens neu konfiguriert und damit möglich und wahrscheinlich macht. Es ist also ein Fall von Konfiguration durch Architektur, der sich in den Navigations-, Interpretations- und Partizipationshinweisen des Schalters als Ressource der Verkaufsinteraktion manifestiert. Man kann an diesem Fall weiter sehen und zeigen, dass diese spezifische Konfiguration von Kopräsens rund 150 Jahre später in den Verkauf von Tickets an einem Fahrkartenautomaten übergegangen ist. Der Schalter ist dabei nicht nur historisch, sondern auch interaktionstheoretisch der Vorläufer und Wegbereiter des Ticketautomaten, mit der sich der Verkauf von Fahrkarten von der Kommunikation via Kopräsens zugunsten der Bedienung und Benutzung eines Automaten frei gemacht hat. Interaktionsarchitektur trägt also zunächst als Ressource zur Konfiguration von Kopräsens bei – bevor auf dieser Grundlage später Kopräsens als Kommunikationsbedingung durch die Benutzbarkeit bzw. Bedienbarkeit einer Maschine und damit Interaktion zwischen Anwesenden durch Kommunikation qua Technik ersetzt werden kann.⁹⁶

Die Entwicklung der Architektur des auch heute noch auf vielen Bahnhöfen anzutreffenden Fahrkartenschalters, die bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts reicht, hat ohne Zweifel maßgeblich zur modernen Konfiguration der Verkaufsinteraktion beigetragen. Trotz einer Vielzahl von Publikationen zur Geschichte der Bahnhofsarchitektur ist die Geschichte des Fahrkartenschalters allerdings noch nicht geschrieben. Verschiedene Quellen lassen darauf schließen, dass der Übergang vom frei stehenden Verkaufsraum oder »Kassenhäuschen« (auch »Billet-Haus« genannt, zunächst außerhalb des Bahnhofsgebäudes, aber auch früh als Teil der Diensträume) zu einer in der Empfangshalle befindlichen »Wand mit kleinen Durchgabe- und Sprechöffnungen« etwa Mitte des 19. Jahrhunderts weitgehend vollzogen worden ist.⁹⁷ Die Ersetzung der massiven Wand durch eine Glasfront und entsprechende Glasschalter mit eigenen Vorrichtungen zum Transfer und zum Durchlass von Geld und Tickets hat dann wohl vor allem zwischen 1860 und 1890 stattgefunden, einer Phase der »stilistischen Verfeinerung und Ausdifferenzierung der Bahnhofsbauten«.⁹⁸ Das Ergebnis dieses Prozesses ist der uns auch außerhalb des Bahnhofs mehr oder weniger geläufige »Schalter«, wie er bis vor Kurzem z.B. (noch) in der Schalterhalle des Hauptbahnhofs Zürich anzutreffen war (s.u. Abb. 23a bis 23c). Zu seinen charakteristischen Wiedererkennungsmerk-

malen gehört ein spezifisches räumliches Arrangement, das für die, die sich am Schalter kopräsent finden, einen mehr oder weniger abgeschlossenen Binnenraum mit zwei möglichen Positionen definiert: Man ist entweder *vor* oder *hinter* dem Schalter und damit einhergehend *innerhalb* oder *außerhalb* des Schalterraums.⁹⁹

Abb. 23a, 23b und 23c: Schalterhalle HB Zürich (Quelle: Hausendorf und Mondada 2017)



Diese räumlichen sind zugleich soziale Positionen: Hinter dem Schalter und innerhalb des Schalterraums befindet sich ein komplexer Arbeitsplatz, der u. a. mit einer Kasse und weiteren mehr oder weniger technisch anspruchsvollen Gerätschaften ausgestattet ist. Vor dem Schalter und außerhalb des Schalterraums ist ein Platz zum Ankommen und Verweilen definiert, zu dem u. a. eine Ablage- und Anlehn- bzw. Abstützfläche gehört. An dieser Stelle kommt etwas sehr Wichtiges hinzu: Die vom Schalter definierte Grenze zwischen innen und außen erweist sich unter spezifischen Bedingungen als durchlässig und durchdringlich. Es sind dies die »Durchgabe- und Sprechöffnungen« in der Wand, von denen oben bereits die Rede war, die im Verlauf der Ausgestaltung als verglaste Front in Form spezieller Durchreich- und Austauschvorrichtungen architektonisch ausdifferenziert werden. Am Hauptbahnhof Zürich ist das eine mit einem speziellen Hebel von innen bedienbare Drehscheibe (s. Abb. 24).

Abb. 24: Drehscheibe mit Hebel als Durchreich- und Austauschvorrichtung (Quelle: Hausendorf und Mondada 2017)



Mit Vorrichtungen wie diesen erweist sich die durch den Schalter definierte Grenze als Kontaktzone zwischen dem Innen einer spezifischen Institution und dem Außen derjenigen, die sich an die Institution wenden, um irgend etwas zu erhalten, das an dieser Stelle (unter bestimmten Bedingungen)

durchgereicht (»transferiert«) werden kann. Der Schalter definiert den Ort, an dem dieser Kontakt stattfindet und an dem die Institution auf ihre Kundschaft trifft. Das kann am Bahnhof passieren, aber ebenso gut am Zirkuswagen, auf einem Schiff oder im Botschaftskonsulat.¹⁰⁰

Die Ausgestaltung der Front vor dem Schalter durch eine abgegrenzte Scheibe, einen Ablagebereich und eine Durchgabe- und Sprechöffnung lässt sich ohne weiteres als architektonischer Navigationshinweis verstehen, der dem und der, die den Kontakt suchen, zeigt, wo der Platz zum Ankommen und zur Eröffnung des Anliegens ist. Zugleich handelt es sich um wiedererkennbare Elemente einer als Schalter verstandenen Architektur, die Navigationshinweise sind also auch Interpretationshinweise zum Wiedererkennen des Schalters (wie er z.B. namentlich in dem Hinweis auftaucht, dass »[d]er Schalter geschlossen [ist]«).¹⁰¹ Für die, die mit der spezifischen Praxis vertraut sind (z.B. der Praxis des Fahrkarten- oder Eintrittskartenverkaufs), handelt es sich speziell bei der Durchgabeöffnung, die auf Abb. 24 als Drehscheibe ausgeformt ist, weitergehend um Partizipationshinweise: Wer vor dem Schalter ankommt und dort verweilt, macht sich als Kundin oder Kunde der Institution mit dem Anliegen erkennbar, etwas erwerben zu wollen. Diese in der Schalterarchitektur materialisierten Navigations-, Interpretations- und Partizipationshinweise mögen trivial erscheinen. Als wichtige Ressourcen insbesondere der Situierung (Wo sind wir?), der Positionierung (Wer bin ich?) und der Rahmung (Was geht hier vor?) sind sie aber alles andere als trivial, weil sie erklären helfen, dass und warum die Verkaufsinteraktion am Schalter unmittelbar nach der Interaktionseröffnung mit einem Anliegen gestartet werden kann, was die thematische Organisation (Was kommt als Nächstes?) und den Sprecherwechsel (Wer kommt als Nächste oder Nächster?) enorm entlastet. Die Szene, die wir o. mit den Abb. 23a bis 23c eingefangen haben, stammt aus einem Schaltergespräch, das wie folgt beginnt:

SBB-Mitarbeiter (hinter dem Schalter). *Grüezi. Was hätten Sie gern?*

Kundin (vor dem Schalter). *Es Halbs Contenschwil Retour.*

SBB-Mitarbeiter. *Jawohl* (beginnt damit, Informationen in das Programm einzugeben)¹⁰²

Der Austausch enthält keinerlei sprachliche Spuren der Vergewisserung über die Situierung, Rahmung oder Positionierung der Beteiligten, weil bereits die Ankunft am Schalter diesbezüglich für Klarheit sorgt und eine ebenso effektive wie standardisierte Abarbeitung des Anliegens (in diesem Fall: des Kaufs

eines Tickets) ermöglicht. Die Drehscheibe zum Austausch von Ware gegen Geld manifestiert gleichermaßen die Erwartung eines Anliegens, das mit diesem Austausch erfüllt werden kann. Insofern erweist sie sich als sehr effektive Ressource für die Beendigung der Interaktion: Die Bedienung der Drehscheibe durch den Mitarbeiter leitet den Transfer ein, mit dem die Beendigung eröffnet werden kann.¹⁰³ Natürlich geht es am Schalter auch anders. Keine Interaktionsarchitektur kann determinieren, was sich unter denen, die kopräsent sind, ereignet. Aber sie kann das, was sich ereignen soll, möglich, wahrscheinlich und hochgradig erwartbar machen. Auf diese Weise trägt sie zu einem effektiven aufgabenorientierten Geschehen bei, das sich z.B. in einem sprachlich vorgeformten und entsprechend formelhaften Verlauf der verbalen Interaktion niederschlägt. In der gerade wiedergegebenen Eröffnung eines Schaltergesprächs zeigt sich das sehr anschaulich schon in der Formulierung des Anliegens (»Es Halbs Gontenschwil Retour«).

Es kommt somit zu einer immer stärkeren Standardisierung der Schalterinteraktion, die in ihrem Ablauf und den dafür notwendigen »Slots« vorhersehbar und planbar wird – was sich in den von uns aufgezeichneten Gesprächen z.B. in der auf dem Mitarbeitercomputer installierten und auf dem Bildschirm manifestierten Software zum Ticketverkauf zum Ausdruck kommt. Wir sehen hier eine Entwicklung am Werk, mit der die Interaktion am Schalter gleichsam domestiziert wird im Sinne klar definierter, institutionell »erlaubter« Anliegen. Die Ausdifferenzierung einer wiedererkennbaren Schalterarchitektur (wie sie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stattgefunden hat) ist insofern der materiale Ausdruck einer Standardisierung der an diesem Ort möglichen und erwartbaren Interaktion. Diese Standardisierung führt ihrerseits auf der Seite der Interaktionsbeteiligten und der am Schalter Anwesenden (»Agentinnen« bzw. »Agenten« und »Klientinnen« bzw. »Klienten«) zu einer zunehmenden »Habitualisierung«, mit der »Handlungen ohne Bewusstsein quasi-automatisch ablaufen«.¹⁰⁴ Zugespitzt gesagt: Am Schalter werden die Beteiligten zunehmend dazu gebracht, so zu agieren, »dass Maschinen ihr Handeln nachahmen können«.¹⁰⁵ Aus der Gegenwartsperspektive erweist sich der Schalter damit als Vorläufer der modernen, elektronisch gesteuerten Fahrkartenautomaten, wie sie seit etwa Mitte der 1990er Jahre auf Bahnhöfen anzutreffen sind: Mit seiner Glasfront mit Transfervorrichtungen erscheint der Schalter im Rückblick bereits wie ein Automat, der sich (nur) dadurch auszeichnet, dass darin (noch) ein Mensch (aus Fleisch und Blut) sitzt.¹⁰⁶ Die mit dieser Architektur konfigurierte Standardisierung der Verkaufsinteraktion und die Habitualisierung der damit verbundenen Handlungen haben

den Ablauf der Interaktion nicht nur hochgradig erwartbar, sondern gewissermaßen auch »programmierbar« gemacht. An die Stelle einer auf Kopräsenz beruhenden Interaktion zwischen Menschen vor und hinter dem Schalter ist die Benutzung bzw. Bedienung einer Maschine getreten. Insofern ist die Konfiguration von Verkaufsinteraktionen durch den Fahrkartenschalter ein Beleg dafür, dass Kopräsenz als Kommunikationsbedingung nicht nur wandlungsfähig ist, sondern mit der Weiterentwicklung ihrer Ressourcen auch als Wegbereiterin alternativer Kommunikationsbedingungen in Erscheinung treten kann. Unzweifelhaft handelt es sich bei der Bedienung eines Fahrkartenautomaten um Kommunikation. Aber sie beruht genauso unzweifelhaft nicht länger auf Kopräsenz (mit einer Person aus Fleisch und Blut im Innern des Automaten),¹⁰⁷ sondern auf Lesbarkeit und auf der Benutzbarkeit von Technik als alternativen Kommunikationsbedingungen, die Kommunikation von Kopräsenz entlasten. Wer vor einem Fahrkartenautomaten steht und anfängt, sich auf der Benutzeroberfläche zu orientieren, rechnet nicht mit einem Menschen hinter der Front des Automaten, sondern mit einer durch Technologie gesteuerten Maschine. In dem Maße, in dem solche Maschinen z.B. durch den Einsatz künstlicher Intelligenz »interaktionsfähig« werden, könnte es allerdings sein, dass sich diese Wahrnehmung verschiebt – und auch der Verkauf von Tickets am Automaten wieder als Interaktion refiguriert wird. Mit diesem Ausblick in eine ungewisse Zukunft wollen wir unseren Rück- und Ausblick auf Kopräsenz im Wandel beschließen.

Dank

Wie immer täuscht die Form der Monographie darüber hinweg, dass es sich dabei um ein Gemeinschaftswerk von vielen handelt. Wie viel mehr gilt das, wenn es sich dabei um ein Werk handelt, das eine Vielzahl und Vielfalt von über die Jahre entstandenen Einzelstudien bündelt, in die unzählige Anregungen von Wegbegleiterinnen und -begleitern, Kolleginnen und Kollegen sowie Studierenden eingegangen sind. Meine Dankbarkeit dafür kann hier aus vielen Gründen nur pauschal ausgesprochen werden. Das betrifft auch die Lehre, die für mich eine wichtige Ressource für die Entwicklung und Erprobung neuer Gedanken- und Argumentationsgänge darstellt. Speziell erwähnt sei hier die Vorlesung »Interaktionslinguistik« (Deutsches Seminar der Universität Zürich, Herbstsemester 2021), in der ich die sich abzeichnenden Kapitel des vorliegenden Essays erstmals vorgestellt habe. Den Teilnehmerinnen und Teilnehmern dieser Vorlesung bin ich für ihre Geduld und viele Rückmeldungen und Anregungen dankbar.

Stephan Habscheid hat es auf sich genommen, eine erste Fassung des Manuskripts zu lesen und kritisch zu kommentieren. Ihm verdanke ich es u.a., dass im Untertitel passender vom »sozialen« – und nicht wie bei Erving Goffman vom »natürlichen« – Zuhause von Sprache die Rede ist.

Was die konkreten Umstände betrifft, unter denen der vorliegende Essay in seiner jetzigen Gestalt hervorgegangen ist, ist an erster Stelle die gemeinsame Arbeit in dem vom Schweizerischen Nationalfonds (SNF) seit dem Coronaausbruchsjahr 2020 geförderten Projekt »Interaktion und Architektur« (Int-Akt) zu nennen, das einen idealen Nährboden für die Weiterentwicklung und das Ausprobieren der hier versammelten Überlegungen gebildet hat. Für diesen für mich außerordentlich fruchtbaren Austausch bin ich Johanna Jud und Alexandra Zoller, den beiden Doktorandinnen im Projekt, und Kenan Hochuli, der als PostDoc zeitweilig im Projekt mitgearbeitet hat, sehr dankbar. Speziell die Diskussionen mit Johanna Jud zur Refiguration von Kopräsenz und mit

Kenan Hochuli zur Vor- und Frühgeschichte von Interaktionsarchitektur haben im vorliegenden Buch viele Spuren hinterlassen. Ohne diese projektbezogene Kooperation und die damit ermöglichte empirische Fundierung interaktionstheoretischer Gedanken würde es diesen Essay nicht geben.

Dankbar bin ich auch dem Universitären Forschungsschwerpunkt »Sprache und Raum« (UFSP SpuR der Universität Zürich), der seit seiner Gründung im Jahr 2013 eine ideale Forschungsinfrastruktur zur Verfügung gestellt und eine Fülle von Kontakten, Kooperationen und Projekten ermöglicht hat, darunter auch die Forschungsgruppe »Interaktionsräume«, aus der das »IntAkt«-Projekt hervorgegangen ist und die dem Nachdenken über die Bedeutung der Architektur für die Interaktion einen institutionellen Rahmen gegeben hat. Die Universität Zürich hat die Arbeit an diesem Essay mit der Gewährung eines Forschungssemesters unterstützt, in dem ich mit der dafür nötigen Konzentration bereits vorhandene Kapitelfragmente überarbeiten und neue Kapitel(-fragmente) verfassen konnte. Auch dafür sei an dieser Stelle ausdrücklich gedankt.

Zürich, im Frühjahr 2024

Heiko Hausendorf

Literaturverzeichnis

- Arminen, Ilkka; Licoppe, Christian; Spagnolli, Anna (2016): Respecifying Mediated Interaction. In: *Research on Language & Social Interaction* 49 (4), S. 290–309.
- Assmann, Aleida (1995): Die Sprache der Dinge. Der lange Blick und die wilde Semiose. In: Hans Ulrich Gumbrecht und Karl Ludwig Pfeiffer (Hg.): *Materialität der Kommunikation*. 2. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 750), S. 237–251.
- Auer, Peter (1995): Ethnographic Methods in the Analysis of Oral Communication. Some Suggetions for Linguists. In: Uta Quasthoff (Hg.): *Aspects of Oral Communication*. Berlin/New York: De Gruyter (Research in Text Theory, 21), S. 419–440.
- Auer, Peter (2007): Syntax als Prozess. In: Heiko Hausendorf (Hg.): *Gespräch als Prozess. Linguistische Aspekte der Zeitlichkeit verbaler Interaktion*. Tübingen: Narr (Studien zur deutschen Sprache, 37), S. 95–124.
- Auer, Peter (2013a): Einleitung. In: Peter Auer (Hg.): *Sprachwissenschaft. Grammatik – Interaktion – Kognition*. Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 1–42.
- Auer, Peter (2013b): *Sprachliche Interaktion. Eine Einführung anhand von 22 Klassikern*. 2., akt. Aufl. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Auer, Peter; Stukenbrock, Anja (2022): Deictic reference in space. In: Andreas H. Jucker und Heiko Hausendorf (Hg.): *Pragmatics of Space*. Berlin/Boston: De Gruyter Mouton (Handbooks of Pragmatics [HOPS], 14), S. 23–61.
- Austin, John Langshaw (1963): *How to Do Things With Words. The William James Lectures Delivered at Harvard University in 1955*. Reprinted. Cambridge: Harvard University Press.

- Austin, John Langshaw (2002): *Zur Theorie der Sprechakte* (How to do things with Words). Dt. Bearb. v. Eike von Savigny. 2. Aufl., bibliogr. erg. Ausg. Stuttgart: Reclam (Reclams Universal-Bibliothek, 9396).
- Ayaß, Ruth (2005): Interaktion ohne Gegenüber? In: Michael Jäckel und Manfred Mai (Hg.): *Online-Vergesellschaftung? Mediensoziologische Perspektiven auf neue Kommunikationstechnologien*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 33–49.
- Ayaß, Ruth (2015). Doing data: The status of transcripts in Conversation Analysis. In: *Discourse Studies*, 17(5), S. 505–528.
- Baecker, Dirk (1999): Die doppelte Schließung der Organisation. In: Dirk Baecker: *Organisation als System. Aufsätze*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 1434), S. 126–168.
- Bar-Hillel, Yehoshua (1970): Communication and Argumentation in Pragmatic Languages. In: *Museo Nazionale della Scienza e della Tecnica* (Hg.): *Linguaggi nella società e nella tecnica*. Mailand: Edizioni di Comunita, S. 269–284.
- Barthes, Roland (1964): *Mythen des Alltags*. Dt. v. Helmut Scheffel. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Barthes, Roland (1990): Die Rauheit der Stimme. In: Roland Barthes: *Der entgegenkommende und der stumpfe Sinn. Kritische Essays III. Aus dem Franz.* v. Dieter Hornig. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 269–278.
- Bartmanski, Dominik; Kim, Seonja; Löw, Martina; Pape, Timothy; Stollmann, Jörg (2021): Die Refiguration von Räumen durch smarte Apartmentkomplexe. Über Praktiken der Verräumlichung der südkoreanischen Mittelschicht. In: Martina Löw, Volkan Sayman, Jona Schwerer und Hannah Wolf (Hg.): *Am Ende der Globalisierung. Über die Refiguration von Räumen*. Bielefeld: transcript (Re-Figuration von Räumen, 1), S. 205–230.
- Bascuñan-Wiley, Nicholas; DeSoucey, Michaela; Fine, Gary Alan (2022): Convivial Quarantines: Cultivating Co-presence at a Distance. In: *Qualitative Sociology* 45 (3), S. 371–392. DOI: 10.1007/s11133-022-09512-8.
- Benini, Sandro (2021): Die grosse Meetingmüdigkeit. In: *Tages-Anzeiger* v. 10.03.2021, S. 27.
- Berger, Peter A. (1995): Anwesenheit und Abwesenheit. Raumbezüge sozialen Handelns. In: *Berliner Journal für Soziologie* 5 (1), S. 99–111.
- Bergmann, Jörg R. (1981): Das Konzept der Konversationsanalyse. In: Peter Schröder und Hugo Steger (Hg.): *Dialogforschung. Jahrbuch 1980 des Instituts für deutsche Sprache*. Düsseldorf: Schwann, S. 9–51.

- Bergmann, Jörg R. (1988): Haustiere als kommunikative Ressourcen. In: Hans-Georg Soeffner (Hg.): *Kultur und Alltag*. Göttingen: Schwartz (Soziale Welt, Sonderband 6), S. 299–312.
- Bergmann, Jörg R. (2007): Flüchtigkeit und methodische Fixierung sozialer Wirklichkeit – Aufzeichnungen als Daten der interpretativen Soziologie. In: Heiko Hausendorf (Hg.): *Gespräch als Prozess. Linguistische Aspekte der Zeitlichkeit verbaler Interaktion*. Tübingen: Narr (Studien zur deutschen Sprache, 37), S. 33–68.
- Bergmann, Jörg R.; Drew, Paul (2018): Introduction. Jefferson's ›Wild Side‹ of Conversation Analysis. In: Gail Jefferson: *Repairing the Broken Surface of Talk. Managing Problems in Speaking, Hearing, and Understanding in Conversation*. Hg. v. Jörg R. Bergmann und Paul Drew. New York: Oxford University Press, S. 1–26.
- Birdwhistell, Ray L. (1990): *Kinesics and Context. Essays on Body Motion Communication*. 5. Aufl. Philadelphia: University of Pennsylvania Press (Conduct and Communication, 2).
- Birk, Elisabeth; Schneider, Jan Georg; Stetter, Christian (Hg.) (2009): *Philosophie der Schrift* (Christian Stetter zum 65. Geburtstag). Tübingen: Niemeyer (Reihe Germanistische Linguistik, 285). Online verfügbar unter http://www.gbv.de/dms/weimar/toc/60020166X_toc.pdf (letzter Zugriff am 01.05.2024).
- Birkner, Karin; Auer, Peter; Bauer, Angelika; Kotthoff, Helga (2020): *Einführung in die Konversationsanalyse*. Berlin/Boston: De Gruyter (De Gruyter Studium).
- Bley, Peter (1996): *150 Jahre Eisenbahn Berlin-Hamburg. Auf der Strecke des technischen Fortschritts*. Düsseldorf: Alba.
- Bock, Indra; Mayer, Henning (2020): Humanoide Roboter und virtuelle Agenten als Kommunikationsteilnehmer? Konversationsanalytische Studien der Mensch-Maschine-Interaktion. In: Helen Ahner, Max Metzger und Mathis Nolte (Hg.): *Von Menschen und Maschinen: Interdisziplinäre Perspektiven auf das Verhältnis von Gesellschaft und Technik in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft*. Proceedings der 3. Tagung des Nachwuchsnetzwerks »INSIST«, 05.–07.10.2018, Karlsruhe. Mannheim: SSOAR – Social Science Open Access Repository, S. 159–182. Online verfügbar unter <https://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/67663> (letzter Zugriff am 01.05.2024).

- Bourdieu, Pierre (1990): Was heißt Sprechen? Die Ökonomie des sprachlichen Tausches. Aus d. Franz. v. Hella Beister. Hg. v. Georg Kremnitz. Wien: Braumüller.
- Breidenstein, Georg; Hirschauer, Stefan; Kalthoff, Herbert; Nieswand, Boris (2015): Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung. 2., überarb. Aufl. Konstanz: UVK (UTB, 3979).
- Brommer, Sarah; Dürscheid, Christa (2021): Mensch-Mensch- und Mensch-Maschine-Kommunikation. Unterschiede und Gemeinsamkeiten. In: Sarah Brommer und Christa Dürscheid (Hg.): Mensch. Maschine. Kommunikation. Beiträge zur Medienlinguistik. Tübingen: Narr Francke Attempto, S. 7–27.
- Brône, Geert; Oben, Bert (Hg.) (2018): Eye-Tracking in Interaction. Studies on the role of eye gaze in dialogue. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins (Advances in Interaction Studies, 10).
- Bruner, Jerome S. (1978): The Role of Dialogue in Language Acquisition. In: Anne Sinclair, Robert J. Jarvella und Willem J.M. Levelt (Hg.): The Child's Conception of Language. Berlin/Heidelberg: Springer, S. 241–256.
- Bruner, Jerome S. (1981): The pragmatics of acquisition. In: Werner Deutsch (Hg.): The Child's Construction of Language. London: Academic Press (Behavioural Development), S. 39–55.
- Bühler, Karl (1982): Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache [ungekürzter Neudr. d. Ausg.: Jena: Fischer, 1934]. Stuttgart/New York: Fischer (UTB, 1159).
- Cerulo, Karen A. (2009): Nonhumans in Social Interaction. In: *Annual Review of Sociology* 35 (1), S. 531–552. DOI: 10.1146/annurev-soc-070308-120008.
- Cerulo, Karen A.; Ruane, Janet M. (1998): Coming Together: New Taxonomies for the Analysis of Social Relations. In: *Sociological Inquiry* 68 (3), S. 398–425.
- Cheang, Kiseang (1990): Semantik der Dixis. Eine organismische Analyse sprachlicher Deixis. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Ciolek, T. Matthew; Kendon, Adam (1980): Environment and the Spatial Arrangement of Conversational Encounters. In: *Sociological Inquiry* 50 (3–4, Sonderheft: Language and Social Interaction), S. 237–271.
- Collins, Randall (2020): Social distancing as a critical test of the micro-sociology of solidarity. In: *American Journal of Cultural Sociology* 8 (3, Sonderheft: The Covid Crisis and Cultural Sociology: Alone Together), S. 477–497. DOI: 10.1057/s41290-020-00120-z.
- Czyżewski, Marek; Gülich, Elisabeth; Hausendorf, Heiko (1995): Nationale Selbst- und Fremdbilder im Gespräch. Kommunikative Prozesse nach der

- Wiedervereinigung Deutschlands und dem Systemwandel in Ostmitteleuropa. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- D'Antoni, Federica; Debois, Thomas; Stefani, Elwys de; Hänggi, Philipp; Mondada, Lorenza; Schneerson, Julia; Tekin, Burak S. (2022): Encounters in public places: The establishment of interactional space in face-to-face openings. In: Andreas H. Jucker und Heiko Hausendorf (Hg.): *Pragmatics of Space*. Berlin/Boston: De Gruyter Mouton (Handbooks of Pragmatics [HOPS], 14), S. 281–315.
- Davies, Bronwyn; Harré, Rom (1990): Positioning: The Discursive Production of Selves. In: *Journal for the Theory of Social Behaviour* 20 (1), S. 43–63.
- Delitz, Heike (2010): *Gebaute Gesellschaft. Architektur als Medium des Sozialen*. Frankfurt a.M./New York: Campus-Verl.
- Deppermann, Arnulf; Schmitt, Reinhold (2007): Koordination. Zur Begründung eines neuen Forschungsgegenstandes. In: Reinhold Schmitt (Hg.): *Koordination. Analysen zur multimodalen Interaktion*. Tübingen: Narr (Studien zur deutschen Sprache, 38), S. 15–54.
- Domke, Christine (2006): *Besprechungen als organisationale Entscheidungskommunikation*. Berlin: De Gruyter (Linguistik, Impulse & Tendenzen, 18).
- Due, Brian L.; Licoppe, Christian (2020): Video-Mediated Interaction (VMI): Introduction to a special issue on the multimodal accomplishment of VMI institutional activities. In: *Social Interaction. Video-Based Studies of Human Sociality* 3 (3), S. 1–20.
- Dürscheid, Christa (2012): *Einführung in die Schriftlinguistik*. 4., überarb. u. akt. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (UTB, 3740).
- Dürscheid, Christa (2016): Neue Dialoge – alte Konzepte? Die schriftliche Kommunikation via Smartphone. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 44 (3), S. 437–468. DOI: 10.1515/zgl-2016-0023.
- Ehlich, Konrad (1994): *Funktion und Struktur schriftlicher Kommunikation*. In: Hartmut Günther und Otto Ludwig (Hg.): *Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung (Writing and its use)*. Halbband 1. Berlin: De Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 10.1), S. 18–41.
- Ehlich, Konrad (2007a): Schulischer Diskurs als Dialog? In: Konrad Ehlich: *Sprache und sprachliches Handeln*. Band 3. *Diskurs – Narration – Text – Schrift*. Berlin/New York: De Gruyter, S. 131–167.
- Ehlich, Konrad (2007b): *Sprache und sprachliches Handeln*. Band 2. *Prozeduren des sprachlichen Handelns*. Berlin/New York: De Gruyter.

- Eilan, Naomi; Hoerl, Christoph; McCormack, Teresa; Roessler, Johannes (Hg.) (2005): *Joint Attention: Communication and Other Minds. Issues in Philosophy and Psychology*. Oxford: Clarendon Press.
- Enfield, Nicholas J.; Levinson, Stephen C. (2006): Introduction: Human Sociality as a New Interdisciplinary Field. In: Nicholas J. Enfield und Stephen C. Levinson (Hg.): *Roots of Human Sociality. Culture, Cognition, Interaction*. Oxford/New York: Berg, S. 1–35.
- Englebretson, Robert (2007): Stancetaking in discourse: An introduction. In: Robert Englebretson (Hg.): *Stancetaking in Discourse. Subjectivity, evaluation, interaction*. Amsterdam: Benjamins (Pragmatics & Beyond, New Series, 164), S. 1–25.
- Faulstich, Werner (1998): *Medien zwischen Herrschaft und Revolte. Die Medienkultur der frühen Neuzeit (1400–1700) (= Die Geschichte der Medien, Band 3)*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Feilke, Helmuth; Hennig, Mathilde (Hg.) (2016): *Zur Karriere von ›Nähe und Distanz‹. Rezeption und Diskussion des Koch-Oesterreicher-Modells*. Berlin/München/Boston: De Gruyter (Germanistische Linguistik, 306).
- Fischer, Joachim (2009): Architektur: »schweres« Kommunikationsmedium der Gesellschaft. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 59 (25: Architektur und Gesellschaft), S. 6–10.
- Fischer, Joachim; Delitz, Heike (Hg.) (2009): *Die Architektur der Gesellschaft. Theorien für die Architektursoziologie*. Bielefeld: transcript (Sozialtheorie).
- Fischer-Lichte, Erika (2006): Kirchenräume als performative Räume. In: *Artheon-Mitteilungen* 24 (Dezember), S. 19–25. Online verfügbar unter <http://www.artheon.de/fileadmin/bilder/download/Mitteilungen/Artheon24.pdf> (letzter Zugriff am 01.05.2024).
- Fuchs, Peter (2005): Adressabilität als Grundbegriff der soziologischen Systemtheorie. In: Peter Fuchs: *Systemtheoretische Essays*. Hg. v. Marie-Christin Fuchs. Teil 2: Konturen der Moderne. Bielefeld: transcript, S. 37–61.
- Gallagher, Shaun (2020): *Action and Interaction*. Oxford: Oxford University Press. Online verfügbar unter <https://ebookcentral.proquest.com/lib/kxp/detail.action?docID=6145578> (letzter Zugriff am 01.05.2024).
- Garfinkel, Harold (1967): *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- Gessinger, Joachim; Rahden, Wolfert von (1989): *Theorien vom Ursprung der Sprache*. Berlin/New York: De Gruyter.

- Gibson, James J. (1977): The Theory of Affordances. In: Robert Shaw und John Bransford (Hg.): *Perceiving, Acting, and Knowing. Toward an Ecological Psychology*. Hillsdale/New York: Routledge, S. 67–82.
- Giddens, Anthony (1984): *The Constitution of Society. Outline of the Theory of Structuration*. Cambridge: Polity Press.
- Giesecke, Michael (1992): Was kommt nach der ›langue‹? Eine informations- und medientheoretische Antwort auf de Saussure. In: Michael Giesecke: *Sinnenwandel, Sprachwandel, Kulturwandel. Studien zur Vorgeschichte der Informationsgesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 997), S. 18–35.
- Goffman, Erving (1963): *Behavior in Public Places. Notes on the Social Organization of Gatherings*. New York: Free Press.
- Goffman, Erving (1964): The Neglected Situation. In: *American Anthropologist* 66 (6, Teil 2: The Ethnography of Communication), S. 133–136.
- Goffman, Erving (1967): Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Aus d. Amerikan. v. Frigga Haug. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Goffman, Erving (1971a): Einleitung. In: Erving Goffman: *Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation*. Aus d. Engl. v. Renate Bergsträsser u. Sabine Bosse. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 7–9.
- Goffman, Erving (1971b): *Interaktionsrituale. Über Verhalten in direkter Kommunikation*. Aus d. Engl. v. Renate Bergsträsser u. Sabine Bosse. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Goffman, Erving (1971c): *Relations in Public. Microstudies of the Public Order*. New York: Basic Books.
- Goffman, Erving (1974a): Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung. Aus d. Amerikan. v. Renate Wiggershaus u. Rolf Wiggershaus. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Goffman, Erving (1974b): *Frame analysis. An essay on the organization of experience*. New York: Harper & Row.
- Goffman, Erving (1974c): Territorien des Selbst. In: Erving Goffman: *Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung*. Aus d. Amerikan. v. Renate Wiggershaus u. Rolf Wiggershaus. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 54–71.
- Goffman, Erving (1976): Der bestätigende Austausch. In: Manfred Auwärter, Edit Kirsch und Manuel Schröter (Hg.): *Seminar: Kommunikation, Interaktion, Identität*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 156), S. 35–72.

- Goffman, Erving (1983): The Interaction Order. In: *American Sociological Review* 48 (1), S. 1–17.
- Goffman, Erving (1996): Über Feldforschung. In: Hubert Alfons Knoblauch (Hg.): *Kommunikative Lebenswelten. Zur Ethnographie einer geschwätzigen Gesellschaft*. Konstanz: UVK, S. 261–269.
- Goffman, Erving (2003): *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. Aus d. Amerikan. v. Peter Weber-Schäfer. 11. Aufl. München/Zürich: Piper.
- Goodwin, Charles (2018): *Co-Operative Action*. New York: Cambridge University Press.
- Grabher, Gernot; Melchior, Alice; Schiemer, Benjamin; Schüssler, Elke; Sydow, Jörg (2018): From being there to being aware: Confronting geographical and sociological imaginations of copresence. In: *Environment and Planning A: Economy and Space* 50 (1), S. 245–255.
- Gülich, Elisabeth; Mondada, Lorenza (2008): *Konversationsanalyse. Eine Einführung am Beispiel des Französischen*. Tübingen: Niemeyer (Romanistische Arbeitshefte, 52).
- Gumbrecht, Hans Ulrich (2020): *Crowds. Das Stadion als Ritual von Intensität*. Frankfurt a.M.: Klostermann (Klostermann Essay, 5).
- Gumperz, John J. (1982): *Discourse Strategies*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Gumperz, John J.; Hymes, Dell H. (Hg.) (1964): *The Ethnography of Communication* (= *American Anthropologist* 66 [6, Teil 2]).
- Gumperz, John J.; Hymes, Dell H. (Hg.) (1972): *Directions in Sociolinguistics*. New York: Holt, Rinehart and Winston.
- Habscheid, Stephan (2000a): Das »Mikro-Makro-Problem« in der Gesprächsforschung. In: *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 1, S. 125–148.
- Habscheid, Stephan (2000b): »Medium« in der Pragmatik. Eine kritische Bestandsaufnahme. In: *Deutsche Sprache* 28 (2), S. 126–143.
- Habscheid, Stephan (2003): *Sprache in der Organisation. Sprachreflexive Verfahren im systemischen Beratungsgespräch*. Berlin/New York: De Gruyter.
- Habscheid, Stephan (2014): *Sprachwissenschaft*. In: Jens Schröter (Hg.): *Handbuch Medienwissenschaft*. Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 422–426.
- Habscheid, Stephan (2022): Socio-Technical Dialogue and Linguistic Interaction. Intelligent Personal Assistants (IPA) in the Private Home. In: *Sprache und Literatur* 51 (2), S. 167–196.

- Habscheid, Stephan; Hector, Tim; Hrnkal, Christine (2023): Human and Non-Human Agency as Practical Accomplishment: Interactional Occasions for Ascription and Withdrawal of (Graduated) Agency in the Use of Smart Speaker Technology. In: *Social Interaction. Video-Based Studies of Human Sociality* 6 (1), S. 1–31.
- Habscheid, Stephan; Müller, Andreas P.; Thörle, Britta; Wilton, Antje (Hg.) (2018): *Handbuch Sprache in Organisationen*. Berlin: De Gruyter (Sprache und Wissen, 14).
- Haddington, Pentti; Mondada, Lorenza; Nevile, Maurice (Hg.) (2013): *Interaction and Mobility. Language and the Body in Motion*. Berlin/Boston: De Gruyter (Linguae & Litterae, 20).
- Haddington, Pentti; Oittinen, Tuire (2022): Interactional spaces in stationary, mobile, video-mediated and virtual encounters. In: Andreas H. Jucker und Heiko Hausendorf (Hg.): *Pragmatics of Space*. Berlin/Boston: De Gruyter Mouton (Handbooks of Pragmatics [HOPS], 14), S. 317–361.
- Hahn, Alois (1982): Zur Soziologie der Beichte und anderer Formen institutionalisierter Bekenntnisse. Selbstthematisierung und Zivilisationsprozess. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 34 (3), S. 407–434.
- Hahn, Alois; Kapp, Volker (Hg.) (1987): *Selbstthematisierung und Selbstzeugnis: Bekenntnis und Geständnis*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hall, Edward T. (1969): *The Hidden Dimension*. New York: Anchor Books.
- Hall, Edward T. (1976): *Die Sprache des Raumes*. Übers. v. Hilde Dixon. Düsseldorf: Schwann [Orig. 1966, *The Hidden Dimension*].
- Hanks, William F. (1990): *Referential Practice. Language and Lived Space among the Maya*. Chicago: University of Chicago Press.
- Harth, Jonathan (2021): Simulation, Emulation oder Kommunikation? Soziologische Überlegungen zur Kommunikation mit nichtmenschlichen Entitäten. In: Michael Schetsche und Andreas Anton (Hg.): *Intersozio-logie. Menschliche und nichtmenschliche Akteure in der Sozialwelt*. Weinheim: Beltz Juventa, S. 143–158.
- Hausendorf, Heiko (1992): *Gespräch als System. Linguistische Aspekte einer Soziologie der Interaktion*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Hausendorf, Heiko (1995): *Deixis and Orality: Explaining Games in Face-to-Face Interaction*. In: Uta Quasthoff (Hg.): *Aspects of Oral Communication*. Berlin/New York: De Gruyter (Research in Text Theory, 21), S. 181–197.
- Hausendorf, Heiko (1997): *Die Körperlichkeit des Sprechens: Ein Stilmittel der mündlichen Kommunikation?* In: Margret Selting (Hg.): *Sprech- und Gesprächsstile*. Berlin: De Gruyter.

- Hausendorf, Heiko (2000a): Die Zuschrift. Exemplarische Überlegungen zur Methodologie der linguistischen Textsortenbeschreibung. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 19 (2), S. 210–244.
- Hausendorf, Heiko (2000b): Zugehörigkeit durch Sprache. Eine linguistische Studie am Beispiel der deutschen Wiedervereinigung. Tübingen: Niemeyer.
- Hausendorf, Heiko (2001): Warum wir im Fernsehen so häufig begrüßt und angeredet werden. Eine exemplarische Studie am Beispiel der Sendung mit der Maus. In: Tilmann Sutter und Michael Charlton (Hg.): *Massenkommunikation, Interaktion und soziales Handeln*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 185–213.
- Hausendorf, Heiko (2002a): Intertextualität der Mündlichkeit. Kommunikationssemantische Überlegungen am Beispiel des Redens über soziale Gruppen. In: Arnulf Deppermann und Thomas Spranz-Fogasy (Hg.): *Be-deuten. Wie Bedeutung im Gespräch entsteht*. Tübingen: Stauffenburg (Stauffenburg Linguistik, 27), S. 81–105.
- Hausendorf, Heiko (2002b): Weck(t) den Italiener in Dir! Eine semiologische Miniatur zur Herstellung von ›Italienität‹ im Werbespot. In: Herbert Willems (Hg.): *Die Gesellschaft der Werbung. Kontexte und Texte, Produktionen und Rezeptionen, Entwicklungen und Perspektiven*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 737–752.
- Hausendorf, Heiko (2003): Deixis and speech situation revisited. The mechanism of perceived perception. In: Friedrich Lenz (Hg.): *Deictic Conceptualisation of Space, Time and Person*. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins (Pragmatics & Beyond, New Series, 112), S. 249–269.
- Hausendorf, Heiko (2007a): Die Prozessualität des Gesprächs als Dreh- und Angelpunkt der linguistischen Gesprächsforschung. In: Heiko Hausendorf (Hg.): *Gespräch als Prozess. Linguistische Aspekte der Zeitlichkeit verbaler Interaktion*. Tübingen: Narr (Studien zur deutschen Sprache, 37), S. 11–32.
- Hausendorf, Heiko (2007b): ›Was kommt als Nächstes?‹ Fokussierungen revisited. In: Heiko Hausendorf (Hg.): *Gespräch als Prozess. Linguistische Aspekte der Zeitlichkeit verbaler Interaktion*. Tübingen: Narr (Studien zur deutschen Sprache, 37), S. 221–246.
- Hausendorf, Heiko (2008a): Anwesenheit und Mitgliedschaft – eine soziologische Unterscheidung und ihr Wert für die linguistische Analyse von Organisationskommunikation. In: Florian Menz und Andreas P. Müller (Hg.): *Organisationskommunikation. Grundlagen und Analysen der sprachli-*

- chen Inszenierung von Organisation. München/Mering: Hampp (Managementkonzepte, 34), S. 71–97.
- Hausendorf, Heiko (2008b): Interaktion im Klassenzimmer. Zur Soziolinguistik einer riskanten Kommunikationspraxis. In: Herbert Willems (Hg.): Lehr(er)buch Soziologie. Für die pädagogischen und soziologischen Studiengänge. 2 Bände, Band 2. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 931–957.
- Hausendorf, Heiko (2009): Das pragmatische Minimum: Materialität, Sequentialität, Medialität. In: Angelika Linke und Helmuth Feilke (Hg.): Oberfläche und Performanz. Untersuchungen zur Sprache als dynamischer Gestalt. Tübingen: Niemeyer (Reihe Germanistische Linguistik, 283), S. 187–199.
- Hausendorf, Heiko (2010): Interaktion im Raum. Interaktionstheoretische Bemerkungen zu einem vernachlässigten Aspekt von Anwesenheit. In: Arnulf Deppermann und Angelika Linke (Hg.): Sprache intermedial. Stimme und Schrift, Bild und Ton. Berlin: De Gruyter (Institut für Deutsche Sprache. Jahrbuch, 2009), S. 163–197.
- Hausendorf, Heiko (2011): Therapeutisierung durch Sprache. Linguistische Beobachtungen mit Illustrationen aus der Welt der Rundfunksendungen mit Anruferbeteiligung. In: *Psychotherapie und Sozialwissenschaft* 13 (1), S. 9–36.
- Hausendorf, Heiko (2012a): Der Hörsaal als Interaktionsraum. Ein exemplarischer Beitrag zur Archäologie der Vorlesung. In: Elwys de Stefani, Anne-Danièle Gazin und Anna Claudia Ticca (Hg.): Space in social interaction. L'espace dans l'interaction sociale. Der Raum in der sozialen Interaktion. Lo spazio nell'interazione sociale. Bulletin Suisse de Linguistique Appliquée VALS/ASLA 96. Neuchâtel: Université de Neuchâtel (Bulletin Suisse de Linguistique Appliquée VALS/ASLA, 96), S. 43–68.
- Hausendorf, Heiko (2012b): Über Tische und Bänke. Eine Fallstudie zur interaktiven Aneignung mobiliarer Benutzbarkeitshinweise an der Universität. In: Heiko Hausendorf, Lorenza Mondada und Reinhold Schmitt (Hg.): Raum als interaktive Ressource. Tübingen: Narr (Studien zur deutschen Sprache, 62), S. 139–186.
- Hausendorf, Heiko (2013): On the interactive achievement of space – and its possible meanings. In: Peter Auer, Martin Hilpert, Anja Stukenbrock und Benedikt Szmrecsanyi (Hg.): Space in Language and Linguistics. Geographical, Interactional and Cognitive Perspectives. Berlin/New York: De Gruyter, S. 276–303.

- Hausendorf, Heiko (2015): Interaktionslinguistik. In: Ludwig M. Eichinger (Hg.): Sprachwissenschaft im Fokus. Positionsbestimmungen und Perspektiven. Berlin/München/Boston: De Gruyter (Institut für Deutsche Sprache. Jahrbuch, 2014), S. 43–69.
- Hausendorf, Heiko (2016a): Warum der Text ein lesbares Etwas ist. Überlegungen zu Lesbarkeit als Bedingung schriftsprachlicher Kommunikation. In: Franc Wagner (Hg.): Was ist ein Text? Aspekte einer interdisziplinären Texttheorie. Aspekte einer interdisziplinären Texttheorie. Basel: Schwabe (Tenor – Text und Normativität), S. 23–54.
- Hausendorf, Heiko (2016b): Warum wir transkribieren. Anmerkungen aus der Welt der linguistischen Gesprächsanalyse. In: Walter Morgenthaler, Roland Reuß und Wolfram Groddeck (Hg.): Celan, Lenz, Keller & zur Transkription. Frankfurt a.M.: Stroemfeld (Text. Kritische Beiträge, 15), S. 217–230.
- Hausendorf, Heiko (2019): Das *Ferienwetter* auf der Ansichtskarte. Ein Wetterbericht im Schnittpunkt von Textlinguistik, Medienlinguistik und Korpuspragmatik. In: Juliane Schröter, Susanne Tienken, Yvonne Ilg, Joachim Scharloth und Noah Bubenhofer (Hg.): Linguistische Kulturanalyse. Berlin: De Gruyter (Reihe Germanistische Linguistik, 314), S. 293–321.
- Hausendorf, Heiko (2020a): Die Betretbarkeit der Institution – ein vernachlässigter Aspekt der Interaktion in Organisationen. In: Helmut Gruber, Jürgen Spitzmüller und Rudolf de Cillia (Hg.): Institutionelle und organisationale Kommunikation: Theorie, Methodologie, Empirie und Kritik. Göttingen: Stauffenburg, S. 119–148.
- Hausendorf, Heiko (2020b): Geht es auch ohne Interaktion? In: *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur* 16 (2–3, Themenheft: Corona. Essayistische Notizen zum Diskurs), S. 196–199.
- Hausendorf, Heiko (2020c): Interaktion und Architektur: Was man über die Vorlesung aus dem Hörsaal lernen kann. In: Rudolf Egger und Balthasar Eugster (Hg.): Lob der Vorlesung. Wiesbaden: Springer, S. 165–203.
- Hausendorf, Heiko (2020d): »Kommunizierende Räume« an den Grenzen des Sozialen? Interaktionslinguistische Bemerkungen zur Kommunikation mit und durch Architektur. In: Jo Reichertz (Hg.): Grenzen der Kommunikation. Kommunikation an den Grenzen. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, S. 118–133.
- Hausendorf, Heiko (2021a): Kommunikation mit und durch Sprache. In: Frank Jakobus Rühli und Andreas Thier (Hg.): Weissbuch Corona. Die Schweiz

- nach der Pandemie: Befunde, Erkenntnisse, Perspektiven. Basel: NZZ Libro, S. 22–29.
- Hausendorf, Heiko (2021b): Was ist und woran erkennt man »Rechtskommunikation«? Interaktions- und Textlinguistische Aspekte der Betretbarkeit und der Lesbarkeit des Rechts. In: *Ancilla Iuris (anci.ch)* (Sonderheft: Law and Language), S. 22–45. DOI: 10.26031/2021.022.
- Hausendorf, Heiko (2022a): Over the Counter. Configuration and Refiguration of Ticket-Sales Conversation through Institutional Architectures-for-Interaction. In: Gabriela B. Christmann, Hubert Knoblauch und Martina Löw (Hg.): *Communicative Constructions and the Refiguration of Spaces. Theoretical Approaches and Empirical Studies*. Abingdon/New York: Routledge (The refiguration of space), S. 194–224.
- Hausendorf, Heiko (2022b): »Telekopräsenz«. Interaktionslinguistische Anmerkungen zu einer Kommunikationsbedingung im Wandel. In: Sarah Brommer, Kersten Sven Roth und Jürgen Spitzmüller (Hg.): *Brückenschläge: Linguistik an den Schnittstellen*. Tübingen: Narr Francke Attempto, S. 205–244.
- Hausendorf, Heiko (2023): Die »Allgemeine Zeitung« und ihre Texte. Exemplarische Notizen zur Evolution von Lesbarkeit im Zeitalter der Massenmedien. In: Susanne Haaf und Britt-Marie Schuster (Hg.): *Historische Textmuster im Wandel: Neue Wege zu ihrer Erschließung*. Unter Mitarb. v. Frauke Thielert. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 205–252.
- Hausendorf, Heiko; Hochuli, Kenan; Jud, Johanna; Zoller, Alexandra (2021): Der Raum der Vorlesung: Vom Auditorium zum »multi media hub«. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 49 (3), S. 653–701. DOI: 10.1515/zgl-2021-2042.
- Hausendorf, Heiko; Kesselheim, Wolfgang (2008): *Textlinguistik fürs Examen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht (Linguistik fürs Examen, 5).
- Hausendorf, Heiko; Kesselheim, Wolfgang (2016): Die Lesbarkeit des Textes und die Benutzbarkeit der Architektur. Text- und interaktionslinguistische Überlegungen zur Raumanalyse. In: Heiko Hausendorf, Reinhold Schmitt und Wolfgang Kesselheim (Hg.): *Interaktionsarchitektur, Sozialtopographie und Interaktionsraum*. Tübingen: Narr, S. 55–85.
- Hausendorf, Heiko; Kesselheim, Wolfgang; Kato, Hiloko; Breitholz, Martina (2017): *Textkommunikation. Ein textlinguistischer Neuansatz zur Theorie und Empirie der Kommunikation mit und durch Schrift*. Berlin/New York: De Gruyter.

- Hausendorf, Heiko; Mondada, Lorenza (2017): Becoming the current client. A study of openings at Swiss railway station counters (Arbeitspapiere des UFSP »Sprache und Raum« [SpuR], 5). Online verfügbar unter https://www.spu.uzh.ch/dam/jcr:03c88f8d-0874-4f58-8560-16eb5f5e8780/SpuR_Arbeitspapier_Nr05_2017_3.pdf (letzter Zugriff am 01.05.2024).
- Hausendorf, Heiko; Mondada, Lorenza; Schmitt, Reinhold (2012): Raum als interaktive Ressource: Eine Explikation. In: Heiko Hausendorf, Lorenza Mondada und Reinhold Schmitt (Hg.): Raum als interaktive Ressource. Tübingen: Narr (Studien zur deutschen Sprache, 62), S. 7–36.
- Hausendorf, Heiko; Müller, Marcus (Hg.) (2016): Handbuch Sprache in der Kunstkommunikation. Berlin/Boston: De Gruyter Mouton (Handbücher Sprachwissen, 16).
- Hausendorf, Heiko; Murasov, Jurij (1994): Allegorie und Aussatz: Anstößige Körperlichkeit zwischen Oralität und Literalität. In: Thomas Müller (Hg.): Körper und Sprache. Tübingen: Niemeyer (Rhetorik, 13), S. 17–31.
- Hausendorf, Heiko; Quasthoff, Uta (1996): Sprachentwicklung und Interaktion. Eine linguistische Studie zum Erwerb von Diskursfähigkeiten. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Hausendorf, Heiko; Schmitt, Reinhold (2010): Opening up Openings: Zur Struktur der Eröffnungsphase eines Gottesdienstes. In: Lorenza Mondada und Reinhold Schmitt (Hg.): Situationseröffnungen. Zur multimodalen Herstellung fokussierter Interaktion. Tübingen: Narr (Studien zur deutschen Sprache, 47), S. 53–101.
- Hausendorf, Heiko; Schmitt, Reinhold (2016a): Interaktionsarchitektur und Sozialtopographie. Basiskonzepte einer interaktionistischen Raumanalyse. In: Heiko Hausendorf, Reinhold Schmitt und Wolfgang Kesselheim (Hg.): Interaktionsarchitektur, Sozialtopographie und Interaktionsraum. Tübingen: Narr, S. 27–54.
- Hausendorf, Heiko; Schmitt, Reinhold (2016b): Vier Stühle vor dem Altar. In: Interaktionsarchitektur, Sozialtopographie und Interaktionsraum in einem »Alpha«-Gottesdienst. In: Heiko Hausendorf, Reinhold Schmitt und Wolfgang Kesselheim (Hg.): Interaktionsarchitektur, Sozialtopographie und Interaktionsraum. Tübingen: Narr, S. 227–262.
- Hausendorf, Heiko; Schmitt, Reinhold (2018): Sprachliche Interaktion im Raum. In: Arnulf Deppermann und Silke Reineke (Hg.): Sprache im kommunikativen, interaktiven und kulturellen Kontext. Berlin/Boston: De Gruyter (Germanistische Sprachwissenschaft um 2020, 3), S. 87–118.

- Hausendorf, Heiko; Schmitt, Reinhold (2019): Handlungspraktische Anforderungen und Ritualitätskonstitution beim Abendmahl. Vergleichende Analysen zur Lösung einer komplexen Interaktionsanforderung im Gottesdienst (Arbeitspapiere des UFSP »Sprache und Raum« [SpuR], 7). Online verfügbar unter https://www.spur.uzh.ch/dam/jcr:d9e6bd70-e394-4612-bb1f-f5fb6a90beee/SpuR_Arbeitspapier_Nro7.pdf (letzter Zugriff am 01.05.2024).
- Hausendorf, Heiko; Schmitt, Reinhold (2022): Architecture-for-interaction: Built, designed and furnished space for communicative purposes. In: Andreas H. Jucker und Heiko Hausendorf (Hg.): *Pragmatics of Space*. Berlin/Boston: De Gruyter Mouton (Handbooks of Pragmatics [HOPS], 14), S. 431–472.
- Hauser, Stefan (2019): Fanchoreographien als koordinierte Formem kommunikativen Kollektivhandelns. Beobachtungen aus semiotischer Perspektive. In: *Zeitschrift für Semiotik* 41 (1–2), S. 117–140.
- Heath, Christian; Luff, Paul (2000): *Technology in Action*. Cambridge: Cambridge University Press (Learning in doing).
- Heesen, Raphaela; Fröhlich, Marlen (2022): Revisiting the human ›interaction engine‹: comparative approaches to social action coordination. In: *Philosophical transactions of the Royal Society of London. Series B, Biological sciences* 377 (1859), S. 1–9. DOI: 10.1098/rstb.2021.0092.
- Heinrich, Anna Juliane; Marguin, Séverine; Million, Angela; Stollmann, Jörg (Hg.) (2021): *Handbuch qualitative und visuelle Methoden der Raumforschung*. Bielefeld: transcript (UTB, 5582).
- Heintz, Bettina (2015): Die Unverzichtbarkeit von Anwesenheit. Zur weltgesellschaftlichen Bedeutung globaler Interaktionssysteme. In: Bettina Heintz und Hartmann Tyrell (Hg.): *Interaktion – Organisation – Gesellschaft revisited. Anwendungen, Erweiterungen, Alternativen*. Stuttgart: Lucius & Lucius (Sonderheft der *Zeitschrift für Soziologie* 43), S. 229–250.
- Heintz, Bettina; Tyrell, Hartmann (Hg.) (2015): *Interaktion – Organisation – Gesellschaft revisited. Anwendungen, Erweiterungen, Alternativen*. Stuttgart: Lucius & Lucius (Sonderheft der *Zeitschrift für Soziologie* 43).
- Hewes, Gordon W. (1996): A history of the study of language origins and the gestural primacy hypothesis. In: Andrew Lock und Charles R. Peters (Hg.): *Handbook of Human Symbolic Evolution*. Oxford: Clarendon Press, S. 571–595.
- Hildebrand-Nilshon, Martin (1980): *Die Entwicklung der Sprache. Phylognese und Ontogenese*. Frankfurt a.M./New York: Campus-Verl.

- Hinnenkamp, Volker (2022): Ethnografie der Kommunikation. In: Angelika Pöferl und Norbert Schröer (Hg.): Handbuch soziologische Ethnographie. Wiesbaden: Springer VS, S. 115–132.
- Hirschauer, Stefan (2014): Intersituativität. Teleinteraktionen und Koaktivitäten jenseits von Mikro und Makro. In: Bettina Heintz und Hartmann Tyrell (Hg.): Interaktion – Organisation – Gesellschaft revisited. Anwendungen, Erweiterungen, Alternativen. Stuttgart: Lucius & Lucius (Sonderheft der *Zeitschrift für Soziologie* 43), S. 109–133.
- Hochuli, Kenan; Jud, Johanna (2023): Non-Talking Heads: How Architectures of Digital Copresence Shape Question-Silence-Answer-Sequences in University Teaching. In: Dirk vom Lehn, Will Gibson und Natalia Ruiz-Junco (Hg.): Technology and Social Organization. Interactionist Studies of Everyday Life. New York and London: Routledge, S. 181–206.
- Hochuli, Kenan; Jud, Johanna (i. Vorb.): No place for remote students? Navigating transitions of hybrid co-presence in seminar rooms and lecture halls. In: Tuire Oittinen und Teppo Jakonen (Hg.): Promoting engagement-in-interaction in video-mediated remote and hybrid learning. Learning, Culture and Social Interaction.
- Hochuli, Kenan; Streeck, Jürgen (2022): Building, dwelling, and interacting: Steps in the evolution of public space from Paleolithic to present. In: Andreas H. Jucker und Heiko Hausendorf (Hg.): Pragmatics of Space. Berlin/Boston: De Gruyter Mouton (Handbooks of Pragmatics [HOPS], 14), S. 473–522.
- Hoffmann, Ludger (1983): Kommunikation vor Gericht (= Habilitationsschrift, Universität Münster). Tübingen: Narr (Kommunikation und Institution, 9).
- Hoffmann, Ludger; Leimbrink, Kerstin; Quasthoff, Uta (Hg.) (2011): Die Matrix der menschlichen Entwicklung. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Holly, Werner (1979): Imagearbeit in Gesprächen. Zur linguistischen Beschreibung des Beziehungsaspekts. Tübingen: Niemeyer (Reihe Germanistische Linguistik, 18).
- Horton, Donald; Wohl, R. Richard (1956): Mass Communication and Para-Social Interaction. Observations on Intimacy at a Distance. In: *Psychiatry* 19 (3), S. 215–229.
- Hottiger, Christoph (2023): Doing Reading in Interaction. Examining Exhibit Texts and Visitors' Practices of Using and Constructing them in a Science Centre. Dissertationsschrift Universität Zürich.

- Hutchby, Ian (2001): *Conversation and Technology: From the Telephone to the Internet*. Cambridge: Polity Press.
- Imo, Wolfgang; Lanwer, Jens Philipp (2019): *Interaktionale Linguistik. Eine Einführung*. Stuttgart: Metzler.
- Jucker, Andreas H.; Hausendorf, Heiko; Dürscheid, Christa; Frick, Karina; Hottiger, Christoph; Kesselheim, Wolfgang; Linke, Angelika; Meyer, Nathalie; Steger, Antonia (2018): Doing space in face-to-face interaction and on interactive multimodal platforms. In: *Journal of Pragmatics* 134, S. 85–101. DOI: 10.1016/j.pragma.2018.07.001.
- Jud, Johanna (i. Vorb.): *Vergewisserungen von Kopräsenz. Sprache als Resource in videokonferenz-vermittelten Lehrveranstaltungen*. Dissertationsschrift Universität Zürich.
- Jürgens, Uwe (2003): Phylogenese der sprachlichen Kommunikation. In: Gert Rickheit, Theo Herrmann und Werner Deutsch (Hg.): *Psycholinguistik. Psycholinguistics*. Berlin/Boston: De Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 24), S. 33–57.
- Kallmeyer, Werner; Schütze, Fritz (1976): Konversationsanalyse. In: *Studium Linguistik* (1), S. 1–28.
- Keating, Elizabeth (2006a): Habits and Innovations: Designing Language for New, Technologically Mediated Sociality. In: Nicholas J. Enfield und Stephen C. Levinson (Hg.): *Roots of Human Sociality. Culture, Cognition, Interaction*. Oxford/New York: Berg, S. 329–350.
- Keating, Elizabeth (2006b): Spatiality and Language. In: Keith Brown (Hg.): *Encyclopedia of Language and Linguistics*. 2. Aufl. Amsterdam: Elsevier, S. 616–619.
- Kendon, Adam (1990a): A description of some human greetings. In: Adam Kendon: *Conducting Interaction. Patterns of Behavior in Focused Encounters*. Hg. v. John J. Gumperz. Cambridge: Cambridge University Press (Studies in Interactional Sociolinguistics, 7), S. 153–207.
- Kendon, Adam (1990b): *Conducting Interaction. Patterns of Behavior in Focused Encounters*. Hg. v. John J. Gumperz. Cambridge: Cambridge University Press (Studies in Interactional Sociolinguistics, 7).
- Kendon, Adam (1990c): Some context for Context Analysis. A view of the origins of structural studies of face-to-face interaction. In: Adam Kendon: *Conducting Interaction. Patterns of Behavior in Focused Encounters*. Hg. v. John J. Gumperz. Cambridge: Cambridge University Press (Studies in Interactional Sociolinguistics, 7), S. 15–49.

- Kendon, Adam (1990d): Spatial organization in social encounters. The F-formation system. In: Adam Kendon: *Conducting Interaction. Patterns of Behavior in Focused Encounters*. Hg. v. John J. Gumperz. Cambridge: Cambridge University Press (Studies in Interactional Sociolinguistics, 7), S. 209–237.
- Kieserling, André (1999): *Kommunikation unter Anwesenden. Studien über Interaktionssysteme*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Kleiber, Georges (1983): Les démonstratifs démontrent-ils? Sur le sens des adjectifs et pronoms démonstratifs. In: *Le français moderne* 51 (2), S. 99–117.
- Knoblauch, Hubert (2016): Publikumsemotionen: Kollektive Formen kommunikativen Handelns und die Affektivität bei Großpublika in Sport und Religion. In: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (LiLi)* 46 (4), S. 547–565.
- Knoblauch, Hubert; Heath, Christian (1999): Technologie, Interaktion und Organisation: Die Workplace Studies. In: *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie* 25 (2), S. 163–181. Online verfügbar unter <https://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/839> (letzter Zugriff 01.05.2024).
- Knorr Cetina, Karin (2009): The Synthetic Situation: Interactionism for a Global World. In: *Symbolic Interaction* 32 (1), S. 61–87.
- Knorr Cetina, Karin (2013): Microglobalization. In: Ino Rossi (Hg.): *Frontiers of Globalization Research. Theoretical and Methodological Approaches*. New York: Springer, S. 65–92.
- Knorr Cetina, Karin (2014): Scopic media and global coordination. The mediatization of face-to-face encounters. In: Knut Lundby (Hg.): *Mediatization of Communication*. Berlin/Boston: De Gruyter (Handbooks of Communication Science, 21), S. 39–62.
- Knüsel, Jan (2020): Der Mann im Ticketautomaten [Blogeintrag]. In: *asienspiegel.ch*, 27.09.2020, <https://asienspiegel.ch/2020/09/der-mann-im-ticketautomaten> (letzter Zugriff am 01.05.2024).
- Koch, Peter; Oesterreicher, Wulf (1994): Funktionale Aspekte der Schriftkultur. Functional Aspects of Literacy. In: Hartmut Günther und Otto Ludwig (Hg.): *Schrift und Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung (Writing and its use)*. Halbband 1. Berlin: De Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 10.1), S. 587–604.
- Koch, Peter; Oesterreicher, Wulf (2007): Schriftlichkeit und kommunikative Distanz. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 35 (3), S. 346–375.
- Koolwaay, Jens (2018): *Die soziale Welt der Roboter. Interaktive Maschinen und ihre Verbindung zum Menschen*. Bielefeld: transcript (Science Studies).

- Koselleck, Reinhart (2020a): Begriffsgeschichte und Sozialgeschichte [1979]. In: Reinhart Koselleck: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. 11. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 757), S. 107–129.
- Koselleck, Reinhart (2020b): Zur historisch-politischen Semantik asymmetrischer Gegenbegriffe [1979]. In: Reinhart Koselleck: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. 11. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 757), S. 211–259.
- Krummheuer, Antonia (2010): Interaktion mit virtuellen Agenten? Realitäten zur Ansicht. Zur Aneignung eines ungewohnten Artefakts. München/Wien: De Gruyter (Qualitative Soziologie, 11).
- Kruse, Lenelis; Graumann, Carl Friedrich (1978): Sozialpsychologie des Raumes und der Bewegung. In: Kurt Hammerich und Michael Klein (Hg.): *Materialien zur Soziologie des Alltags*. Opladen: Westdeutscher Verlag (Sonderheft der *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 20), S. 177–219.
- Kuhn, Thomas S. (1976): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. 2., rev. u. um das Postskriptum v. 1969 erg. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 25).
- Lanwer, Jens Philipp (2015): Regionale Alltagssprache. Theorie, Methodologie und Empirie einer gebrauchsbasierten Areallinguistik. Berlin/Boston: De Gruyter (Empirische Linguistik, 4).
- Lawrence, Denise L.; Low, Setha M. (1990): The Built Environment and Spatial Form. In: *Annual Review of Anthropology* 19, S. 453–505. DOI: 10.1146/annurev.an.19.100190.002321.
- Leeds-Hurwitz, Wendy; Kendon, Adam (2021): The Natural History of an Interview and the Microanalysis of Behavior in Social Interaction: A Critical Moment in Research Practice. In: James McElvenny und Andrea Ploder (Hg.): *Holisms of communication. The early history of audio-visual sequence analysis*. Berlin: Language Science Press (History and philosophy of the language sciences, 4), S. 145–200.
- Leggewie, Claus (1996): Ethnizität, Nationalismus und multikulturelle Gesellschaft. In: Helmut Berding (Hg.): *Nationales Bewußtsein und kollektive Identität*. 3. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 1154), S. 46–65.
- Levinson, Stephen C. (2006): On the human interaction engine. In: Nicholas J. Enfield und Stephen C. Levinson (Hg.): *Roots of Human Sociality. Culture, Cognition, Interaction*. Oxford/New York: Berg, S. 39–69.

- Licoppe, Christian; Morel, Julien (2012): Video-in-Interaction: »Talking Heads« and the Multimodal Organization of Mobile and Skype Video Calls. In: *Research on Language & Social Interaction* 45 (4), S. 399–429. DOI: 10.1080/08351813.2012.724996.
- Lind, Miriam (Hg.) (2022): Mensch – Tier – Maschine. Sprachliche Praktiken an und jenseits der Außengrenze des Humanen. Bielefeld: transcript (Human-Animal Studies, 24).
- Lindemann, Gesa (2002): Die Grenzen des Sozialen. Zur sozio-technischen Konstruktion von Leben und Tod in der Intensivmedizin. München: Fink (Übergänge, 48).
- Lindemann, Gesa; Barth, Jonas (2020): Gewalt in der stationären Pflege. Zum Akteursstatus von Menschen mit Demenz. In: Jo Reichertz (Hg.): Grenzen der Kommunikation. Kommunikation an den Grenzen. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, S. 271–286.
- Linell, Per (2001): Approaching dialogue. Talk, interaction and contexts in dialogical perspectives. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins (Impact, 3). DOI: 10.1075/impact.3.
- Linke, Angelika (2012): Körperkonfigurationen: Die Sitzgruppe. In: Peter Ernst (Hg.): Historische Pragmatik. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 186–214.
- Linke, Angelika; Schröter, Juliane (Hg.) (2017): Sprache und Beziehung. Berlin/Boston: De Gruyter (Linguistik – Impulse & Tendenzen, 69).
- Loenhoff, Jens (2002): Sensomotorische Bedingungen von Kommunikation und Handlung. In: Kornelia Hahn und Michael Meuser (Hg.): Körperrepräsentationen. Die Ordnung des Sozialen und der Körper. Konstanz: UVK, S. 45–69.
- Loenhoff, Jens (2003): Grundlagen der kommunikativen Dimension von Körperbewegung und Tanz. In: Antje Klinge und Martina Leeker (Hg.): Tanz, Kommunikation, Praxis. Münster: Lit, S. 17–31.
- Löw, Martina; Knoblauch, Hubert (2019): Die Re-Figuration von Räumen — Working Paper No. 1. Berlin: TU Berlin.
- Luckmann, Thomas (1984): Das Gespräch. In: Karlheinz Stierle und Rainer Warning (Hg.): Das Gespräch. München: Fink (Poetik und Hermeneutik, 11), S. 49–64.
- Luckmann, Thomas (1986): Grundformen der gesellschaftlichen Vermittlung des Wissens: Kommunikative Gattungen. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 27 (Sonderheft: Kultur und Gesellschaft), S. 191–211.
- Luckmann, Thomas (1988): Kommunikative Gattungen im kommunikativen Haushalt einer Gesellschaft. In: Gisela Smolka-Koerdt, Peter M. Span-

- genberg und Dagmar Tillmann-Bartylla (Hg.): Der Ursprung von Literatur. Medien, Rollen, Kommunikationssituationen zwischen 1450 und 1650. München: Fink (Materialität der Zeichen, Reihe A, 1), S. 279–288.
- Luhmann, Niklas (1969): Normen in soziologischer Perspektive. In: *Soziale Welt* 20 (1), S. 28–48.
- Luhmann, Niklas (1975): Interaktion, Organisation, Gesellschaft. Anwendungen der Systemtheorie. In: Niklas Luhmann: Soziologische Aufklärung. Teil 2: Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 9–20.
- Luhmann, Niklas (1981a): Die Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation. In: Niklas Luhmann: Soziologische Aufklärung. Teil 3: Soziales System, Gesellschaft, Organisation. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 25–34.
- Luhmann, Niklas (1981b): Erleben und Handeln. In: Niklas Luhmann: Soziologische Aufklärung. Teil 3: Soziales System, Gesellschaft, Organisation. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 67–80.
- Luhmann, Niklas (1981c): Symbiotische Mechanismen. In: Niklas Luhmann: Soziologische Aufklärung. Teil 3: Soziales System, Gesellschaft, Organisation. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 228–244.
- Luhmann, Niklas (1984a): Die Differenzierung von Interaktion und Gesellschaft – Probleme der sozialen Solidarität. In: Robert Kopp (Hg.): Solidarität in der Welt der 80er Jahre. Leistungsgesellschaft und Sozialstaat. Basel/Frankfurt a.M.: Helbing und Lichtenhahn (Universitätsforum, 1), S. 79–96.
- Luhmann, Niklas (1984b): Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1987): Lässt unsere Gesellschaft Kommunikation mit Gott zu? In: Niklas Luhmann: Soziologische Aufklärung. Teil 4: Beiträge zur funktionalen Differenzierung der Gesellschaft. 3. Aufl. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 241–249.
- Luhmann, Niklas (1996): Die Realität der Massenmedien. 2., erw. Aufl. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, Niklas (1997a): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Teilband 1. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1997b): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Teilband 2. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1997c): Selbstorganisation und Mikrodiversität. Zur Wissenssoziologie des neuzeitlichen Individualismus. In: *Soziale Systeme* 3 (1), S. 23–32.

- Luhmann, Niklas (2005): Einfache Sozialsysteme [1972]. In: Niklas Luhmann (Hg.): Soziologische Aufklärung. Teil 2: Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft. 5. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 25–47.
- Luhmann, Niklas (2014): Ebenen der Systembildung – Ebenendifferenzierung [unveröffentlichtes Manuskript 1975]. In: Bettina Heintz und Hartmann Tyrell (Hg.): Interaktion – Organisation – Gesellschaft revisited. Anwendungen, Erweiterungen, Alternativen. Stuttgart: Lucius & Lucius (Sonderheft der *Zeitschrift für Soziologie* 43), S. 6–39.
- Malinowski, Bronisław (1972): Phatic Communion. In: John Laver und Sandy Hutcheson (Hg.): Communication in face to face interaction: selected readings. Harmondsworth: Penguin (Penguin Modern Linguistics Readings), S. 146–152.
- McElvenny, James; Ploder, Andrea (Hg.) (2021): Holisms of communication. The early history of audio-visual sequence analysis. Berlin: Language Science Press (History and philosophy of the language sciences, 4). Online verfügbar unter <https://openresearchlibrary.org/content/35983a1e-cd2d-4f0c-b260-fae23aa21860> (letzter Zugriff am 01.05.2024).
- McIlvenny, Paul; Broth, Mathias; Haddington, Pentti (2009): Communicating place, space and mobility. In: *Journal of Pragmatics* 41 (10), S. 1879–1886. DOI: 10.1016/j.pragma.2008.09.014.
- Mehler, Alexander (2010): Artificielle Interaktivität. Eine semiotische Betrachtung. In: Tilmann Sutter und Alexander Mehler (Hg.): Medienwandel als Wandel von Interaktionsformen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 107–134.
- Menz, Florian; Müller, Andreas P. (Hg.) (2008): Organisationskommunikation. Grundlagen und Analysen der sprachlichen Inszenierung von Organisation. München/Mering: Hampp (Managementkonzepte, 34).
- Merten, Klaus (1994): Evolution der Kommunikation. In: Klaus Merten, Siegfried J. Schmidt und Siegfried Weischenberg (Hg.): Die Wirklichkeit der Medien. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 141–162.
- Meyer, Christian (2014a): Menschen mit Demenz als Interaktionspartner. Eine Auswertung empirischer Studien vor dem Hintergrund eines dimensionalisierten Interaktionsbegriffs. In: *Zeitschrift für Soziologie* 43 (2), S. 95–112.
- Meyer, Christian (2014b): Metaphysik der Anwesenheit. Zur Universalitätsfähigkeit soziologischer Interaktionsbegriffe. In: Bettina Heintz und Hartmann Tyrell (Hg.): Interaktion – Organisation – Gesellschaft revisited. Anwendungen, Erweiterungen, Alternativen. Stuttgart: Lucius & Lucius (Sonderheft der *Zeitschrift für Soziologie* 43), S. 321–345.

- Meyer, Christian; Streeck, Jürgen; Jordan, J. Scott (Hg.) (2017): *Intercorporeality. Emerging Socialities in Interaction*. New York: Oxford University Press (Foundations of Human Interaction).
- Mlynář, Jakub; González-Martínez, Esther; Lalanne, Denis (2018): *Situated Organization of Video-Mediated Interaction: A Review of Ethnomethodological and Conversation Analytic Studies*. In: *Interacting with Computers* 30 (2), S. 73–84. DOI: 10.1093/iwc/iwx019.
- Mohn, Bina Elisabeth (2023): *Kamera-Ethnographie: Ethnographische Forschung im Modus des Zeigens. Programmatik und Praxis*. Bielefeld: transcript.
- Mondada, Lorenza (2007): *Interaktionsraum und Koordinierung*. In: Reinhold Schmitt (Hg.): *Koordination. Analysen zur multimodalen Interaktion*. Tübingen: Narr (Studien zur deutschen Sprache, 38), S. 55–93.
- Mondada, Lorenza (2010): *Eröffnungen und Prä-Eröffnungen in medienvermittelter Interaktion: Das Beispiel Videokonferenzen*. In: Lorenza Mondada und Reinhold Schmitt (Hg.): *Situationseröffnungen. Zur multimodalen Herstellung fokussierter Interaktion*. Tübingen: Narr (Studien zur deutschen Sprache, 47), S. 277–334.
- Mondada, Lorenza (2013): *Interactional space and the study of embodied talk-in-interaction*. In: Peter Auer, Martin Hilpert, Anja Stukenbrock und Benedikt Szmrecsanyi (Hg.): *Space in Language and Linguistics. Geographical, Interactional and Cognitive Perspectives*. Berlin, New York: De Gruyter, S. 247–275.
- Mondada, Lorenza (2021a): *Sensing in Social Interaction. The Taste for Cheese in Gourmet Shops*. New York: Cambridge University Press.
- Mondada, Lorenza (2021b): *The NHI and the emergence of video-based multimodal studies of social interaction. Response to Wendy Leeds-Hurwitz and Adam Kendon*. In: James McElvenny und Andrea Ploder (Hg.): *Holisms of communication. The early history of audio-visual sequence analysis*. Berlin: Language Science Press (History and philosophy of the language sciences, 4), S. 205–228.
- Mondada, Lorenza; Schmitt, Reinhold (2010): *Zur Multimodalität von Situationseröffnungen*. In: Lorenza Mondada und Reinhold Schmitt (Hg.): *Situationseröffnungen. Zur multimodalen Herstellung fokussierter Interaktion*. Tübingen: Narr (Studien zur deutschen Sprache, 47), S. 7–52.
- Moore, Chris; Dunham, Philip J. (Hg.) (1995): *Joint Attention. Its Origins and Role in Development*. Hillsdale: Erlbaum.

- Müller, Cornelia; Bohle, Ulrike (2007): Das Fundament fokussierter Interaktion. Zur Vorbereitung und Herstellung von Interaktionsräumen durch körperliche Koordination. In: Reinhold Schmitt (Hg.): Koordination. Analysen zur multimodalen Interaktion. Tübingen: Narr (Studien zur deutschen Sprache, 38), S. 129–165.
- Müller, Marion (2014): Kopräsenz und Körperlichkeit im Sport: Zum Verhältnis von face-to-face-Interaktion und sozialer Praxis am Beispiel des Fußballspiels. In: Bettina Heintz und Hartmann Tyrell (Hg.): Interaktion – Organisation – Gesellschaft revisited. Anwendungen, Erweiterungen, Alternativen. Stuttgart: Lucius & Lucius (Sonderheft der *Zeitschrift für Soziologie* 43), S. 346–368.
- Muhle, Florian (2019): Humanoide Roboter als »technische Adressen«. Zur Rekonstruktion einer Mensch-Roboter-Begegnung im Museum. In: *Sozialer Sinn* 20 (1), S. 85–128.
- Mulder, Walter de (1996): Demonstratives as Locating Expressions. In: Martin Pütz und René Dirven (Hg.): The Construal of Space in Language and Thought. Berlin: Mouton De Gruyter (Cognitive Linguistics Research, 8), S. 29–47.
- Nassehi, Armin (2019): Muster. Theorie der digitalen Gesellschaft. München: C.H. Beck.
- Nevile, Maurice; Haddington, Pentti; Heinemann, Trine; Rauniomaa, Mirka (Hg.) (2014): Interacting with Objects. Language, Materiality, and Social Activity. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins.
- Oevermann, Ulrich (1999): Zur Sache. Die Bedeutung von Adornos methodologischem Selbstverständnis für die Begründung einer materialen soziologischen Strukturanalyse. In: Ludwig von Friedeburg und Jürgen Habermas (Hg.): Adorno-Konferenz. 1983. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 234–289.
- Oevermann, Ulrich; Allert, Tilmann; Konau, Elisabeth; Krambeck, Jürgen (1979): Die Methodologie einer »objektiven Hermeneutik« und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Hans-Georg Söeffner (Hg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart: Metzler, S. 353–434.
- Ong, Walter J. (1982): Orality and Literacy. The Technologizing of the Word. London/New York: Methuen (New Accents).
- Pillet-Shore, Danielle (2018): How to Begin. In: *Research on Language & Social Interaction* 51 (3), S. 213–231. DOI: 10.1080/08351813.2018.1485224.
- Poferl, Angelika; Schröer, Norbert (Hg.) (2022): Handbuch soziologische Ethnographie. Wiesbaden: Springer VS.

- Polenz, Peter von (1994): Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Band 2: 17. und 18. Jahrhundert. Berlin/New York: De Gruyter.
- Polenz, Peter von (2000): Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Band 1: Einführung, Grundbegriffe, 14. bis 16. Jahrhundert. 2., überarb. u. erg. Aufl. Berlin/New York: De Gruyter.
- Quasthoff, Uta (1979): Eine interaktive Funktion von Erzählungen. In: Hans-Georg Soeffner (Hg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart: Metzler, S. 104–126.
- Quasthoff, Uta M. (2011): Diskurs- und Textfähigkeiten: Kulturelle Ressourcen ihres Erwerbs. In: Ludger Hoffmann, Kerstin Leimbrink und Uta M. Quasthoff (Hg.): Die Matrix der menschlichen Entwicklung. Berlin/Boston: De Gruyter, S. 210–251.
- Raab, Jürgen (2022): Theoretisch orientierter Naturalismus – zu Erving Goffman. In: Angelika Pöferl und Norbert Schröer (Hg.): Handbuch soziologische Ethnographie. Wiesbaden: Springer VS, S. 101–114.
- Radlbeck, Karl (1980): Bahnhof und Empfangsgebäude. Die Entwicklung vom Haus zum Verkehrswegeknoten. Dissertationsschrift Technische Universität München.
- Ramachandran, Vignesh (2021): Stanford researchers identify four causes for ›Zoom fatigue‹ and their simple fixes. In: *Stanford Report*, 23.02.2021, <https://news.stanford.edu/stories/2021/02/four-causes-zoom-fatigue-solutions> (letzter Zugriff am 01.05.2024).
- Rammert, Werner; Schulz-Schaeffer, Ingo (Hg.) (2002a): Können Maschinen handeln? Soziologische Beiträge zum Verhältnis von Mensch und Technik. Frankfurt a.M.: Campus-Verl.
- Rammert, Werner; Schulz-Schaeffer, Ingo (2002b): Technik und Handeln. Wenn soziales Handeln sich auf menschliches Verhalten und technische Abläufe verteilt. In: Werner Rammert und Ingo Schulz-Schaeffer (Hg.): Können Maschinen handeln? Soziologische Beiträge zum Verhältnis von Mensch und Technik. Frankfurt a.M.: Campus-Verl., S. 11–64.
- Rehbein, Jochen (1993): Ärztliches Fragen. In: Petra Löning und Jochen Rehbein (Hg.): Arzt-Patienten-Kommunikation. Berlin/New York: De Gruyter, S. 311–364.
- Reichertz, Jo (2020): Einleitung. Grenzen der Kommunikation – Kommunikation an den Grenzen. In: Jo Reichertz (Hg.): Grenzen der Kommunikation. Kommunikation an den Grenzen. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, S. 11–27.

- Ricœur, Paul (2005): Was ist ein Text? In: Paul Ricœur: Vom Text zur Person. Hermeneutische Aufsätze (1970–1999). Hamburg: Meiner (Philosophische Bibliothek, 570), S. 79–108.
- Rommetveit, Ragnar (1972): Words, Meanings, and Messages. Theory and Experiments in Psycholinguistics. 2. Aufl. New York/London: Academic Press.
- Sabini, Adriano (2023): »Gute Reise«. Eine konversationsanalytische Untersuchung der Beendigung von Service Encounters am Hauptbahnhof Zürich. Dissertationsschrift Universität Zürich.
- Sacks, Harvey (1992): Lectures on Conversation. Band 1. Hg. v. Gail Jefferson. Oxford/Cambridge: Blackwell.
- Saussure, Ferdinand de (1967): Grundlagen der allgemeinen Sprachwissenschaft. Hg. v. Charles Bally und Albert Sechehaye. Berlin: De Gruyter.
- Schefflen, Albert E.; Ashcraft, Norman (1976): Human territories. How we behave in space-time. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- Schegloff, Emanuel A. (1972): Sequencing in conversational openings. In: John Laver und Sandy Hutcheson (Hg.): Communication in face to face interaction. Selected readings. Hammondsworth: Penguin, S. 374–405.
- Schegloff, Emanuel A. (1982): Discourse as an interactional achievement. Some uses of ›uh huh‹ and other things that come between sentences. In: Deborah Tannen (Hg.): Georgetown University Round Table in Languages and Linguistics 1981: Analyzing Discourse: Text and Talk. Washington: Georgetown University Press, S. 71–93.
- Schegloff, Emanuel A. (1986): The Routine as Achievement. In: *Human Studies* 9 (2), S. 111–151.
- Schegloff, Emanuel A.; Sacks, Harvey (1973): Opening up Closings. In: *Semiotica* 8 (4), S. 289–327.
- Schetsche, Michael; Anton, Andreas (Hg.) (2021): Intersozialogie. Menschliche und nichtmenschliche Akteure in der Sozialwelt. Weinheim: Beltz Juventa.
- Schlieben-Lange, Brigitte (1983): Traditionen des Sprechens. Elemente einer pragmatischen Sprachgeschichtsschreibung. Stuttgart: Kohlhammer.
- Schlögl, Rudolf (2020): Corona in Interaktion. Zum Verhältnis von Anwesenheit und Körpern in moderner Gesellschaft. In: *Geschichte und Gesellschaft* 46 (3), S. 391–403.
- Schmidt, Jürgen Erich; Herrgen, Joachim (2011): Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung. Berlin: Schmidt (ESV basics, 49).
- Schmidt, Robert (2012): Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen. Berlin: Suhrkamp.

- Schmitt, Reinhold (1992): Die Schwellensteher. Sprachliche Präsenz und sozialer Austausch in einem Kiosk. Tübingen: Narr (Forschungsberichte des Instituts für Deutsche Sprache, 68).
- Schmitt, Reinhold (2006): Videoaufzeichnungen als Grundlage für Interaktionsanalysen. In: *Deutsche Sprache* 34 (1–2), S. 18–31.
- Schmitt, Reinhold (2013): Körperlich-räumliche Aspekte der Interaktion. Tübingen: Narr.
- Schmitt, Reinhold (2015): Positionspapier: Multimodale Interaktionsanalyse. In: Ulrich Dausendschön-Gay, Elisabeth Gülich und Ulrich Krafft (Hg.): Ko-Konstruktionen in der Interaktion. Die gemeinsame Arbeit an Äußerungen und anderen sozialen Ereignissen. Bielefeld: transcript (Sozialtheorie), S. 43–51.
- Schmitt, Reinhold; Deppermann, Arnulf (2007): Monitoring und Koordination als Voraussetzungen der multimodalen Konstitution von Interaktionsräumen. In: Reinhold Schmitt (Hg.): Koordination. Analysen zur multimodalen Interaktion. Tübingen: Narr (Studien zur deutschen Sprache, 38), S. 95–128.
- Schmitt, Reinhold; Hausendorf, Heiko (2021): »Multimodalität« und »Räumlichkeit« in der multimodalen Interaktionsanalyse. In: Arne Krause und Ulrich Schmitz (Hg.): Linguistik und Multimodalität. Linguistics and Multimodality. Duisburg: Universitätsverlag Rhein-Ruhr KG (OBST, 99), S. 33–55.
- Schroer, Markus (2007): Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Schütz, Alfred (1971): Wissenschaftliche Interpretation und Alltagsverständnis menschlichen Handelns. In: Alfred Schütz: Gesammelte Aufsätze. Teil 1: Das Problem der sozialen Wirklichkeit. Den Haag: Nijhoff, S. 3–54.
- Schütz, Alfred (1972a): Der Heimkehrer. In: Alfred Schütz: Gesammelte Aufsätze. Teil 2: Studien zur soziologischen Theorie. Hg. v. Arvid Brodersen. Übertr. aus d. Amerikan. v. Alexander von Baeyer. Den Haag: Nijhoff, S. 70–84.
- Schütz, Alfred (1972b): Gemeinsam Musizieren. In: Alfred Schütz: Gesammelte Aufsätze. Teil 2: Studien zur soziologischen Theorie. Hg. v. Arvid Brodersen. Übertr. aus d. Amerikan. v. Alexander von Baeyer. Den Haag: Nijhoff, S. 129–150.
- Selting, Margret; et al. (2009): Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem 2 (GAT 2). In: *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 10, S. 353–402. Online verfügbar unter <http://www.gespraechsforschung.de>

- hung-online.de/fileadmin/dateien/heft2009/px-gatz.pdf (letzter Zugriff 01.05.2024).
- Stenft, Gunter (1995): Phatic communion. In: Jef Verschueren, Jan-Ola Östman, Jan Blommaert, Chris Bulcaen und Eline Versluys (Hg.): *Handbook of pragmatics*. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins, S. 1–10.
- Shen, Xiaojun; Shirmohammadi, Shervin (2008): Telepresence. In: Borivoje Furht (Hg.): *Encyclopedia of multimedia*. A-Z. 2. Aufl. New York: Springer, S. 849–852.
- Srubar, Ilja (2005): Sprache und strukturelle Kopplung. Das Problem der Sprache in Luhmanns Theorie. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 57 (4), S. 599–623.
- Stawarska, Beata (2010): Mutual Gaze and Intersubjectivity. In: Shaun Gallagher und Daniel Schmicking (Hg.): *Handbook of Phenomenology and Cognitive Science*. New York/Heidelberg/London: Springer, S. 269–282.
- Steets, Silke (2010): Der sinnhafte Aufbau der gebauten Welt – eine architektursoziologische Skizze. In: Sybille Frank und Jochen Schwenk (Hg.): *Turn over. Cultural Turns in der Soziologie*. Festschrift für Helmuth Berking. Unter Mitarb. v. Helmuth Berking. Frankfurt a.M./New York: Campus-Verl., S. 171–188.
- Stefani, Elwys de; Ticca, Anna Claudia; Gazin, Anne-Danièle (2012): Space in social interaction. An introduction. In: Elwys de Stefani, Anne-Danièle Gazin und Anna Claudia Ticca (Hg.): *Space in social interaction. L'espace dans l'interaction sociale. Der Raum in der sozialen Interaktion. Lo spazio nell'interazione sociale*. Bulletin Suisse de Linguistique Appliquée VALS/ASLA 96. Neuchâtel: Université de Neuchâtel (Bulletin Suisse de Linguistique Appliquée VALS/ASLA, 96), S. 1–14.
- Straub, Ilona (2021): Die Mensch-Roboter-Interaktion. Eine Untersuchung zu den präkommunikativen und kommunikativen Erwartungshaltungen an einen soziotechnischen Akteur. In: Sarah Brommer und Christa Dürscheid (Hg.): *Mensch. Maschine. Kommunikation*. Beiträge zur Medienlinguistik. Tübingen: Narr Francke Attempto, S. 133–148.
- Strauss, Anselm L. (1968): *Spiegel und Masken. Die Suche nach Identität*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Streeck, Jürgen (2013): Interaction and the living body. In: *Journal of Pragmatics* 46, S. 69–90.
- Streeck, Jürgen; Goodwin, Charles; LeBaron, Curtis D. (2011): Embodied Interaction in the Material World: An Introduction. In: Jürgen Streeck, Charles Goodwin und Curtis D. LeBaron (Hg.): *Embodied Interaction*. Language

- and Body in the Material World. New York: Cambridge University Press (Learning in doing), S. 1–26.
- Stukenbrock, Anja (2013): Sprachliche Interaktion. In: Peter Auer (Hg.): Sprachwissenschaft. Grammatik – Interaktion – Kognition. Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 217–260.
- Stukenbrock, Anja (2015): Deixis in der face-to-face-Interaktion. Berlin/New York: De Gruyter.
- Suchman, Lucy Alice (2007): Human-Machine Reconfigurations. Plans and Situated Actions. 2. Aufl. Cambridge: Cambridge University Press.
- Tajfel, Henry; Forgas, Joseph P. (1981): Social Categorization: Cognitions, Values, and Groups. In: Joseph P. Forgas (Hg.): Social Cognition. Perspectives on Everyday Understanding. London: Academic Press, S. 113–140.
- Thomsen, Christian W. (2010): Kathedralen der Moderne? Bahnhofsarchitektur – gestern, heute und morgen. In: Markwart Herzog und Mario Leis (Hg.): Der Bahnhof: Basilika der Mobilität – Erlebniswelt der Moderne. Stuttgart: Kohlhammer, S. 17–60.
- Tirschmann, Felix (2020): Kommunikation mit Kommunikationslosen. In: Jo Reichertz (Hg.): Grenzen der Kommunikation. Kommunikation an den Grenzen. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, S. 255–270.
- Tomasello, Michael (1995): Joint Attention as Social Cognition. In: Chris Moore und Philip J. Dunham (Hg.): Joint Attention. Its Origins and Role in Development. Hillsdale: Erlbaum, S. 103–130.
- Tomasello, Michael (1999): The Cultural Origins of Human Cognition. 2. Aufl. Cambridge, London: Harvard University Press.
- Tomasello, Michael (2006): Why Don't Apes Point? In: Nicholas J. Enfield und Stephen C. Levinson (Hg.): Roots of Human Sociality. Culture, Cognition, Interaction. Oxford/New York: Berg, S. 506–524.
- Tomasello, Michael (2010): Warum wir kooperieren. Aus d. Engl. v. Henriette Zeidler. Berlin: Suhrkamp (Edition Unseld, 36).
- Tomasello, Michael (2017): Die Ursprünge der menschlichen Kommunikation. Aus d. Amerikan. v. Jürgen Schröder. 4. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 2004).
- Tomasello, Michael (2020): Mensch werden. Eine Theorie der Ontogenese. Aus d. Amerikan. v. Jürgen Schröder. Berlin: Suhrkamp.
- Tomasello, Michael; Cale Kruger, Ann; Horn Ratner, Hilary (1993): Cultural Learning. In: *Behavioral and Brain Sciences* 16 (3), S. 495–552.

- Tomasello, Michael; George, Barbara L.; Cale Kruger, Ann; Farrar, Michael Jeffrey; Evans, Andrea (1985): The Development of Gestural Communication in Young Chimpanzees. In: *Journal of Human Evolution* 14 (2), S. 175–186.
- Trabant, Jürgen (2019): Philologische Speläologie: Höhlen als Orte des Sprachursprungs. In: Markus Messling, Marcel Lepper und Jean-Louis Georget (Hg.): *Höhlen. Obsession der Vorgeschichte*. Berlin: Matthes & Seitz, S. 165–189.
- Ukena, Peter (1977): Tagesschrifttum und Öffentlichkeit im 16. und 17. Jahrhundert in Deutschland. In: Deutsche Forschungsgemeinschaft (Hg.): *Presse und Geschichte*. München u.a.: Saur (Studien zur Publizistik/Bremer Reihe/Deutsche Presseforschung, 23), S. 35–53.
- Wabel, Thomas (2021): Prekäre Kopräsenz. Raum, Sozialräume und geteiltes Erleben in Zeiten der Pandemie. In: *Evangelische Theologie* 81 (2), S. 101–113.
- Wallace, David Foster (2009): *This is Water. Some Thoughts, Delivered on a Significant Occasion, about Living a Compassionate Life*. New York: Little, Brown & Co.
- Watzlawick, Paul; Beavin, Janet Helmick; Jackson, Don D. (2000): *Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien*. 10. Aufl. Bern: Huber.
- Wegner, Dirk (1985): Der persönliche Raum als Modell nonverbaler Proxemik. In: Harro Schweizer (Hg.): *Sprache und Raum. Psychologische und linguistische Aspekte der Aneignung und Verarbeitung von Räumlichkeit*. Ein Arbeitsbuch für das Lehren von Forschung. Stuttgart: Metzler, S. 162–182.
- Weinrich, Harald (1993): *Textgrammatik der deutschen Sprache*. Mannheim u.a.: Dudenverlag.
- Weinrich, Harald (2005): *Textgrammatik der deutschen Sprache*. 3., rev. Aufl. Hildesheim: Olms.
- Werron, Tobias (2014): Gleichzeitigkeit unter Abwesenden. Zu Globalisierungseffekten elektrischer Telekommunikationstechnologien. In: Bettina Heintz und Hartmann Tyrell (Hg.): *Interaktion – Organisation – Gesellschaft revisited. Anwendungen, Erweiterungen, Alternativen*. Stuttgart: Lucius & Lucius (Sonderheft der *Zeitschrift für Soziologie* 43), S. 251–270.
- Wygotsky, Lew S. (1978): Interaction between Learning and Development. In: Lew S. Wygotsky: *Mind in Society. The Development of Higher Psychological Processes*. Cambridge: Cambridge University Press, S. 79–91.
- Zepp, Eva (2023): *Schulbauten – Debatten, Darstellungen und Aneignungspraktiken von 1968 bis heute*. Bielefeld: transcript.

- Zhao, Shanyang (2003): Toward a Taxonomy of Copresence. In: *Presence: Teleoperators & Virtual Environments* 12 (5), S. 445–455. DOI: 10.1162/105474603322761261.
- Zhao, Shanyang; Elesh, David (2008): Copresence as ›being with‹. Social contact in online public domains. In: *Information, Communication & Society* 11 (4), S. 565–583.

Anmerkungen

Warum Kopräsenz? Ein Essay aus aktuellem Anlass

- 1 Die Geschichte von den zwei »jungen Fischen«, denen ein »alter Fisch« begegnet, stammt von David Foster Wallace (Wallace 2009, S. 3f.; Hervorhebung und Übersetzung von uns). Wir geben sie im Kap. 4 (DIE UNWAHRSCHEINLICHKEIT DER INTERAKTION, I.) wieder.
- 2 Goffman 1964, S. 135.
- 3 Luckmann 1984, S. 49.
- 4 S.o. Anmerkung 2.
- 5 Ich greife mit dieser Pointierung eine Anregung von Stephan Habscheid auf.
- 6 Austin 2002, S. 25.
- 7 Diese Formulierung lehnt sich an Karl Bühlers viel zitierte Trias »Einer – dem Anderen – über die Dinge« an, mit der er im Anschluss an Platon die Grundlagen der (sprachlichen) Kommunikation erläutert hat (Bühler 1982, S. 24).
- 8 Levinson 2006. Vgl. als Überblick und zur neueren Diskussion Heesen und Fröhlich 2022. Wir kommen darauf mit Blick auf das Konzept der Interaktionsfähigkeit noch zurück (s.u. Kap. 5, INTERAKTIONSFÄHIGKEIT: WER KANN »KOPRÄSENT« SEIN?). Vgl. mit Bezug auf die Ontogenese auch Hoffmann et al. 2011 und speziell mit Blick auf den Erwerb von »Diskurs- und Textfähigkeiten« aus einer dezidiert »gebrauchsbasierten« Perspektive Quasthoff 2011.
- 9 Vgl. Tomasello 2020. Auf die Trias von Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation kommen wir noch zurück. Mit ihr bezeichnen wir die für Interaktion grundlegende Anforderung der Situierung (s.u. Kap. 4, DAS PROBLEM DER SITUIERUNG: KO-ORIENTIERUNG, KO-ORDINATION UND KO-OPERATION).

- 10 »Joint attention« (und damit verbunden: »intersubjectivity«) ist eine Art Sammelbegriff geworden, wenn aus erwerbs- und (sozial-)kognitions-orientierter Perspektive die für Kopräsenz konstitutive Wechselseitigkeit von Aufmerksamkeit und Wahrnehmung thematisiert wird (vgl. als Überblick die Beiträge in Moore und Dunham 1995; Eilan et al. 2005 sowie Stawarska 2010 und Gallagher 2020, S. 106ff.). Wir ersetzen das Konzept der »joint attention« (und das der »intersubjectivity«) aus interaktions-theoretischer Sicht durch das der Wahrnehmungswahrnehmung (und reflexiven Aufmerksamkeit; s.u. Kap. 2, KOPRÄSENZ ALS KOMMUNIKATIONSBEDINGUNG: INTERAKTION UND WAHRNEHMUNGSWAHRNEHMUNG).
- 11 S.u. KOPRÄSENZ IM FOKUS.
- 12 Vgl. Hausendorf 2020b; 2021a.
- 13 S.u. WENN KOPRÄSENZ ZUM PROBLEM WIRD.
- 14 Vgl. programmatisch dazu Enfield und Levinson 2006.
- 15 Die von Michael Tomasello am Modell der Ko-Operation entwickelte Theorie des Ursprungs natürlicher Sprachen, die sich auf empirische Evidenz aus der Primatenforschung und der Ontogenese stützt (vgl. Tomasello 2017; 2010; 2020), kann als eine Konkretisierung dieser allgemeinen Annahme verstanden werden. Entsprechend ergibt sich hier eine Vielzahl von Überschneidungen, auf die wir gelegentlich aufmerksam machen werden.
- 16 Gessinger und Rahden 1989.
- 17 Luhmann 1997a, S. 505.
- 18 Vgl. dazu z.B. die Bemerkungen bei Trabant 2019, S. 179ff.
- 19 Luhmann 1984b, S. 162.
- 20 Vgl. dazu Kap. 4, DIE UNWAHRSCHEINLICHKEIT DER INTERAKTION. Mit dem Unwahrscheinlichkeitstheorem schließen wir an den Evolutionsbegriff der Luhmann'schen Systemtheorie an, vgl. Luhmann 1997a, S. 413ff.
- 21 Tomasello 2017, S. 70.
- 22 S.u. Kap. 2, KOPRÄSENZ ALS KOMMUNIKATIONSBEDINGUNG: INTERAKTION UND WAHRNEHMUNGSWAHRNEHMUNG.
- 23 Vgl. Trabant 2019, S. 182.
- 24 Vgl. dazu den Überblick bei Jürgens 2003. Dass wir uns auch hier auf sehr grobe Schätzungen beziehen, belegen z.T. weiter zurückreichende vokaltraktororientierte Taxierungen – wobei dann nicht immer ganz klar ist, worauf sich »Sprache« und »Kommunikation« dabei noch beziehen. Vgl. z.B. Hildebrand-Nilshon 1980, S. 105, der davon spricht, dass eine »grob- oder quasi-artikulierte verbale Kommunikation« bereits bei den

»späten Homo erectus-Formen [...] entwickelt war«, also rund 500.000 bis 400.000 Jahre v. Chr., und die Ursprünge der auf Kooperation beruhenden Kommunikation mit dem Homo habilis verknüpft, also mehr als 1,5 Millionen Jahre zurückdatiert (vgl. dazu die Übersicht über eine Reihe aufeinanderfolgender Entwicklungsstufen, S. 120ff.).

- 25 S.u. ÜBER DIESES BUCH.
- 26 Heintz 2015, S. 229.
- 27 Vgl. Luhmann 2005. Vgl. auch Luhmann 1984b, S. 561f.
- 28 Vgl. Hausendorf 2003.
- 29 Luhmann 1997b, S. 816; vgl. aber Hausendorf 1992 und Kieserling 1999.
- 30 Heintz 2015, S. 236.
- 31 Vgl. Hausendorf 2022b; vgl. z.B. die Zusammenfassung der einschlägigen gesprächs-, text- und medienlinguistischen Diskussion bei Dürscheid 2016. Auf den Vorschlag, Kopräsenz durch Ko-Temporalität zu ersetzen, weist Heintz 2015, S. 236, hin. Wir kommen auf diese Diskussion noch ausführlicher zurück (s.u. Kap. 2, KOPRÄSENZ ALS KOMMUNIKATIONS-BEDINGUNG: INTERAKTION UND WAHRNEHMUNGSWAHRNEHMUNG, und Kap. 5, TELEKOPRÄSENZ: ANWESENHEIT AUS DER FERNE).
- 32 Dürscheid 2012, S. 28f.
- 33 Hinweise dazu z.B. bei Grabher et al. 2018, S. 255.
- 34 Heintz 2015, S. 236.
- 35 Vgl. Knorr Cetina 2009.
- 36 Heintz 2015, S. 236.
- 37 Die folgenden Überlegungen gehen auf Beobachtungen, Untersuchungen und Diskussionen in dem vom Autor geleiteten Forschungsprojekt »Int-Akt« zurück, in dem pandemiebedingte Re-Figurationen von Kopräsenz und Interaktionsarchitektur zum Gegenstand gemacht worden sind (vgl. dazu mit weiteren Informationen <https://www.ds.uzh.ch/de/projekte/intakt.html>, letzter Zugriff am 01.05.2024).
- 38 Der Ausdruck stammt von Reinhold Schmitt. Er ist aus unserer gemeinsamen Beschäftigung mit dem Verhältnis von Interaktion und Architektur entstanden (vgl. Hausendorf und Schmitt 2016a).
- 39 Löw und Knoblauch 2019.
- 40 Goffman 1974c.
- 41 Hall 1976.
- 42 Vgl. zur Relevanz des Kirchenraumes in Coronazeiten Wabel 2021, zu »Geistervorlesungen« im leeren Hörsaal Hausendorf et al. 2021; vgl. zur Relevanz von Anwesenheit und Interaktion in unterschiedlichen

Funktionssystemen die ebenfalls unter dem Eindruck der Pandemie entstandenen Kommentare bei Schlögl 2020.

- 43 Licoppe und Morel 2012.
- 44 Zhao und Elesh 2008; vgl. auch die Studie von Bascuñan-Wiley et al. 2022, die am Beispiel des gemeinsamen Essens unter Pandemiebedingungen untersuchen, wie sich »commensality« auch unter Bedingungen von Telekopräsenz herstellen lässt (»Cultivating Co-presence at a Distance«). Mit der Frage, wie sich die pandemiebedingten Einschränkungen von Kopräsenz auf »social solidarity« auswirken, beschäftigt sich Collins 2020. Pandemiebedingte Auffälligkeiten im »Verhältnis von Anwesenheit und Körpern« thematisiert Schlögl 2020: »Die moderne Gesellschaft braucht mehr zweckfreie, also nicht unmittelbar strukturelevante Interaktion, als man vermutet und auch in Theoriemodellen unterstellt hatte.« (S. 400; Hervorhebung im Original).
- 45 Die in diesem Buch vorgestellten Überlegungen vertreten entsprechend einen interaktionstheoretischen Ansatz, der vor allem durch Interaktionssoziologie (Goffman und Luhmann) und -linguistik (vgl. Hausendorf 2015) geprägt ist. Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen diesem Ansatz und verwandten Ansätzen (z.B. aus der Ethnomethodologie, der Wissenssoziologie oder der Praxistheorie) zeigen sich punktuell immer wieder, werden in diesem Buch aber nicht eigenständig zum Thema gemacht.
- 46 Tomasello 2020, S. 87.
- 47 Die Begrifflichkeit orientiert sich an einer von Niklas Luhmann vorgeschlagenen Systematik (vgl. Luhmann 1984b, S. 16).
- 48 Die Begriffswahl folgt dem Theorem der »Unwahrscheinlichkeit der Kommunikation« (Luhmann 1981a).
- 49 Die Begriffswahl lehnt sich an Knorr Cetina 2009 an.
- 50 Zhao 2003, S. 2f.
- 51 Ich danke den betroffenen Verlagen für die Erlaubnis des Wiederabdrucks einiger z.T. nur geringfügig überarbeiteter Passagen aus früheren Publikationen. Die Übernahmen sind im Text jeweils mit Angabe der Seitenzahlen aus der Erstpublikation kenntlich gemacht.

Kopräsenz »revisited«: Goffman und danach

- 1 Eintrag »Anwesenheit« im Digitalen Wörterbuch der Deutschen Sprache (DWDS): (<https://www.dwds.de/wb/Anwesenheit>).
- 2 Dies geschieht auch in Abgrenzung zu ausgewählten »mikro-soziologischen« Ansätzen, die Kopräsenz in erster Linie als physische Anwesenheit definieren und dann so etwas wie wechselseitige Wahrnehmung als zusätzliches Kriterium einführen (so z.B. explizit bei Collins 2020, S. 479).
- 3 Schütz 1972b, S. 131f. Vgl. dazu auch Hausendorf 1992, S. 11.
- 4 Meyer 2014b, S. 323, Anm. 6.
- 5 Schütz 1971, S. 13. Zur Interaktionsfähigkeit vgl. auch Meyer 2014a, S. 101. Wir kommen darauf noch ausführlich zurück (s.u. Kap. 5, INTERAKTIONSFÄHIGKEIT: WER KANN »KOPRÄSENT« SEIN?).
- 6 Goffman 1964, S. 136 (»a little system of mutually ratified and ritually governed face-to-face action«; Übersetzung von uns).
- 7 Goffman 1963, S. 18.
- 8 Goffman 1963, S. 17.
- 9 Vgl. Luhmann 1984b, S. 560; s. dazu noch u. II.
- 10 Watzlawick et al. 2000, S. 51.
- 11 Tomasello 2020, S. 87.
- 12 Goffman 1983, S. 3
- 13 Vgl. Tomasello 2020, S. 86ff. Vgl. auch das eng mit »joint attention« verknüpfte Konzept der sekundären Intersubjektivität (vgl. Gallagher 2020, S. 106ff.).
- 14 Goffman 1963, S. 16ff.
- 15 Kieserling 1999.
- 16 Luhmann 1984b, S. 560.
- 17 Vgl. Luhmann 2005. Wichtige Updates sind: Luhmann 2014 und Luhmann 1984b, S. 551ff. Eine instruktive Kurzdarstellung im Kontext anderer grundlegender soziologischer Interaktionsbegriffe bietet Meyer 2014b, S. 327ff.
- 18 Luhmann 2005, S. 25; Hervorhebung im Original.
- 19 Luhmann 2014, S. 8f.
- 20 Luhmann 1984b, S. 560; Hervorhebung im Original.
- 21 Luhmann 1997b, S. 815f.
- 22 Schegloff 1982.
- 23 Die Differenz von physischer und sozialer Anwesenheit wird oft übersehen (vgl. dazu z.B. die Goffman-Rezeption bei Anthony Giddens: Giddens

1984, S. 64, 67f.) oder stärker auf den Übergang von nicht fokussierter zu fokussierter Interaktion bezogen (vgl. dazu z.B. die Unterscheidung von »physical« vs. »social co-presence« im Kontext des Übergangs »[f]rom co-presence to mutual engagement« bei D'Antoni et al. 2022, S. 298f.). Dabei wird u.E. nicht klar genug, dass auch nicht fokussierte Interaktion bereits *soziale* Anwesenheit impliziert und die Herstellung von Kopräsenz (»becoming copresent«: Pillet-Shore 2018, S. 216f.) bereits auf Interaktion beruht bzw. als Ergebnis von Interaktion anzusehen ist.

- 24 S. dazu u. Kap. 5, TELEKOPRÄSENZ: ANWESENHEIT AUS DER FERNE.
- 25 Luhmann 2014, S. 7.
- 26 Luhmann 2005, S. 25.
- 27 Luhmann 2005, S. 27.
- 28 Luhmann 2005, S. 25.
- 29 Luhmann 2005, S. 25.
- 30 Luhmann 1984b, S. 560.
- 31 Die Formulierung lehnt sich an Luhmann 1981a an. S. dazu auch u. Kap. 4, DIE UNWAHRSCHEINLICHKEIT DER INTERAKTION.
- 32 Hausendorf 2003, S. 258.
- 33 Weinrich 1993, S. 1084.
- 34 Der Anstoß zur Modellierung unterschiedlicher Erscheinungsformen von Kopräsenz geht auf Gespräche mit Johanna Jud zurück (s. auch u. Anm. 54).
- 35 Vgl. Hausendorf 1995.
- 36 Ehlich 2007b.
- 37 Vgl. Hausendorf 2003.
- 38 Vgl. für einen Überblick z.B. Stukenbrock 2015.
- 39 Tomasello 2020, S. 87, vgl. auch S. 137.
- 40 Luhmann 1981c, S. 230.
- 41 S.u. Kap. 4, DAS PROBLEM DER SITUIERUNG: KO-ORIENTIERUNG, KO-ORDINATION UND KO-OPERATION.
- 42 Vgl. Müller 2014.
- 43 Vgl. Schütz 1972b.
- 44 Dieses Konzept stammt bekanntlich von Bronisław Malinowski (vgl. Malinowski 1972). Dass Malinowski von »communion« – und nicht, wie in der Rezeption häufig vernachlässigt, von »communication« – spricht, belegt bereits den gemeinschaftsstiftenden Aspekt der Ritualisierung von Kopräsenz (vgl. dazu auch die Hinweise bei Senft 1995, S. 1f.).
- 45 Malinowski 1972, S. 150.

- 46 Malinowski 1972, S. 151; Hervorhebung im Original.
- 47 Dieser Effekt von Ritualisierung ist für die Evolution der Differenz von Interaktion und Gesellschaft von einiger Bedeutung und oft beschrieben worden (vgl. prominent die Theorie der »interaction ritual chains« von Randall Collins, knapp skizziert in Collins 2020, S. 478ff.). Wir kommen auf diese Differenz noch zurück (s.u. Kap. 3, WO SPRACHE ÜBERALL ZUHAUSE IST: GESELLSCHAFT, BEWUSSTSEIN, LEBEN UND RECHNER).
- 48 Goffman 1971b. Vgl. zum Begrüßen auch Birkner et al. 2020, S. 60ff. S. auch noch u. Kap. 4, MEHR ALS NUR SPRECHERWECHSEL: AUFGABEN IN DER VERBALEN INTERAKTION.
- 49 »Paarsequenzen« stellen eine der prominenten Entdeckungen der Konversationsanalyse dar (vgl. dazu z.B. die Hinweise bei Birkner et al. 2020, S. 242ff.; s. auch noch u. Kap. 4, MEHR ALS NUR SPRECHERWECHSEL: AUFGABEN IN DER VERBALEN INTERAKTION).
- 50 Goffman 1983, S. 2; Hervorhebung von uns. Vgl. auch Knorr Cetina 2009, S. 74.
- 51 Knorr Cetina 2013, S. 73.
- 52 Das macht Zeigeaktivitäten interaktionstheoretisch so interessant: vgl. Hausendorf 1995; 2003; vgl. aus anthropologischer Sicht Tomasello 2017, S. 73ff. S. dazu auch noch u. Kap. 3, RESSOURCEN MULTIMODALER INTERAKTION: SPRACHE, KÖRPER UND ARCHITEKTUR.
- 53 Auf die evolutionäre Bedeutung von Konventionen im Sinne gemeinsam geteilter Kommunikationsmittel geht Michael Tomasello ein (vgl. 2017, S. 115ff.).
- 54 Die Einsicht in die hier sogenannte »metakommunikative Konfiguration von Kopräsenz« (s.o. Abb. 9) verdankt sich dem Austausch mit Johanna Jud und den von ihr im Rahmen ihres Dissertationsprojektes (vgl. Jud i.Vorb.) vorgenommenen Untersuchungen.
- 55 Mehler 2010, S. 107.
- 56 Schmidt und Herrgen 2011, S. 58.
- 57 Vgl. Lanwer 2015, S. 1.
- 58 Kritisch zur Gleichsetzung von Gleichörtlichkeit (»co-location«: »being in«) und Kopräsenz (»being with«): Zhao und Elesh 2008, S. 569ff.
- 59 Vgl. Heintz 2015, S. 236.
- 60 Knorr Cetina 2009, S. 63.
- 61 Werron 2014, S. 257 (im Anschluss an den Mediensoziologen John B. Thompson).
- 62 Hinweise dazu bei Hausendorf 2022b.

- 63 Hirschauer 2014, S. 119ff.
- 64 Heintz 2015, S. 236.
- 65 Fischer-Lichte 2006, S. 20.
- 66 S.u. Kap. 3, RESSOURCEN MULTIMODALER INTERAKTION: SPRACHE, KÖRPER UND ARCHITEKTUR.
- 67 Vgl. Knorr Cetina 2009.
- 68 S.u. Kap. 4, DAS PROBLEM DER SITUIERUNG: KO-ORIENTIERUNG, KO-ORDINATION UND KO-OPERATION.
- 69 Knorr Cetina 2009, S. 74.
- 70 Schütz 1972a.
- 71 Goffman 1983, S. 2ff.
- 72 So z.B. bei Heintz 2015, S. 236.
- 73 Due und Licoppe 2020, S. 6.
- 74 Arminen et al. 2016, S. 293.
- 75 Gibson 1977.
- 76 Zhao 2003. S. dazu u. Kap. 5, TELEKOPRÄSENZ: ANWESENHEIT AUS DER FERNE.
- 77 Goffman 1963, S. 16.
- 78 Knorr Cetina 2009, S. 69.
- 79 Hirschauer 2014.
- 80 Heintz 2015, S. 237; Hervorhebungen im Original.
- 81 Heintz 2015, S. 238.
- 82 Heintz 2015, S. 238.
- 83 Schmitt und Hausendorf 2021.
- 84 S. dazu u. Kap. 3, RESSOURCEN MULTIMODALER INTERAKTION: SPRACHE, KÖRPER UND ARCHITEKTUR.
- 85 Kritisch dazu Meyer 2014b.
- 86 Dies schließt an Meyer 2014b, S. 339f., an, der eine Formulierung von Alfred Schütz und Thomas Luckmann aufgreift.
- 87 Meyer 2014a, S. 96, 99.
- 88 Vgl. dazu den instruktiven Überblick über die sogenannte soziologische »human-only tradition« bei Cerulo 2009, S. 532ff.
- 89 Meyer 2014b, S. 339.
- 90 Meyer 2014b, S. 340.
- 91 Die Zitate stammen aus Heintz 2015, S. 238.
- 92 So lautet der Titel eines gleichnamigen Übersichtsartikels von Christian Meyer (vgl. 2014a).

- 93 Das Beispiel stammt von Kenan Hochuli. Vgl. dazu Hochuli und Streeck 2022.
- 94 Vgl. Bergmann 1988.
- 95 Meyer 2014b, S. 340. Vgl. aus linguistischer Perspektive neuerdings auch die Beiträge in Lind 2022. S. zu dieser Diskussion u. Kap. 5, INTERAKTIONSFÄHIGKEIT: WER KANN KOPRÄSENT SEIN?
- 96 Luhmann 1984b, S. 429, vgl. auch S. 564.
- 97 S.u. Kap. 3, WO SPRACHE ÜBERALL ZUHAUSE IST: GESELLSCHAFT, BEWUSSTSEIN, LEBEN UND RECHNER.
- 98 Luhmann 1984b, S. 552f.
- 99 Luhmann 1984a, S. 81. Vgl. dazu auch Luhmann 1984a, S. 232; Heintz 2015.
- 100 So Luhmann 2005, S. 25, in enger Anlehnung an Goffman.
- 101 So z.B. Knorr Cetina 2009 und viele der Beiträge in Heintz und Tyrell 2015.
- 102 Koch und Oesterreicher 2007; vgl. auch die Beiträge in Feilke und Henning 2016. Vgl. ähnliche Gegenüberstellungen aus soziologischer Sicht bei Cerulo und Ruane 1998.

Kopräsenz und Sprache: Sprechen-und-Zuhören und mehr

- 1 S.o. Kap. 2, MYTHOS KOPRÄSENZ: RAUM-ZEIT-APRIORI, STILISIERUNG VON UNMITTELBARKEIT, »AGENCY«-IDEALISIERUNG.
- 2 Ein Beleg dafür findet sich bei Pierre Bourdieu, der der Konversationsanalyse vorhält, die Interaktion als »Staat im Staat« zu behandeln (Bourdieu 1990, S. 46). Vgl. explizit auch Hirschauer 2014, S. 111f. und Meyer 2014b, S. 322.
- 3 Dieses Verständnis von »Medium« unterscheidet sich vom Medienbegriff in der linguistischen Pragmatik, der in der Regel auf »technische Hilfsmittel der Kommunikation« abhebt (Habscheid 2000b, S. 139).
- 4 Wir lehnen uns im Folgenden an die Darstellung in Hausendorf 2015, S. 48–51, an.
- 5 Luhmann 1984b, S. 16
- 6 Rechner (Computer) stellen in der Übersicht also nur ein Beispiel für technikbasierte Systeme dar, zu denen auch Maschinen, Automaten oder Roboter gehören (vgl. die Bemerkungen zur Terminologie bei Brommer und Dürscheid 2021, S. 11ff.).
- 7 Den Bezug zur Technik stellt Luhmann selbst an dieser Stelle nicht her – wie überhaupt die Rolle von Technik in diesem Stadium der Theo-

rientwicklung (noch) keine Rolle zu spielen scheint (vgl. aber später die Konzeption von Technik als »evolutionärer Errungenschaft« in Luhmann 1997a, S. 517ff., wobei aber auch dann nicht der Bezug zu »Maschinen« als eigenständigen Systemen hergestellt wird). Der Bezug auf Technik liegt u. E. an dieser Stelle gleichwohl nahe, um die spezifische Charakteristik des Funktionszusammenhangs zu illustrieren und um zugleich zu zeigen, wie mit »lernender Technik« die Grenzen sowohl zu Kommunikation als auch zu Bewusstsein (»künstliche Intelligenz«) neu herausgefordert werden (vgl. zum dabei vorausgesetzten soziologischen Verständnis von Technik und zur Konstitution von Maschinen durch Technik die Hinweise bei Nassehi 2019, S. 197, 205ff., 234ff.; vgl. auch Rammert und Schulz-Schaeffer 2002b, S. 14ff.). Wir kommen auf diesen Zusammenhang zum Schluss dieses Essays noch einmal zurück (s.u. Kap. 5, RE-FIGURATIONEN VON KOPRÄSENZ DURCH KOMMUNIKATIONSTECHNOLOGIE).

- 8 Luhmann 1984b, S. 18.
- 9 S. dazu u. Kap. 4, MEHR ALS NUR SPRECHERWECHSEL: AUFGABEN IN DER VERBALEN INTERAKTION.
- 10 Vgl. dazu den Überblick über die neuere Disziplingeschichte der Sprachwissenschaft und die weiterführenden Hinweise bei Habscheid 2014.
- 11 Bettina Heintz spricht im Anschluss an Hartmann Tyrell von »zweierlei Differenzierung« in der Systemtheorie, um den Unterschied zwischen funktionaler Differenzierung zwischen Teilsystemen (wie Recht, Wirtschaft, Politik, Wissenschaft und Kunst) und der Differenzierung von Ebenen der Systembildung zu betonen, zu der die Unterscheidung von Interaktion, Organisation und Gesellschaft gehört. Die funktionale Differenzierung und die Differenzierung der Systembildung liegen gleichsam quer zueinander (Heintz 2015, S. 231).
- 12 Luhmann 2014, S. 7.
- 13 Luhmann 2014, S. 22.
- 14 Das ist die systemtheoretische Antwort auf das sogenannte Mikro-Makro-Problem, das Stephan Habscheid am Beispiel der Gesprächsforschung dargelegt hat (vgl. Habscheid 2000a) und das vor allem für »mikrosoziologische« Ansätze eine Herausforderung darstellt (vgl. auch die Hinweise bei Keating 2006a, S. 330ff.). Für Luhmann geht das Mikro-Makro-Problem auf eine »vermutlich von theoretisch unbegabten Amerikanern erfundene Unterscheidung« zurück (Luhmann 1997c, S. 30; vgl. dazu auch Hausendorf 2002a).

- 15 S.u. Abschnitt IV.; s. auch o. Kap. 2, MYTHOS KOPRÄSENZ: RAUM-ZEIT-APRIORI, STILISIERUNG VON UNMITTELBARKEIT, »AGENCY«-IDEALISIERUNG.
- 16 Vgl. dazu aus nicht systemtheoretischer und in diesem Sinne unverdächtigter Perspektive Konrad Ehlichs Ausführungen zu »schriftlicher Kommunikation«: Ehlich 1994.
- 17 Das kann im vorstehenden Zusammenhang nur auf sehr ausschnittshaften Weise geschehen, die dem Forschungsstand in der linguistischen Pragmatik speziell zur institutionellen Kommunikation nicht gerecht wird, zumal in den Bereichen, in denen es auch in theoretischer Hinsicht auf das Besondere von Organisationen ankommt (vgl. dazu die Hinweise z.B. bei Habscheid 2003 und Domke 2006 sowie die Beiträge in Menz und Müller 2008 und Habscheid et al. 2018).
- 18 Der Sachverhalt ist noch etwas komplizierter, weil man natürlich auch »Mitgliedschaft« nicht als eine kommunikationsexterne Bedingung konzipieren darf, sondern erklären können muss, dass und wie sie durch Entscheidungskommunikation fortwährend hervorgebracht wird. Vgl. dazu mit weiterführenden Hinweisen Hausendorf 2008a, S. 83ff. Wir übernehmen im Folgenden Textfragmente eines in diesem Aufsatz bereits publizierten Gedankengangs (S. 71f., 80, 87f.).
- 19 Für Niklas Luhmann, aber auch schon für Max Weber, ist die in Aktenordnern sich manifestierende Kommunikation der paradigmatische Fall, den man bei Organisationen vor Augen haben muss (vgl. dazu Baecker 1999, S. 137).
- 20 Luhmann 1997a, S. 813f., ähnlich auch schon Luhmann 1984b, S. 55ff.
- 21 Luhmann 2014, S. 15; Hervorhebung im Original.
- 22 Luhmann 2014, S. 15, so genannt im Anschluss an transzendentaltheoretische Ansätze.
- 23 Luhmann 2014, S. 15.
- 24 Das wird uns noch beschäftigen: s.u. Kap. 5, INTERAKTIONSFÄHIGKEIT: WER KANN KOPRÄSENT SEIN?
- 25 Luhmann 2014, S. 18.
- 26 S. dazu o. Kap. 2, KOPRÄSENZ ALS KOMMUNIKATIONSBEDINGUNG: INTERAKTION UND WAHRNEHMUNGSWAHRNEHMUNG.
- 27 Die Formulierung schließt an Konrad Ehlichs Überlegungen zur »Verdauung« der Kommunikation an (vgl. Ehlich 1994).
- 28 S. dazu o. Kap. 1, WENN KOPRÄSENZ ZUM PROBLEM WIRD.

- 29 Darauf kommen wir zum Abschluss dieses Essays noch zurück: s.u. Kap. 5, TELEKOPRÄSENZ: ANWESENHEIT AUS DER FERNE.
- 30 Dieser Gedankengang überschneidet sich mit dem Pandemiekommentar in Hausendorf 2020b.
- 31 Luhmann 1975, S. 11; Hervorhebung von uns.
- 32 Luhmann 1984b, S. 588.
- 33 Vgl. dazu die einleitende Skizze in Hausendorf 2023, an die wir uns im Folgenden anlehnen.
- 34 Luhmann 1996, S. 11; Hervorhebung im Original.
- 35 Luhmann 1996, S. 33.
- 36 Polenz 1994, S. 18, vgl. auch S. 20.
- 37 Vgl. dazu Ukena 1977; Polenz 2000, S. 129f.
- 38 Faulstich 1998, S. 234, vgl. auch S. 299.
- 39 Vgl. Merten 1994, S. 150–153.
- 40 Das ist in der soziologischen Auseinandersetzung mit dieser Trias oft hervorgetreten (vgl. dazu nur die Beiträge in Heintz und Tyrell 2015).
- 41 Vgl. dazu die Dissertation von Christoph Hottiger mit der Untersuchung von interaktiven Praktiken der gemeinsamen Lektüre von Ausstellungstexten (Hottiger 2023).
- 42 Umriss einer solchen Abhandlung finden sich in Hausendorf et al. 2017.
- 43 Das gilt natürlich nur, solange das gesprochene Wort nicht als »sekundäre Oralität« (Ong 1982) konserviert und auf diese Weise auch außerhalb von Kopräsenzsituationen eingesetzt wird – wie etwa auf dem Anrufbeantworter oder im Radio.
- 44 Ricœur 2005, S. 81.
- 45 Ich verdanke dieses Beispiel einer Teilnehmerin einer meiner textlinguistischen Lehrveranstaltungen. Eine ausführliche Analyse dieses Beispiels, auf die wir im Folgenden zurückgreifen, findet sich in Hausendorf 2016a, S. 26–32.
- 46 Luhmann 1996, S. 14.
- 47 Dazu gehören die Vertrautheit (z.B. mit dem Lektürekontext innerfamiliärer Kommunikation) und die Wahrnehmungsevidenz in der Lektüresituation, in der der Zettel (z.B. auf dem Küchentisch) vorgefunden und gelesen wurde.
- 48 Vgl. dazu die Ausführungen in Hausendorf 2016a, S. 36ff.
- 49 Diese Schwellen der Textkommunikation bezeichnen die Lesbarkeitsmerkmale, die als evolutionäre Errungenschaften der Kommunikation mit und durch Schrift gelten können. Sie markieren die Erfordernisse,

- die in und mit Texten durch Lesbarkeitshinweise erfüllt werden müssen (vgl. dazu und zu den konkreten Merkmalen die Ausführungen in Hausendorf et al. 2017, S. 107ff.).
- 50 Situation und Kontext sowie Wahrnehmung und Vertrautheit sind mit und über Sprache hinaus die grundlegenden Lesbarkeitsressourcen (Hausendorf et al. 2017, S. 69ff.).
 - 51 S.o. WO SPRACHE ÜBERALL ZUHAUSE IST: GESELLSCHAFT, BEWUSSTSEIN, LEBEN UND RECHNER, IV.
 - 52 Die Rekonstruktion der Interaktionseröffnung und -beendigung gehört zu den frühesten Leistungen der Konversationsanalyse. Wir kommen darauf noch zurück (s.u. Kap. 4, MEHR ALS NUR SPRECHERWECHSEL: AUFGABEN IN DER VERBALEN INTERAKTION).
 - 53 Wir beziehen Benutzbarkeit im Folgenden auf Architektur als Ressource multimodaler Interaktion. Diese Beschränkung soll nicht darüber hinwegtäuschen, dass Benutzbarkeit natürlich auch auf *Technik* bezogen werden kann und dass Technik allgemein als eine weitere eigenständige Ressource der Interaktion gelten kann (s. dazu mit Blick auf Technik und Maschinen Abb. 10; s. am Beispiel der Kommunikationstechnologie u. Kap. 5, RE-FIGURATION VON KOPRÄSENZ DURCH KOMMUNIKATIONSTECHNOLOGIE).
 - 54 S.o. Anm.32.
 - 55 S.o. WO SPRACHE ÜBERALL ZUHAUSE IST: GESELLSCHAFT, BEWUSSTSEIN, LEBEN UND RECHNER, III.
 - 56 Vgl. Luhmann 1984b.
 - 57 Vgl. Hausendorf et al. 2017, S. 30ff.
 - 58 Vgl. dazu auch die viel zitierten »affordances« aus der Tradition der »ecological psychology« (Gibson 1977).
 - 59 Hausendorf und Kesselheim 2016.
 - 60 Vgl. Schmidt 2012.
 - 61 Nur vorsorglich sei hinzugefügt, dass wir mit »Teilhabe« (und »Partizipation«) hier die vertrautheitsabhängige Teilhabe an einer sozialen Praxis verbinden, nicht die Programmatik einer »Architektur ohne Architekten« (vgl. dazu Zepp 2023, S. 172ff.).
 - 62 Vgl. Hausendorf und Schmitt 2018.
 - 63 Die Liste der Ressourcen der Interaktion ist nicht vollständig. Wie schon erwähnt, wäre mindestens Technik als weitere Ressource hinzuzufügen, was sich im Übrigen gut mit dem Verständnis von Technik als »evolutionärer Errungenschaft« trifft (s.o. Anm. 7) – auch Sprache, Körper und

Architektur sind evolutionäre Errungenschaften, die als solche auf die Konfiguration von Kopräsenz zurückwirken. Wir kommen darauf zum Abschluss am Beispiel neuer Kommunikationstechnologien zurück (s.u. Kap. 5, RE-FIGURATIONEN VON KOPRÄSENZ DURCH KOMMUNIKATIONSTECHNOLOGIE).

- 64 S.u. Kap. 4, MEHR ALS NUR SPRECHERWECHSEL: AUFGABEN IN DER VERBALEN INTERAKTION.
- 65 Wir greifen hier in modifizierter Form einen bereits publizierten Gedankengang auf und verwenden dabei Textfragmente aus früheren Arbeiten (vgl. Hausendorf 2009, S. 191–196; 2015, S. 52ff.).
- 66 Vgl. Luhmann 1984b, S. 209.
- 67 Vgl. auch das viel diskutierte und schillernde Konzept des »embodiment« (s.u.). Auch ist vorgeschlagen worden, an dieser Stelle auf den Begriff des Leibes zurückzugreifen (vgl. Streeck 2013; Hausendorf 2015 und weitere Hinweise bei Loenhoff 2002).
- 68 Dazu gehören z.B. Phänomene der Beeinträchtigung wie etwa der Kontrollverlust beim Sprechen durch übermäßigen Alkoholkonsum (vgl. Hausendorf 1997).
- 69 Vgl. dazu z.B. das »Prinzip Anschauung« bei Weinrich 1993, S. 18.
- 70 Ehlich 1994, S. 19.
- 71 Vgl. kritisch dazu Giesecke 1992.
- 72 Hausendorf 2007b.
- 73 Vgl. Luhmann 1969.
- 74 Wir kommen darauf zurück, wenn wir uns auf die Prägung der Interaktion durch Sprache und die Spezifik verbaler Interaktion im Sinne der Lösung spezifischer Probleme konzentrieren (s.u. Kap. 4, MEHR ALS NUR SPRECHWECHSEL: AUFGABEN IN DER VERBALEN INTERAKTION).
- 75 Saussure 1967, S. 146; vgl. auch Luhmanns Begriff von Medium und Form, an den wir dabei anschließen: Luhmann 1997a, S. 195ff.
- 76 Vgl. Luhmann 1984b, S. 209.
- 77 Luhmann 1997a, S. 92; vgl. auch Srubar 2005.
- 78 Einen anschaulichen Ein- und Überblick gibt Jürgens 2003.
- 79 Jürgens 2003, S. 40.
- 80 Frühere Fassungen der folgenden Überlegungen finden sich bei Hausendorf und Murasov 1994; Hausendorf 1997.
- 81 Barthes 1990, S. 271.
- 82 Assmann 1995, S. 238. Demzufolge kommt es zu einer »wilden Semiose«, wenn sich die Materialität der Zeichen bemerkbar macht (S. 240ff.). Wir

- haben am Beispiel des Lallens eines Betrunkenen analysiert, wie die Körperlichkeit des Sprechens relevant und Teil einer solchen »wilden Semiose« werden kann (vgl. Hausendorf und Murasov 1994).
- 83 S.u. Kap. 5.
- 84 Ein Rückblick findet sich bei McElvenny und Ploder 2021. Vgl. insbesondere das für die frühe videobasierte Interaktionsforschung sehr einflussreiche »Natural History of an Interview«-Projekt (initiiert 1955/56) und die Hinweise dazu bei Leeds-Hurwitz und Kendon 2021 und Mondada 2021b.
- 85 Vgl. Hausendorf 2016b.
- 86 Vgl. dazu die kritischen Bemerkungen von Reinhold Schmitt (2015).
- 87 S.u. Kap. 4, MEHR ALS NUR SPRECHERWECHSEL: AUFGABEN IN DER VERBALEN INTERAKTION.
- 88 Bar-Hillel 1970, S. 275. Ähnlich heißt es bei Adam Kendon: »[C]ommunication in interaction is a continuous, multichannel process« (Kendon 1990c, S. 15). Vgl. auch Cheang 1990, S. 63.
- 89 Dazu ist nicht nur von Multimodalität, sondern neuerdings auch von Multisensorialität die Rede. Vgl. dazu Mondada 2021a am Beispiel der interaktiven Konstitution des »Geschmacks« beim Verköstigen von Käse.
- 90 Luhmann 1997a, S. 211.
- 91 Luhmann 1997a, S. 505.
- 92 Hausendorf 2003, S. 257.
- 93 S.u. Kap. 4, DAS PROBLEM DER SITUIERUNG: KO-ORIENTIERUNG, KO-ORDINATION UND KO-OPERATION.
- 94 Vgl. Hausendorf 2003. S. dazu auch o. Kap. 2, KOPRÄSENZ ALS KOMMUNIKATIONSBEDINGUNG: INTERAKTION UND WAHRNEHMUNGSWAHRNEHMUNG.
- 95 Luhmann 1997b, S. 814.
- 96 Für uns gehört deshalb der Raum mit seiner Architektur in den Kontext der Multimodalitätsforschung (vgl. dazu Schmitt und Hausendorf 2021).
- 97 Vgl. Lawrence und Low 1990.
- 98 Vgl. dazu Hochuli und Streeck 2022. Dass und wie mit solchermaßen markierten Orten und Plätzen, an die Prozesse der Situierung anknüpfen können, zugleich Prozesse der Positionierung (speziell im Sinne des Erlebens von Zugehörigkeit) verbunden sind und vermutlich von Beginn an verbunden waren, ist in der Soziologie seit Durkheim immer wieder gesehen und betont worden (z.B. bei Tönnies und Simmel: vgl. dazu die Hinweise bei Berger 1995, S. 100f.).
- 99 Vgl. Hausendorf 2020c.

- 100 Vgl. Linke 2012.
- 101 Vgl. Hausendorf und Schmitt 2016a.
- 102 S.o. in diesem Kap., KOPRÄSENZ UND ALTERNATIVE KOMMUNIKATIONSBEDINGUNGEN: LESBARKEIT UND BENUTZBARKEIT.
- 103 Explizit findet sich das bei Fischer 2009.
- 104 S.o. in diesem Kap., KOPRÄSENZ UND ALTERNATIVE KOMMUNIKATIONSBEDINGUNGEN: LESBARKEIT UND BENUTZBARKEIT.
- 105 Vgl. Kruse und Graumann 1978.
- 106 Luckmann 1986, S. 201ff.; Hervorhebung im Original.
- 107 Luckmann 1986, S. 204.
- 108 Luckmann 1986, S. 206.
- 109 Vgl. Hausendorf 2012b, S. 168f., Anm. 29.
- 110 Die Formulierung lehnt sich an Luhmann 1984b, S. 588, an.
- 111 Vgl. Hausendorf 2020a.
- 112 Vgl. Hausendorf 2020c; Hausendorf et al. 2021. Vgl. zu »Schulbauten« und Bildungsarchitektur aus einer diskursanalytischen Perspektive auch Zepp 2023.
- 113 Vgl. Hausendorf 2021b.
- 114 Vgl. Hausendorf und Schmitt 2016b.
- 115 Vgl. Hausendorf 2008b; Hausendorf 2012b.
- 116 Vgl. Hausendorf und Müller 2016.
- 117 Vgl. Hausendorf 2022a.
- 118 Vgl. Hausendorf und Schmitt 2018.
- 119 Wir kommen darauf noch zurück: S.u. Kap. 4, DIE UNWAHRSCHEINLICHKEIT DER INTERAKTION.
- 120 Das wäre ein eigenes Thema. Hinweise dazu finden sich z.B. bei Knoblauch 2016; Hauser 2019. Weitgehend ohne Bezug auf diese (architektur- und interaktions-)soziologische Relevanz der Thematik bleiben dagegen die Ausführungen bei Gumbrecht 2020.
- 121 Vgl. Jucker et al. 2018. Wir kommen darauf noch zurück, wenn wir auf das Interaktionsproblem der Situierung zu sprechen kommen (s.u. Kap. 4, DAS PROBLEM DER SITUIERUNG: KO-ORIENTIERUNG, KO-ORDINATION UND KO-OPERATION).
- 122 Bei Müller und Bohle 2007, S. 154, wird deshalb im Anschluss an die Pionierarbeiten der frühen Interaktionsforschung eine Unterscheidung zwischen »Räumen« gemacht, »die durch signifikante Objekte vorstrukturiert werden, und solchen, die durch Menschen in Interaktionen frei

- strukturiert werden«. Zu signifikanten Objekten in diesem Sinne gehört dann z.B. die »Anordnung von Sitz- und Stehgelegenheiten« (S. 154).
- 123 Linke 2012.
- 124 Das wird am Beispiel von Seminarräumen und Hörsälen in Hausendorf 2012b und Hausendorf 2012a gezeigt.
- 125 Vgl. Hausendorf 2012b; Hausendorf und Kesselheim 2016.
- 126 Vgl. Schroer 2007; Fischer und Delitz 2009; Delitz 2010; Steets 2010.
- 127 Der Ausdruck stammt von Reinhold Schmitt (vgl. Schmitt 2013 und Hausendorf und Schmitt 2016a).

Kopräsenz und verbale Interaktion: Interaktionsprobleme und ihre Lösung

- 1 S.o. Kap. 1.
- 2 Luhmann bezieht die »These der Unwahrscheinlichkeit« nicht auf Interaktion, sondern Kommunikation (s. dazu u. V.). Von der Unwahrscheinlichkeit der Interaktion ist sinngemäß auch bei Peter A. Berger die Rede (Berger 1995), wenn es heißt: »Anwesenheit: Die Herstellung des Unwahrscheinlichen« (S. 99). Dabei geht es aber nicht um die prinzipielle Unwahrscheinlichkeit der Interaktion, sondern um das »*Problematischwerden* von *Anwesenheit* in modernen Gesellschaften« (S. 103, Hervorhebung im Original).
- 3 Vgl. dazu auch Peter Auer's Einführung in den Forschungsbereich der Konversations- und Gesprächsanalyse, die nicht zufällig den Titel »Sprachliche Interaktion« trägt (Auer 2013b).
- 4 Vgl. dazu für den deutschsprachigen Kontext etwa Stukenbrock 2013; Imo und Lanwer 2019; Birkner et al. 2020.
- 5 Wallace 2009.
- 6 Wallace 2009, S. 8 (Übersetzung von uns).
- 7 Wallace 2009, S. 3f.
- 8 Vgl. Luhmann 1981b.
- 9 Seit einigen Jahren hat die Audio- und Videoaufzeichnung die Audioaufzeichnung als Standarderhebungstechnologie abgelöst – mit weitreichenden Folgen (vgl. dazu Schmitt 2006 und mit einer eigenen Epistemologie des »Zeigens« Mohn 2023).
- 10 Einen guten Einblick in die Vor- und Frühgeschichte der Arbeit mit audiovisuellen Daten bieten die Beiträge in McElvenny und Ploder 2021.

- 11 Das hat sich mit der Weiterentwicklung der Technologie (insbesondere der Digitalisierung der Videographie) und der Erschließung neuer Gegenstandsbereiche (zu denen etwa die Räumlichkeit der Interaktion gehört) deutlich verändert. Vgl. dazu z.B. die Beiträge in Heinrich et al. 2021.
- 12 Das Stichwort dafür ist Telekopräsenz. S. dazu u. Kap. 5, TELEKOPRÄSENZ: ANWESENHEIT AUS DER FERNE.
- 13 Die Art und Weise, wie innerhalb der soziologischen Systemtheorie über Interaktion reflektiert wird, erwächst in diesem Sinne in der Regel aus eigenen Erfahrungen mit Interaktionssituationen, die vor dem Hintergrund theoretisch abgeleiteter Prämissen illustrierend kommentiert werden. Auch in der Interaktionssoziologie Goffmans beruht die Vorgehensweise häufig auf einem Mix aus Theorie und Alltagserfahrungen, wobei hier der teilnehmenden Beobachtung bzw. beobachtenden Teilnahme im Sinne einer »naturalistischen« Feldforschung eine viel größere Bedeutung zukommt (vgl. dazu Goffman 1996; Raab 2022).
- 14 Vgl. dazu neuere Konzepte ethnographischer Forschung innerhalb der Soziologie (Überblick und Vertiefung bei Breidenstein et al. 2015; Pöferl und Schröder 2022) und Linguistik (Hinweise z.B. bei Auer 1995; Hinnenkamp 2022). Ein beeindruckendes Beispiel für intervenierende Beobachtung liefern die berühmten Krisenexperimente von Harold Garfinkel (vgl. 1967).
- 15 Im Sinne von Schmitt 1992.
- 16 Vgl. Bergmann 2007. Der Begriff der Registrierung ist nicht so naiv gemeint, wie es klingen mag. Es ist wohl »eine fixe Idee«, »[d]ass soziales Geschehen fixierbar sei«, wie Bina Elisabeth Mohn kritisch anmerkt (2023, S. 44). Trotzdem bleibt zu klären, was die Datenerzeugung qua Audio- und Videoaufzeichnung von anderen Verfahren wie der teilnehmenden Beobachtung oder dem Interview unterscheidet.
- 17 Bergmann 2007, S. 34: »Wer darauf insistiert, dass nur Ereignisdokumente als empirisches Material zulässig sein können, gerät leicht in den Verdacht von »tape fetishism« oder Authentizitätsnostalgie [...], doch das Ausgangsmotiv dieser methodischen Entscheidung ist zunächst gerade nicht der naive Glaube an das natürlich »Gegebene« (=Daten), sondern das dekonstruktivistische Manöver der Ethnomethodologie, »das Gegebene« in Prozesse seiner lokalen, situativen Produktion aufzulösen.«

- 18 Vgl. dazu die weiterführenden Hinweise bei Ayaß 2015. Unsere Argumentation folgt in Teilen der Darstellung in Hausendorf 2016b, S. 217–222, 229.
- 19 Vgl. dazu die aktuelle Version des »Gesprächsanalytische[n] Transkriptionssystem[s]«: Selting et al. 2009.
- 20 Die Metapher stammt von Ulrich Oevermann (vgl. Oevermann et al. 1979).
- 21 Bergmann und Drew 2018, S. 2.
- 22 Selting et al. 2009, S. 356f. (Anm. 2).
- 23 Vgl. Auer 2013a, S. 1f.
- 24 Vgl. z.B. die Beiträge in Birk et al. 2009.
- 25 Kuhn 1976, S. 25.
- 26 S. dazu das o. unter III. wiedergegebene Zitat von Jörg Bergmann und Paul Drew.
- 27 Kuhn 1976, S. 25.
- 28 Schegloff und Sacks 1973.
- 29 Schegloff und Sacks 1973, S. 290.
- 30 Schegloff und Sacks 1973, S. 291.
- 31 Luhmann 1981a.
- 32 Luhmann 1981a, alle Zitate auf S. 25f.
- 33 Vgl. https://www.youtube.com/watch?v=8_f16t1JGHo (letzter Zugriff am 01.05.2024).
- 34 In englischsprachigen Publikationen zum »Situierungs«-Problem ist entsprechend von »situational«, »local« oder »spatial anchoring« die Rede (vgl. z.B. Hausendorf 2013; Hausendorf und Schmitt 2022). Von »deictic anchorage of utterances« spricht aus psycholinguistischer Perspektive Rommetveit 1972, S. 185ff.
- 35 Anders ist das bei Goffman, bei dem die Situierung von Anfang an zu den grundlegenden Konzepten zählt (vgl. allgemein die Prominenz des Situationsbegriffes z.B. im Titel eines programmatischen Aufsatzes: Goffman 1964, und den wiederholten Hinweis auf »situated activities« als Grundbegriff: Goffman 1963, S. 21).
- 36 S.o. Kap. 2, MYTHOS KOPRÄSENZ: RAUM-ZEIT-APRIORI, STILISIERUNG VON UNMITTELBARKEIT, »AGENCY«-IDEALISIERUNG.
- 37 Ich greife an dieser Stelle eine schon an anderer Stelle publizierte Sicht auf den Forschungsstand auf (Hausendorf 2010; Hausendorf und Schmitt 2018; Hausendorf und Schmitt 2022).
- 38 Bühler 1982. S. 126.

- 39 Bühler 1982, S. 126. Vgl. für die neuere Diskussion z.B. Stukenbrock 2015 und als Überblick Auer und Stukenbrock 2022.
- 40 Vgl. Hanks 1990.
- 41 Vgl. aber kritisch zu diesem Vorwurf und mit einer Art Rehabilitation des Bühler'schen Konzepts Auer und Stukenbrock 2022.
- 42 Vgl. dazu Hausendorf 2003.
- 43 Vgl. Goffman 1964, S. 133.
- 44 Dies Argument wird in Hausendorf 1995 und Hausendorf 2003 entwickelt. Es gibt dem Zeigen eine besondere Relevanz für die Onto- und Phylogenese von Kopräsenz. In den Theorien des Sprachursprungs findet das ein Echo in Thesen vom gestischen Ursprung der Sprache (vgl. als Überblick dazu etwa Hewes 1996).
- 45 Genau das kann man nicht zufällig mit dem Aufkommen *mobiler* Telefontergeräte vermehrt beobachten (vgl. dazu die Hinweise bei Stefani et al. 2012).
- 46 So formuliert es aus der Perspektive der Theaterwissenschaft (und mit Bezug auf den Kirchenraum) Erika Fischer-Lichte (vgl. 2006, S. 20).
- 47 Die Ausblendung der situativen Einbettung des Gesprochen-Gehörten ist die Kehrseite der analytischen Fruchtbarkeit der Transkription, wie wir sie o. in diesem Kapitel beschrieben haben (s.o. DIE UNWAHRSCHEINLICHKEIT DER INTERAKTION, III.). Angesichts einer zunächst weitreichenden Konzentration auf Telefongespräche fiel diese Ausblendung vor allem visueller Erscheinungsformen der Interaktion lange nicht ins Gewicht.
- 48 Vgl. dazu z.B. Adam Kendons Analyse von Begrüßungen auf einer Gartenparty: Kendon 1990a; vgl. auch die Pionierarbeiten von Hall 1969; Schefflen und Ashcraft 1976; Birdwhistell 1990.
- 49 Vgl. dazu z.B. Schegloff 1972 und die Hinweise bei Stefani et al. 2012, S. 4ff.
- 50 Hausendorf 2013. Vgl. auch die Überblicksdarstellungen bei Mondada 2007; Schmitt und Deppermann 2007; Hausendorf et al. 2012; Stefani et al. 2012; Mondada 2013; Schmitt 2013, Kap. 4, 5 und 6.
- 51 Vgl. dazu auch den Typus der »F-formation«, wie er bei Kendon 1990d beschrieben wird.
- 52 Vgl. dazu die Überblicke bei Schmitt und Deppermann 2007, S. 6f.; McIlvenny et al. 2009; Stefani et al. 2012; Mondada 2013, S. 248f.; Haddington und Oittinen 2022 und die Beiträge in Haddington et al. 2013; Nevile et al. 2014.

- 53 Vgl. Hausendorf 2013 und 2015.
- 54 Kruse und Graumann 1978.
- 55 Von Ko-Orientierung, Ko-Ordination und Ko-Operation ist auch in der einschlägigen Literatur immer wieder die Rede, ohne dass dabei allerdings systematisch auf die Trias von Wahrnehmung, Bewegung und Handlung abgestellt wird (vgl. z.B. Kendon 1990b mit Bezug auf »co-orientation« und Deppermann und Schmitt 2007 mit Bezug auf Ko-Ordination; vgl. zur Ko-Operation z.B. Tomasello 2010 und mit einem engeren Verständnis von »co-operative action« z.B. Goodwin 2018).
- 56 Vgl. dazu z.B. Goffman 1963, S. 24: »Unfocused interaction has to do largely with the management of sheer and mere copresence.« Vgl. auch Ciolek und Kendon 1980; Kendon 1990a, S. 153.
- 57 Vgl. Hochuli und Streeck 2022.
- 58 Goffman hat in anderem Zusammenhang auch von »civil inattention« gesprochen, um die positive Leistung des Vermeidens weitergehenden Engagements zu betonen (Goffman 1963, S. 84; Goffman 1971c; vgl. dazu auch die Hinweise bei Birkner et al. 2020, S. 34).
- 59 Vgl. dazu Hausendorf und Schmitt 2022, S. 450ff., die analysieren, wie Studierende beim Betreten eines sich allmählich füllenden Hörsaals untereinander »civil inattention« wahren, auch wenn sie sich beim Besetzen der Sitzreihen untereinander ausweichen und mit ihrem Geh- und Aufstehverhalten aufeinander abstimmen (= ko-orientieren und ko-ordinieren) müssen. Die Ko-Operation erschöpft sich gewissermaßen im Verzicht auf weitere Ko-Operation.
- 60 Vgl. Tomasello 1995, S. 105.
- 61 Vgl. Tomasello et al. 1985; Tomasello 1999.
- 62 Vgl. Hausendorf 2013, S. 290.
- 63 S.u. Kap. 5, INTERAKTIONSFÄHIGKEIT: WER KANN »KOPRÄSENT« SEIN?
- 64 Vgl. dazu das »Kooperationsmodell« sozialer Interaktion: Tomasello 2017, S. 83ff. Vgl. konkret auch die zusammenfassenden Hinweise zur Rolle der »Kooperation« mit Blick auf die Anforderungen gemeinsamer Jagd, die sich bei Hildebrand-Nilshon 1980, S. 135, finden.
- 65 Luhmann 1981a. S. dazu o. DIE UNWAHRSCHEINLICHKEIT DER INTERAKTION, V.
- 66 Diese Sichtweise stimmt mit vielen auch nicht speziell interaktionsanalytisch motivierten Deixis-Konzepten überein (vgl. z.B. Kleiber 1983; Mulder 1996; Weinrich 2005, S. 444 und weitere Hinweise bei Hausendorf

- 2003 und 2010). Vgl. im Hinblick auf die Phylo- und Ontogenese auch Tomasello 2006.
- 67 Vgl. Birdwhistell 1990.
- 68 Vgl. Hall 1969; vgl. auch Wegner 1985.
- 69 Vgl. Goffman 1974a, S. 19.
- 70 Vgl. z.B. Loenhoff 2003; Müller und Bohle 2007. Ebenfalls viel zitiert in diesem Kontext wurde der Fall des gemeinsamen Musizierens (vgl. Schütz 1972b).
- 71 S. dazu bereits o. Kap. 3, RESSOURCEN MULTIMODALER INTERAKTION: SPRACHE, KÖRPER UND ARCHITEKTUR.
- 72 S. dazu bereits o. Kap. 3, KOPRÄSENZ UND ALTERNATIVE KOMMUNIKATIONSBEDINGUNGEN: LESBARKEIT UND BENUTZBARKEIT.
- 73 Das Beispiel der Mehrzweckhalle wird in Hausendorf 2010 besprochen.
- 74 S. dazu Hausendorf 2021b und am Beispiel des Hörsaals Hausendorf 2020a.
- 75 S.o. Kap. 3, RESSOURCEN MULTIMODALER INTERAKTION: SPRACHE, KÖRPER UND ARCHITEKTUR.
- 76 Vgl. Streeck et al. 2011; Meyer et al. 2017.
- 77 Weinrich 1993, S. 557.
- 78 Weinrich 1993, S. 563.
- 79 S. dazu ausführlicher o. Kap. 3, KOPRÄSENZ UND ALTERNATIVE KOMMUNIKATIONSBEDINGUNGEN: LESBARKEIT UND BENUTZBARKEIT.
- 80 Vgl. Goffman 1974b.
- 81 Vgl. Kallmeyer und Schütze 1976.
- 82 Das ist nicht unkommentiert geblieben. »Kallmeyer und Schütze haben die Konversationsanalyse aufs Niveau gebracht – jetzt kann sie schauen, wie sie da wieder runterkommt«, hatte Jörg Bergmann (1981, S. 38) in einem wenige Jahre später veröffentlichten Einführungsaufsatz kritisch angemerkt.
- 83 Am nächsten kommt unserem Aufgabenkatalog die Darstellung bei Gülich und Mondada 2008. Sprecherwechsel, Eröffnung und Beendigung (und mit Abstrichen: die Themenorganisation) kommen der Sache nach in fast jeder Einführung in die Konversationsanalyse vor.
- 84 Ich greife an dieser Stelle ein schon an anderer Stelle vorgestelltes Aufgabenmodell auf (vgl. Hausendorf 2007b; Hausendorf 2015). Die Situierung (Wo ist »hier«?) ist in diesem Modell integriert. Man kann sie aber auch als eine Art Keimzelle für alle weiteren Aufgaben betrachten, wenn man nach der Entstehung und Entwicklung von Kopräsenz fragt (s. dazu. o. in

- diesem Kap. DAS PROBLEM DER SITUIERUNG: KO-ORIENTIERUNG, KO-ORDINATION UND KO-OPERATION, Abb. 13: Die Komplexität der Situierung).
- 85 Vgl. dazu nur Gumperz und Hymes 1964; 1972; Goffman 1974b; Gumperz 1982.
- 86 Vgl. Hausendorf 2000b.
- 87 Vgl. dazu mit weiteren Hinweisen Hausendorf 2013; 2015; Hausendorf und Schmitt 2018.
- 88 S. dazu o. Kap. 2, KOPRÄSENZ ALS KOMMUNIKATIONSBEDINGUNGEN: INTERAKTION UND WAHRNEHMUNGSAUFWERKUNG.
- 89 Vgl. Luhmann 1969.
- 90 Offenkundig wirken dabei ganz unterschiedliche Mittel auf ganz unterschiedliche Weise zusammen. In der Konversationsanalyse ist viel Wissen zusammengetragen worden, wie sprachlich und multimodal konditionelle Relevanzen in verschiedene Richtungen etabliert und ausgeprägt werden können. Vieles davon ist inzwischen in der Einführungsliteratur unter dem Schlagwort der Sequentialität aufzufinden (Hausendorf 2007a).
- 91 Die Systematik der Verfahren der Darstellung von Zugehörigkeit folgt Hausendorf 2000b.
- 92 Birkner et al. 2020, S. 32.
- 93 Luhmann 2005, S. 25.
- 94 Sie ist in der Einführungsliteratur inzwischen gut zugänglich. Vgl. z.B. Birkner et al. 2020, S. 32–105, die auch eine Systematisierung der Aufgaben der Interaktionseröffnung, bezogen auf den Übergang von nicht fokussierter zu fokussierter Interaktion, bieten (S. 40f.). Vgl. auch den instruktiven Überblick über die in erster Linie konversationsanalytisch orientierte Literatur bei D'Antoni et al. 2022.
- 95 Vgl. dazu Kendon 1990a.
- 96 Vgl. dazu vor allem die Pionierarbeiten von Edward T. Hall (1969).
- 97 Vgl. Kendon 1990b.
- 98 Vgl. Luhmann 1984b, S. 209.
- 99 Mondada und Schmitt 2010, S. 37.
- 100 Das schließt an Hausendorf und Schmitt 2010, S. 55, an.
- 101 Birkner et al. 2020, S. 33.
- 102 Das ist ein Schwerpunkt der Darstellung bei Birkner et al. 2020.
- 103 Das ist keine bloße Redeweise. Spektakulär dazu ist die Analyse der Begrüßung am Fernseher (vgl. Oevermann 1999), weniger spektakulär und mit vielen weiteren Literaturhinweisen Hausendorf und Schmitt 2010.

- 104 Vorlesungseröffnungen dieser Art werden in Hausendorf 2012a sowie Hausendorf und Schmitt 2010 besprochen. Vgl. Letztere auch zu Eröffnungen allgemein.
- 105 Das lehnt sich einerseits an die neuere Ritualisierungsforschung an, die sich dafür interessiert, wie Vorgänge und Abläufe von den Beteiligten »ritualisiert« werden (Hinweise dazu bei Hausendorf und Schmitt 2019); und andererseits an Goffmans Ritualverständnis vom »bestätigende[n] Austausch«, bei dem sich die Beteiligten ihrer sozialen Beziehung vergewissern, d.h. sie durch die Hervorhebung von Kopräsenz bestätigen und bekräftigen (Goffman 1976, S. 35).
- 106 Roland Barthes beruft sich dazu auf (nicht näher spezifizierte) Untersuchungen von Marcel Mauss (vgl. Barthes 1964, S. 11f.).
- 107 Gemeint ist die Anrede der Adressatin oder des Adressaten im Anschreiben bzw. auf der Ansichtskarte: vgl. Hausendorf 2000a.
- 108 Auch als »face work« bekannt: Vgl. dazu die Hinweise bei Auer 2013b, S. 155ff.
- 109 Dass darin eine wichtige Funktionalität für die Evolution von Kopräsenz besteht, haben wir o. im Kap. 2, KOPRÄSENZ ALS KOMMUNIKATIONSBEDINGUNG: INTERAKTION UND WAHRNEHMUNGSWAHRNEHMUNG, betont (s. dort auch Abb. 9: Konfigurationen reflexiver Aufmerksamkeit).
- 110 S. dazu die Hinweise bei Schmitt 2013, S. 18f.; vgl. auch das Konzept des »communicative project« bei Linell 2001.
- 111 S. dazu o. Kap. 2, KOPRÄSENZ ALS KOMMUNIKATIONSBEDINGUNG: INTERAKTION UND WAHRNEHMUNGSWAHRNEHMUNG.
- 112 Vgl. dazu Auer 2007.
- 113 Birkner et al. 2020, S. 118.
- 114 Vgl. dazu die Hinweise bei Birkner et al. 2020, S. 233ff.
- 115 Vgl. ausführlich dazu Hausendorf 2007a.
- 116 Zur Sequentialität s. auch schon o. Kap. 3, RESSOURCEN MULTIMODALER INTERAKTION: KONFIGURATIONEN VON KOPRÄSENZ DURCH SPRACHE, KÖRPER UND ARCHITEKTUR.
- 117 Schegloff und Sacks 1973, S. 299; vgl. dazu auch Gülich und Mondada 2008, S. 86.
- 118 Diese Systematik von Themahinweisen folgt Hausendorf und Kesselheim 2008, S. 103ff., und Hausendorf et al. 2017, S. 189ff., auch wenn sie sich in diesen Arbeiten nicht auf Interaktion, sondern Textkommunikation bezieht.
- 119 Vgl. Gülich und Mondada 2008, S. 88ff.

- 120 Vgl. Gülich und Mondada 2008, S. 90ff.
- 121 Wir kommen auf die Themaabschlussphase bei der Aufgabe des Beendens noch zurück (s.u. VIII.).
- 122 Einen Überblick mit weiterführenden Literaturhinweisen geben z.B. Gülich und Mondada 2008, S. 85ff.
- 123 Gülich und Mondada 2008, S. 85.
- 124 Birkner et al. 2020, S. 79.
- 125 Meteorologische Erscheinungen (wie das Wetter) gehören vielleicht zu den Universalien thematischer Ressourcen. Vgl. dazu am Beispiel der Thematisierung des Ferienwetters auf Ansichtskarten Hausendorf 2019.
- 126 Vgl. Gülich und Mondada 2008; Birkner et al. 2020, S. 60ff.
- 127 Am Beispiel von Telefongesprächen rekonstruiert bei Schegloff und Sacks 1973, S. 300f.; vgl. auch Schegloff 1986.
- 128 Sacks 1992, S. 41.
- 129 Luhmann 1984b, S. 224.
- 130 Vgl. dazu die Hinweise bei Gülich und Mondada 2008, S. 93f., und allgemein im Hinblick auf die sprachlichen Ressourcen der Themaeführung, -beibehaltung, -weiterführung und -beendigung die Hinweise bei Hausendorf und Kesselheim 2008, S. 103ff.
- 131 Bourdieu 1990, S. 46.
- 132 Goffman 1967, S. 10.
- 133 Tajfel und Forgas 1981, S. 135.
- 134 Strauss 1968, S. 45.
- 135 Leggewie 1996, S. 53.
- 136 Vgl. Hausendorf 2000b.
- 137 In diesem »Wir« manifestiert sich also eine grundlegende Form der Ko-Operation. Hinweise dazu bei Tomasello et al. 1993; Tomasello 1995; 1999; 2017, S. 83f.
- 138 Mit »Gesellschaft« und »sozialen Gruppen« wird hier an das Gesellschaftssystem als das übergeordnete soziale System gedacht, als dessen Vollzug Interaktion gedacht werden muss (s. dazu o. Kap. 3, WO SPRACHE ÜBERALL ZUHAUSE IST: GESELLSCHAFT, BEWUSSTSEIN, LEBEN UND RECHNER).
- 139 Weil man z.B. Ethnizität partout gegenüber Nationalität relevant setzt, wie das in einem Kennenlerngespräch zwischen einer türkischen und einer französischen Studentin im Wohnheim der Fall ist (»aber deine hautfarbe?«): Vgl. dazu die Analyse der entsprechenden Sequenz in Hausendorf 2007b, S. 240ff.

- 140 Diese Begriffe stammen aus der Konversationsanalyse (vgl. Sacks 1992).
Wir kommen darauf weiter unten in diesem Abschnitt noch zurück.
- 141 Das macht sich die Werbung zunutze. Vgl. dazu z.B. die Darstellung von
Italianità in einem Werbespot für eine Nudelsauce (»Weck(t) den Italiener
in Dir«: Hausendorf 2002b).
- 142 Vgl. Bourdieu 1990.
- 143 Diese Systematik folgt dem Modell von Hausendorf 2000b. Dort wird
auch das Konzept der Mitgliedschaftskategorisierung von Harvey Sacks
(vgl. 1992, S. 10ff.) ausführlich dargestellt.
- 144 Vgl. Davies und Harré 1990.
- 145 Vgl. dazu die Analysen bei Hausendorf und Schmitt 2018 und Schmitt und
Hausendorf 2021.
- 146 Vgl. Goffman 2003.
- 147 Czyżewski et al. 1995.
- 148 Mit der Semantik der »Beziehungsdefinition« bzw. des »Beziehungs-
aspektes« der Kommunikation ist eine weitere verwandte Tradition
verbunden, die ebenfalls in der Gesprächsanalyse stark beachtet worden
ist (vgl. Watzlawick et al. 2000 und speziell zur »Imagearbeit in Gesprä-
chen« die viel zitierte Arbeit von Werner Holly [1979], die maßgeblich
zur Rezeption Goffmans in der deutschsprachigen Gesprächsforschung
beigetragen hat; einen neueren Überblick bieten die Beiträge in Linke
und Schröter 2017).
- 149 Vgl. dazu Hausendorf 2011 und zum Konzept der Selbstthematisierung
z.B. Hahn 1982; Hahn und Kapp 1987.
- 150 Z.B. gehört in den Kontext des Positionierens auch das in den letz-
ten Jahren in der Linguistik viel rezipierte Konzept des »stancetaking«
(Englebretson 2007). Es betont das Positionieren unter dem Aspekt
des Einnehmens eines bestimmten Wissens-, Argumentations- und
Geltungsanspruchs.
- 151 Entsprechend gut beschrieben ist das sprachliche Werkzeug der Katego-
risierung. Vgl. dazu den Überblick bei Hausendorf 2000b, S. 179ff., zum
Zuordnen als einer der Unteraufgaben der Kategorisierung.
- 152 Koselleck 2020a, S. 107.
- 153 Koselleck 2020b, S. 212.
- 154 Koselleck 2020b, S. 211.
- 155 Koselleck 2020a, S. 119.
- 156 Koselleck 2020b, S. 211.
- 157 Koselleck 2020b, S. 214.

- 158 Goffman 1963, S. 18.
- 159 Das lehnt sich an Gumperz 1982 an.
- 160 Vgl. Austin 1963.
- 161 Luckmann 1988 und Schlieben-Lange 1983.
- 162 S. dazu o. Kap. 3, RESSOURCEN MULTIMODALER INTERAKTION: SPRACHE, KÖRPER UND ARCHITEKTUR.
- 163 Weitere Ausführungen dazu bei Hausendorf 2008a.
- 164 Vgl. Goffman 1974b.
- 165 Vgl. Hoffmann 1983; Rehbein 1993; Ehlich 2007a.
- 166 Vgl. Quasthoff 1979.
- 167 Vgl. zur Therapeutisierung als einem damit einhergehenden Rahmungseffekt Hausendorf 2011.
- 168 Birkner et al. 2020, S. 85.
- 169 Birkner et al. 2020, S. 85.
- 170 Schegloff und Sacks 1973, S. 77.
- 171 Schegloff und Sacks 1973, S. 73.
- 172 Vgl. dazu die Ausführungen bei Birkner et al. 2020, S. 97ff.
- 173 Hier formuliert in Anlehnung an Gülich und Mondada 2008, S. 82, die sich auf die klassische Darstellung bei Schegloff und Sacks 1973, S. 294f., beziehen.
- 174 Darauf gehen Birkner et al. 2020, S. 264ff., ausführlich ein.
- 175 Vgl. Hausendorf und Quasthoff 1996, S. 134.

Kopräsenz im Wandel – zum Abschluss ein Blick nach vorn

- 1 S. dazu o. Kap. 2, MYTHOS KOPRÄSENZ: RAUM-ZEIT-APRIORI, STILISIERUNG VON UNMITTELBARKEIT, »AGENCY«-IDEALISIERUNG.
- 2 Meyer 2014a, S. 96.
- 3 Das Gegenteil ist der Fall. Vgl. zum breit untersuchten Feld der Erwachsenen-Kind-Interaktion z.B. den Überblick bei Hausendorf und Quasthoff 1996, S. 25ff.; Hinweise auf empirische Studien zu »Grenzbereichen der Kommunikation« gibt Reichertz 2020, S. 18f.; einen Überblick über interaktionssoziologische Studien zur Kommunikation mit »Menschen mit kommunikativen Einschränkungen« gibt Meyer 2014a, S. 96ff.
- 4 So die Darstellung z.B. bei Reichertz 2020, S. 19.
- 5 Tomasello 2017, S. 84f.

- 6 Vgl. z.B. die Zusammenfassung bei Levinson 2006, S. 54., in der im Anschluss an Prinzipien menschlicher Interaktion basale Merkmale von Interaktionsfähigkeit (»special capacity for social interaction«, S. 39) aufgeführt werden, die als »human interaction engine« (S. 44; Hervorhebung im Original) eine Art Grundausrüstung mit kognitiven Fähigkeiten und Verhaltensdispositionen ausmachen.
- 7 Goffman 1971a, S. 9.
- 8 Damit folgen wir einem bekannten Vorschlag aus der neueren soziologischen Systemtheorie. Prägnant zusammengefasst bei Fuchs 2005, S. 39: »Es gibt niemanden mehr, der kommuniziert – außer Kommunikation selbst.«
- 9 Reichertz 2020, S. 18f. u.a. mit Bezug auf Lindemann 2002. Vgl. aus linguistischer Sicht auch Lind 2022.
- 10 Vgl. dazu Hausendorf 2020d.
- 11 Ein Beleg für viele: Reichertz 2020, S. 20; Hervorhebung im Original: »Welche Folgen hat es für die Theoriebildung, wenn man kommunikatives Handeln *nicht mehr* an bewusstes und *intentionales* Handeln in Kopräsenz bindet?«
- 12 Viele Belege für diesen Forschungsstand liefert Muhle 2019, S. 85f.
- 13 Muhle 2019, S. 86.
- 14 Cerulo 2009, S. 532.
- 15 Vgl. kritisch dazu die »Konzeptionen von Kommunikation mit nicht-menschlichen Interaktionspartnern«, die bei Harth 2021, S. 143, diskutiert werden.
- 16 Zur Erinnerung: Die »Agency«-Idealisierung setzt da ein, wo von »normalen wachen Erwachsenen«, vom »isolierten vollkompetenten Akteur«, also einer »fiction of competent adulthood« ausgegangen wird (Meyer 2014a, S. 96ff.). Diese Idealisierung ruht auf der hier beschriebenen humanzentrierten, handlungstheoretischen Engführung auf.
- 17 Es ist z.B. bekannt, dass Goffman viele seiner Beobachtungen aus der Beschäftigung mit den Praktiken der Kategorisierung von Gesunden vs. Geisteskranken und psychisch Kranken gewonnen hat (vgl. dazu die Hinweise bei Auer 2013b, S. 153f.).
- 18 Goffman 1971a, S. 8f. (dort auch die vorausgehenden Zitate).
- 19 Goffman 1971a, S. 9.
- 20 Die Beispiele sind abrufbar unter: <https://www.youtube.com/watch?v=DSVN56jQMWM> (Friseursalon) und <https://www.youtube.com/watch?v=T>

- YUQ2dPNCc4 (Restaurant, letzte Zugriffe am 01.05.2024). Das Beispiel wird auch kommentiert bei Brommer und Dürscheid 2021, S. 18.
- 21 Vgl. Luhmann 1984b, S. 207ff.
 - 22 Das ist hier nicht unser Thema. Vgl. aber Tomasello 2020.
 - 23 Vgl. Horton und Wohl 1956. Eine Analyse solcher Formen der Adressierung bietet Oevermann 1999. Zum Status »parasozialer Interaktion« als gesendet-empfangener Kommunikation vgl. Hausendorf 2001.
 - 24 Das Problem ist aus der Untersuchung von Kontakten zwischen Angehörigen und Menschen mit Demenz bekannt (vgl. dazu die Hinweise bei Meyer 2014a, S. 99; dort auch das Zitat).
 - 25 Das Beispiel stammt von Hiloko Kato (persönliche Mitteilung), die im Rahmen eines Seminars Aufzeichnungen davon gesammelt hat, wie Autofahrer ihr Auto wie einen Kommunikationspartner behandeln (und z.B. nicht nur ansprechen, sondern auch berühren und streicheln).
 - 26 Tomasello 2020, S. 83.
 - 27 Fuchs 2005, S. 40f.
 - 28 Fuchs 2005, S. 40.
 - 29 Fuchs 2005, S. 44.
 - 30 Weinrich 1993, S. 87., 108.
 - 31 Vgl. dazu z.B. die Ausführungen bei Meyer 2014a, S. 100., der vier »Dimensionen von Interaktion« unterscheidet, aus denen sich grundlegende Merkmale von Interaktionsfähigkeit ableiten lassen. Die Darstellung überschneidet sich z.T. mit unseren Ausführungen. Dabei kommt aus unserer Sicht allerdings zu kurz, dass Interaktionsfähigkeit als fallspezifisch flexible Hervorbringung der Interaktion betrachtet werden muss (was übrigens zur sonstigen Argumentation bei Christian Meyer sehr gut passt).
 - 32 Weiterführende Hinweise zum systemtheoretischen Konzept der Person und seiner Relevanz für die Definition von Interaktionsfähigkeit finden sich bei Muhle 2019, S. 90ff.
 - 33 Vgl. dazu z.B. die Beiträge in Schetsche und Anton 2021.
 - 34 Luhmann 1987.
 - 35 Viele Hinweise dazu gibt Tomasello 2020, S. 86., der diesbezüglich von der »Neunmonatsrevolution« spricht.
 - 36 Bruner 1981, S. 41.
 - 37 Vgl. dazu mit weiteren Hinweisen auf den Forschungsstand Hausendorf und Quasthoff 1996, S. 300.

- 38 Die Vorstellung einer »Zone der nächstfolgenden Entwicklung« geht auf Lew Wygotsky (vgl. z.B. 1978) zurück, die daran anschließende Metapher des »scaffolding« wurde von Jerome Bruner geprägt (vgl. z.B. 1978). Ein Überblick über die einschlägige Forschung findet sich bei Hausendorf und Quasthoff 1996, S. 290ff., die in Anlehnung an Bruner mit Bezug auf den Erwerb von Erzählfähigkeiten von einem »Discourse Acquisition Support System« sprechen (S. 290.).
- 39 Die Beobachtungen stammen aus dem Forschungsbericht bei Meyer 2014a, S. 104.
- 40 Meyer 2014a, S. 99. Christian Meyer bietet einen instruktiven Überblick über neuere Studien zur Interaktion mit Menschen mit Demenz, der explizit auf verschiedene Dimensionen von Interaktionsfähigkeit eingeht.
- 41 Tirschmann 2020, S. 262.
- 42 Ähnlich argumentiert Meyer 2014a, S. 99.
- 43 Tirschmann 2020, S. 266. Vgl. dort auch das kritische Fazit.
- 44 Das zeigen z.B. Interviews mit Pflegekräften, wenn es zu Tötlichkeiten von Patient:innen mit Demenz kommt und diese Tötlichkeiten nicht auf eine bewusste Intention, sondern auf die Erkrankung zurückgeführt werden, so dass der Akteursstatus der Patient:innen aus Sicht der Betreuenden stark eingeschränkt ist und z.B. eine Behandlung der Patient:innen gegen Widerstand zulässt (vgl. Lindemann und Barth 2020).
- 45 Vgl. Suchman 2007, S. 1f.; das Konzept der »materialized refiguration« stammt von Donna Haraway (zit.n. Suchman 2007, S. 1, Anm. 1).
- 46 Vgl. dazu die Ausführungen bei Nassehi 2019, S. 228ff.
- 47 Vgl. Muhle 2019.
- 48 Vgl. z.B. Bock und Mayer 2020; Straub 2021 und als Überblick Koolwaay 2018.
- 49 Es entbehrt nicht ganz der Ironie, dass zum Zeitpunkt der Fertigstellung dieses Essays ein künstlich intelligenter Chatbot wie »ChatGPT« für Furore sorgt, der im Medium textbasierter Nachrichten auf eine neuartige Weise Interaktionsfähigkeit im Sinne von Dialogfähigkeit suggeriert.
- 50 Von einem »hybriden Austausch« ist z.B. bei Krummheuer 2010, S. 315ff., mit Bezug auf den Umgang mit »Embodied Conversational Agents« die Rede. In eine ähnliche Richtung gehen auch Überlegungen aus Studien zum Einsatz stationärer sprachgesteuerter Assistenzsysteme (wie »Alexa«) in privaten Haushalten, die ebenfalls als »technische Adressen« einen »soziotechnischen Dialog« ermöglichen, ohne dabei allerdings die Brüchigkeit und den Simulationscharakter einer auf Kopräsenz beruhenden

Kommunikation überspielen zu können (vgl. Habscheid 2022; Habscheid et al. 2023).

- 51 »Interaktion ohne Gegenüber?« ist ein Aufsatz von Ruth Ayaß betitelt (2005), in dem das Spektrum der behandelten Kommunikationsformen von »Interaktion mit abwesenden Anwesenden« (S. 34 – wozu »parasoziale Interaktion« (S. 35) vor dem Fernseher gezählt wird) über »Interaktion ohne ›leibhaftiges‹ Gegenüber« (S. 37 – wozu »technisch hergestellt[e]«, »medial vermittelt[e]« Kommunikation (ebd.) im Sinne der uns hier interessierenden Telefongespräche und Videokonferenzen gezählt wird) bis zu »Interaktion ohne ›menschliches‹ Gegenüber« (S. 42) reicht (wozu dann die Interaktion mit »Agenten, virtuellen Personae oder Avataren« (ebd.) gezählt wird und was wohl auch die soeben von uns beschriebene Mensch-Roboter-Interaktion miteinschließen würde).
- 52 Vgl. auch die kritischen Hinweise zum Gegensatz von vermittelt (»mediated«) vs. unvermittelt bei Due und Licoppe 2020, S. 6: »In the most basic forms, all interaction is mediated in some way, e.g. by language, bodies, objects, culture, history, technologies and so on [...]. There is no unmediated interaction with which the mediated can be contrasted.«
- 53 Diese Differenz zwischen Telepräsenz (die auf Erreichbarkeit beruht) und Telekopräsenz (die auf Kopräsenz beruht) ist vor allem in zeitgenössischen Kommentaren zu den Auswirkungen der COVID-19-Pandemie auf die Sozialform der Interaktion (s.o. Kap. 1) oft übersehen worden (vgl. dazu etwa Wabel 2021, der von »[p]rekäre[r] Kopräsenz« spricht und sich damit z.B. auf die Übertragung eines Geisterkonzerts der Berliner Philharmoniker bezieht, bei dem Kopräsenz durch Erreichbarkeit ersetzt worden ist, was die Einbeziehung des Publikums betrifft – bezüglich dessen von Kopräsenz keine Rede mehr sein kann).
- 54 Vgl. Hutchby 2001; Knorr Cetina 2014.
- 55 D'Antoni et al. 2022, S. 289; vgl. auch den Überblick S. 284ff.
- 56 Mondada 2010, S. 278.
- 57 Immerhin hat Emanuel Schegloff in seinem viel zitierten Modell zur Eröffnung von Telefongesprächen (vgl. Schegloff 1972) bekanntlich das Klingeln des Telefons als ersten Teil der initialen Paarsequenz (»summons-answer«) miteinbezogen, worauf auch Mondada 2010, S. 278, hinweist.
- 58 Vgl. dazu die Überblicke bei Haddington und Oittinen 2022, S. 339ff.; Due und Licoppe 2020; Mlynář et al. 2018; Licoppe und Morel 2012, S. 399ff.
- 59 Vgl. Due und Licoppe 2020, S. 7.

- 60 Das ist der Gegenstand des Dissertationsprojekts von Johanna Jud, dem meine Beschäftigung mit Telekopräsenz sehr viele Anregungen und Hinweise verdankt; vgl. dazu Hochuli und Jud 2023; Hochuli und Jud i. Vorb.; vgl. auch Hausendorf 2022b, S. 222ff.
- 61 Die nachfolgende Skizze greift auf die Systematik von Due und Licoppe 2020, S. 5ff., zurück und profitiert stark von den Daten, Analysen und Diskussionen, die in dem vom Schweizerischen Nationalfonds (SNF) geförderten Projekt »Interaktion und Architektur« (<https://www.ds.uzh.ch/de/projekte/intakt.html>, letzter Zugriff 01.05.2024) entstanden sind. Hier sind speziell die von Johanna Jud in ihrem Dissertationsprojekt (»Vergewisserungen von Kopräsenz. Sprache als Ressource in videokonferenz-vermittelten Lehrveranstaltungen«, i. Vorb.) entstandenen Untersuchungen zu erwähnen.
- 62 Due und Licoppe 2020, S. 7, 9.
- 63 Due und Licoppe 2020, S. 9.
- 64 Due und Licoppe 2020, S. 10.
- 65 S.o. Kap. 3, RESSOURCEN MULTIMODALER INTERAKTION: SPRACHE, KÖRPER UND ARCHITEKTUR.
- 66 Gibson 1977.
- 67 Due und Licoppe 2020, S. 8.
- 68 Vgl. Hausendorf et al. 2017; s. auch o. Kap. 3, KOPRÄSENZ UND ALTERNATIVE KOMMUNIKATIONSBEDINGUNGEN: LESBARKEIT UND BENUTZBARKEIT.
- 69 Das Grundgerüst der folgenden Überlegungen wurde zuerst in Hausendorf 2022b veröffentlicht. Wir übernehmen deshalb in überarbeiteter Form Textfragmente aus dieser Publikation (vgl. S. 212–219).
- 70 S.o. Kap. 4, DIE UNWAHRSCHEINLICHKEIT DER INTERAKTION.
- 71 Luhmann 1981a, S. 26; Hervorhebung im Original.
- 72 Vgl. Luhmann 1997a; Hausendorf et al. 2017, S. 74ff.
- 73 Heintz 2015, S. 230.
- 74 Die Pointe der Argumentation besteht dann darin, auf die »Unverzichtbarkeit von Anwesenheit« auch und gerade mit Blick auf die Konstitution der Weltgesellschaft zu verweisen (vgl. Heintz 2015).
- 75 Vgl. Hausendorf et al. 2017, S. 34ff.
- 76 Freilich gilt das nicht für alle Kommunikationstechnologien. Entgegen der Metaphorik erlaubt die textbasierte Kommunikation via E-Mail, Chat oder Messenger in der Regel keine Wahrnehmungswahrnehmung.
- 77 Vgl. Ong 1982.

- 78 Bettina Heintz weist auf eine Tendenz der »neueren Medienforschung« hin, »das Kriterium der Kopräsenz aufzugeben und Interaktivität nur noch an Ko-Temporalität festzumachen« (2015, S. 236).
- 79 Vgl. dazu Dürscheid 2012, S. 28f.
- 80 Vgl. Hausendorf et al. 2017, S. 32f.
- 81 Das gilt mit Bezug auf die Linguistik speziell für die sehr folgenreiche Konzeption von Nähe und Distanz (vgl. z.B. Koch und Oesterreicher 1994 und 2007) und die daran anschließende Oralitäts- und Literalitätsdiskussion (vgl. dazu z.B. die Beiträge in Feilke und Hennig 2016).
- 82 Mondada 2010, S. 278.
- 83 Vgl. Goffman 1963.
- 84 Vgl. dazu die Hinweise in Luhmann 1984b, S. 23; Luhmann 1997a, S. 45f.
- 85 Vgl. Zhao 2003.
- 86 Zhao 2003, S. 2.
- 87 Damit ergibt sich ein Vier-Felder-Schema als Kopräsenztaxonomie (vgl. Zhao 2003, S. 2).
- 88 Vgl. dazu als Überblick Shen und Shirmohammadi 2008.
- 89 Vgl. Ramachandran 2021.
- 90 Es ist ein Thema in der Technik- und Mediensoziologie (vgl. z.B. die Beiträge in Rammert und Schulz-Schaeffer 2002a; vgl. auch Mehler 2010), z.T. auch in der Konversationsanalyse (vgl. z.B. Hutchby 2001) und insbesondere in der Tradition der »work place studies« (vgl. Knoblauch und Heath 1999; Heath und Luff 2000). Vgl. auch die Hinweise auf die Bedeutung von »teletechnologies« bei Knorr Cetina 2009, S. 73; Knorr Cetina 2013. Vgl. speziell mit Bezug auf den kommunikationstechnologisch induzierten Wandel des Interaktionsraums Keating 2006a und als Überblick Keating 2006b.
- 91 Ein anderes Beispiel dafür ist die Interaktionsarchitektur des Hörsaals mit ihrer Konfiguration der Vorlesung, die in gewisser Hinsicht Strukturmerkmale massenmedialer Kommunikation vorwegnimmt, auch wenn sie konstitutiv auf Kopräsenz beruht (vgl. dazu die Hinweise bei Hausendorf et al. 2021, S. 663ff., speziell S. 666).
- 92 Die folgende Darstellung lehnt sich an Hausendorf 2022b an.
- 93 Vgl. Benini 2021.
- 94 Vgl. Brône und Oben 2018.
- 95 S. schon o. »TELEKOPRÄSENZ«: ANWESENHEIT AUS DER FERNE, I. Vgl. dazu auch die Programmatik und Praxis der Gestaltung von »smart cities«

- mit »smarte[n] Appartmentkomplexe[n]« in Südkorea: Bartmanski et al. 2021.
- 96 Ich bin auf den Fahrkartenschalter und seine Interaktionsarchitektur im Rahmen einer Vorlesung am Zürcher Hauptbahnhof gestoßen (»Linguistik der Kommunikation«, Herbstsemester 2013). Im Jahr 2014 sind in Zusammenarbeit mit Lorenza Mondada umfangreiche Audio- und Videoaufzeichnungen von Schaltergesprächen an verschiedenen Schweizer Bahnhöfen entstanden (vgl. dazu Hausendorf und Mondada 2017). Die folgende Darstellung beruht auf diesen Daten und lehnt sich an die Argumentation in Hausendorf 2022a an. Zu nennen ist auch das SNF-Projekt »IntAkt« (<https://www.ds.uzh.ch/de/projekte/intakt.html>, letzter Zugriff am 01.05.2024), in dem der Schalter eines der untersuchten interaktionsarchitektonischen Settings bildet, das von Alexandra Zoller in ihrem Dissertationsprojekt behandelt wird.
- 97 Radlbeck 1980, S. 9. Der Ausdruck »Billet-Haus« findet sich z.B. als Angabe auf einem Grundriss des Lehrter Bahnhofs (Berlin) von 1875 (Bley 1996, S. 42). Vom »Kassenhäuschen« spricht Radlbeck 1980 in seinen Bemerkungen zur Entwicklung des Fahrkartenschalters (S. 9ff.). Ich danke Michael Obrist für seine diesbezüglichen Recherchen.
- 98 Thomsen 2010, S. 25.
- 99 Die Abb. 23a bis 23c stammen aus Videoaufzeichnungen, die in einem gemeinsamen Projekt mit Lorenza Mondada am Bahnhof Zürich entstanden sind (vgl. Hausendorf und Mondada 2017, S. 8; s. auch o. Anm. 96).
- 100 S. dazu die Abb. 11.3 und 11.4a und 11.4b bei Hausendorf 2022a. Auf den Konsulatsschalter bin ich im »Büro des Honorarkonsuls der Bundesrepublik Deutschland Zürich« gestoßen (<https://honorarkonsul-zuerich.de/>, letzter Zugriff am 01.05.2024).
- 101 Hausendorf 2022a, S. 200f.
- 102 Dies ist eine vereinfachte Wiedergabe. »Es Halbs« referiert auf das Halbtaxabonnement der SBB, »Gontenschwil« ist ein Ortsname. Das Beispiel stammt aus unseren Erhebungen am Bahnhof Zürich (vgl. die Dokumentation und Analyse dieser Gesprächseröffnung in Hausendorf und Mondada 2017, S. 21ff.; vgl. auch Hausendorf 2022a, S. 213ff.).
- 103 Mit der multimodal organisierten Beendigung von Schaltergesprächen und der Rolle der Drehscheibe für die Beendigung beschäftigt sich Adriano Sabini in seiner Dissertation (vgl. Sabini 2023).

- 104 Für Armin Nassehi ist diese Form der »Habitualisierung« bereits ein Aspekt von »Technik« und »Technisierung«: Vgl. dazu im Anschluss an die soziologische Technikdiskussion Nassehi 2019, S. 197.
- 105 Rammert und Schulz-Schaeffer 2002b, S. 17.
- 106 Es passt zu dieser These, dass wir seit einiger Zeit erleben, wie die Schalterhalle mit Glasschaltern zurückgebaut wird zugunsten offener Servicebereiche mit Bedientheken nicht nur für Verkauf, sondern auch für Beratung. Die Architektur des Schalters scheint also auch und gerade mit der Technologie des modernen Fahrkartenautomaten obsolet geworden zu sein (Hinweise dazu bei Hausendorf und Mondada 2017, S. 10ff.; Hausendorf 2022a).
- 107 Wenn sich herausstellt, dass sich im Fahrkartenautomaten tatsächlich ein Mensch aus Fleisch und Blut befindet, sorgt das entsprechend für Überraschung, Irritation – und Belustigung. Vgl. dazu Knüsel 2020. Ich verdanke den Hinweis darauf Alexandra Zoller.

